

# Bibliothek
der
# Unterhaltung
und des
# Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1886.

**Neunter Band.**

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

# Inhalts-Verzeichniß des neunten Bandes.

# Böse Mächte.

## Roman

von

## E. Wild.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Graf Stettenheim stand stumm und starr der glänzenden Erscheinung der Sängerin gegenüber. Wie zu einem Feste hatte sie sich geschmückt, die raffinirtesten Künste anwendend, um das Bild ihrer Schönheit in einem derselben würdigen Rahmen zu fassen.

Ein langes purpurrothes Sammtgewand umgab die schöne, schlanke Gestalt; als hätten diese vollen, weichen Formen einen glänzenden Sonnenstrahl festgehalten, so schimmerte ihr dunkles Kolorit aus dem leuchtenden Purpurgewande hervor, das die klassisch geformten Arme, den stolzen, herrlichen Nacken freigab. Das prachtvolle blauschwarze Haar war kronenartig aufgesteckt, und blitzende Brillantsterne warfen ihren leuchtenden Schein über Danilla's sanftgeröthetes Gesicht.

Mit feuchtglänzenden Augen, mit verlangend geöffneten Lippen trat sie näher.

„Eugen, Geliebter," hauchte sie, „ich komme selbst, ich kann es nicht ertragen, Dich zürnend zu wissen, o, sei wieder gut!"

Sie lehnte schmeichelnd ihr schönes Haupt an seine Schulter; er rührte sich noch immer nicht.

„Sei gut, sei gut," fuhr sie in bestrickenden Tönen fort, „sieh', ich liebe Dich so unendlich, was kümmert uns die Welt, laß' uns in unserer Liebe glücklich sein."

Ein Schauer flog durch seinen Körper, aber er antwortete noch immer nicht.

„Eugen, Du Einziggeliebter," begann sie in dringendem Tone, „Du wirst doch nicht an die Verleumdungen glauben wollen, die boshafte Menschen über mich ausgesprengt haben — Du solltest mich doch besser kennen, Geliebter."

Jetzt drängte er sie sanft, jedoch entschieden von sich. „Was soll das heißen?" frug er rauh; „warum hast Du Dich vertheidigt, ehe ich Dich angeklagt. Wenn Du stets wahr und offen gegen mich gewesen bist, so war dies nicht nöthig."

Er hatte ruhig und fest gesprochen, aber sie sah doch, daß seine Lippen bebten und die stolze Gestalt ihre sichere Haltung verloren hatte.

„Warum, warum," wiederholte sie, „warum? Weil ich Dich liebe, weil ich den Gedanken nicht ertragen könnte, mich von Dir verkannt zu wissen, auch nur einen Tag, eine Stunde lang."

Sie hatte seine Hand erfaßt und sah ihm flehend in die Augen.

In das bleiche Gesicht des Grafen stieg eine leise Röthe, aber sein Blick blieb ernst wie zuvor.

„Danilla," sagte er, und man hörte es an dem Tone

seiner Stimme, welch' heißer, heftiger Schmerz sein Inneres durchbebte, „Danilla, das Weib, das ich zu meiner Gattin mache, dem ich meinen Namen gebe, muß rein und frei von Trug und Sünde sein. Es muß Eins sein mit meinem Denken und Fühlen, nur für mich leben, mir Alles, Alles sein!"

„Geliebter!"

Er machte eine abwehrende Bewegung. „Laß mich ausreden! Ich liebte Dich, Du erschienst mir als das beste, herrlichste Weib, das der Himmel je geschaffen, gleich vollkommen an Geist und Körper, als an Herz und Seele. Kein unedler Gedanke, so glaubte ich, hatte jemals Deine Seele befleckt, wie in einem offenen Buche, so däuchte mir, war es mir vergönnt, in Deinem Innern zu lesen. Dein Brief hat mich eines Anderen belehrt. Du suchtest Dich mit wilden, leidenschaftlichen Worten vor mir zu rechtfertigen, und daß Du eben so vieler Worte dazu brauchtest, das nahm die Binde von meinen Augen. Das Weib, das ich liebe, muß ohne Makel, ohne Tadel in Aller Augen dastehen, ein Wort, ein Blick von ihr muß genügen, um jede Verleumdung verstummen zu machen. Was hast Du gethan? Kennst Du noch den Wortlaut des Briefes, den Du mir schriebst — diese Bitten, Klagen, Betheuerungen, hattest Du dies Alles mir gegenüber nöthig? Bevor ich Deinen Brief empfing, würde ich Dich gegen die ganze Welt vertheidigt haben — jetzt kann ich es nicht mehr — es ist eine Saite in meinem Herzen gesprungen, die Harmonie unserer Seelen ist zerstört für immerdar."

„Eugen," hauchte sie tonlos, mit erbleichenden Wangen.

„Danilla, sieh' mich an — sprich kein Wort, laß mich nur in Deinen Blicken lesen, ob Du mich hintergangen und getäuscht hast. Du zitterst, Du erbleichst? — Weib! — Es ist also wahr — wahr, das Gerücht hat nicht gelogen — ich habe meine besten Gefühle an eine Betrügerin verschwendet?"

Danilla stieß einen wilden Schrei aus und sank vor ihm in die Kniee.

„Ich liebe Dich, ich liebe Dich ja," schrie sie mit gerungenen Händen, „aus Liebe zu Dir habe ich gefehlt, gesündigt, Dich in dem Glauben bestärkt, ich sei Dir gleich an Geburt und Rang — o, wie kleinlich, wie schwach ist Deine Liebe zu mir, daß Dich die Entdeckung, ich sei ein Kind des Volkes, keine Dir Ebenbürtige, so entsetzen, so hart und fühllos machen kann! Ist was die Liebe, die Alles bewältigende Liebe, die sich an Standesrücksichten bindet und nach dem Stammbaum der Geliebten frägt, ist —"

„Halt ein," unterbrach er sie, sie mit starker Hand emporziehend, „halt ein, und lästere nicht weiter. Das ist es nicht, ich frage nicht nach Rang und Titel — die arme, namenlose Künstlerin wäre mein Weib geworden, denn ich verlangte nur Treue und Reinheit des Herzens. Die Lügnerin, die Betrügerin aber, die sich mit einem erborgten Namen schmückt, die ihre eigene Mutter als Dienerin an ihrer Seite leben läßt, die wird es nie, nie!"

Ein dumpfes Stöhnen entrang sich ihrer Brust. Sie warf sich auf's Neue zu seinen Füßen und umklammerte seine Kniee.

„Ich kann nicht von Dir lassen," rief sie jammernd, „ich kann es nicht, nein, ich kann es nicht! Eugen, Geliebter, verstoße mich nicht, vergib, vergib! Du siehst meine Reue, meinen Schmerz, vergib, o vergib!"

„Nie! Das Weib, das nur darnach strebte, Gräfin zu werden, das kein unlauteres Mittel scheute, um zum Ziele zu gelangen, dieses Weib hat jeden Werth für mich verloren — geh' — wir sind zu Ende!"

Sie ging nicht, jammernd und flehend lag sie zu seinen Füßen, bettelnd um ein gütiges Wort, einen freundlichen Blick.

Vergebens! Vergebens!

Graf Eugen blieb kalt und stumm.

Halb sinnlos vor Schmerz, Zorn und getäuschter Erwartung erhob sich die schöne Danilla aus ihrer bittenden, demüthigen Stellung. Noch blieb ihr ein Mittel, und auch dieses wollte sie nicht unversucht lassen.

Aus den Falten ihres Gewandes einen Dolch hervorziehend sagte sie mit blitzenden Augen: „Gut denn, da Du nicht für mich leben willst, so will ich für Dich sterben."

Sie hob den blinkenden Stahl, da faßte des Grafen Hand die ihre, und nach kurzem Ringen war die Waffe in Stettenheim's Besitz.

„Sterben willst Du," sagte er, und jeder Ton kam zischend und keuchend aus seiner mächtig arbeitenden Brust, „sterben, nein, das sollst Du nicht! Du wirst noch andere Thoren finden, die in dem schönen Körper eine schöne Seele suchen und sich täuschen werden. Sterben, sterben

sollst Du nur in meinem Herzen, so wie Du hier auf dieser Leinwand stirbst."

Er trat vor Danilla's Bild, und mit einem sicheren, scharfen Schnitte hatte er es mitten entzwei geschnitten. Das Bild, an dem er noch vor Kurzem mit so viel Hingebung und Liebe gemalt hatte, war vernichtet, zerstört für immer.

Bleich und bebend hatte die Sängerin seinem Beginnen zugesehen. Ihre flammenden Augen bohrten sich förmlich in das finstere Antlitz des Mannes, dessen Liebe sie in dieser Stunde verloren hatte. Also doch! Es war ein hoher Preis, um den sie gekämpft, und sie hatte ihn verloren!

Und während sie so dastand, bleich, bebend, mit zuckenden Lippen, vollzog sich eine seltsame Wandlung in ihrem Herzen.

Sie hatte geglaubt, im Vollglanze ihrer berückenden Schönheit nur vor ihn hintreten zu dürfen, um diesen Mann ihrem Willen gefügig zu machen, ihn auf's Neue, ja noch fester an sich zu ketten. Statt dessen war sie von ihm verstoßen, gedemüthigt, in den Staub getreten worden.

Der Zauber ihrer Schönheit war dahin, seit sie schuldbewußt vor ihn getreten, die Lügnerin war seinem Herzen fremd geworden.

O, über die Strenge dieses Mannes, der auf seine eigene Unfehlbarkeit stolz, sie so hart, so grausam von sich stoßen konnte! Wohl, ihre Liebe war nicht frei von Berechnung und Ehrgeiz gewesen, aber sie hatte ihn doch

geliebt, wie noch nie zuvor Jemand, und diese Liebe der schönen, gefeierten Künstlerin hätte doch so viel Werth für ihn haben sollen, um das, was sie gefehlt, mit dem Schleier der Vergessenheit zu überdecken.

Sie richtete sich stolz empor, und ein kaltes, hartes Lachen kam von ihren Lippen.

Welch' ein Vandalismus, dieses Kunstwerk zu zerstören, das ihre Züge in so wunderbarer Lieblichkeit wiedergegeben hatte! Ihre Eitelkeit fühlte sich verletzt, gekränkt, und je länger ihr Auge auf diesem bleichen Männerantlitze weilte, desto höher schlugen in ihrem Innern die Flammen des Hasses empor.

Ja, sie haßte ihn nun, sie haßte ihn, diesen sittenstrengen Mann, dem zu Liebe sie sich soeben so tief gedemüthigt hatte; sie haßte ihn leidenschaftlicher, als sie ihn einst geliebt, und mit einer wahren Wollust weidete sie sich an den Qualen, an den Schmerzen, die er um sie litt.

„Herr Graf," sprach sie nun mit volltönender, ruhiger Stimme, „Sie haben jetzt Ihre Rache vollzogen, später kommt die meinige! Behalten Sie den Dolch als ein Andenken an diese Stunde, wir werden uns noch wiedersehen!"

Sie raffte ihren Mantel auf und warf ihn um ihre Schultern, dann schlug sie den Spitzenschleier so dicht um Gesicht und Haupt, daß nur die Augen sichtbar waren.

„Eines Tages werden wir uns wieder gegenüberstehen," rief sie höhnend, dann war sie verschwunden.

Der Graf sah ihr sprachlos nach. Das also war die Liebe, die sie für ihn gefühlt. Das also, das war die

Göttin, zu der er liebend emporgeblickt — das Ideal seines Herzens, seiner Träume von Glückseligkeit!

Er schleuderte den Dolch weit von sich und barg das Gesicht in beide Hände; er schämte sich der Thränen, die ihm unaufhaltsam in die Augen drangen, und schluchzend wie ein Kind sank er zu Boden.

Der starke Mann weinte um sein verlorenes Glück, um das verlorene Vertrauen zu der Reinheit eines Weibes, er weinte über sich selbst, über seine eigene Schwachheit, noch um ein Weib zu trauern, das seiner so wenig würdig war. Wie öde, wie trostlos lag jetzt das Leben vor ihm — rings um ihn war es Nacht, tiefschwarze Nacht!

Er fuhr empor und sah wild um sich. Wie trübe schienen ihm jetzt die Flammen zu brennen, die noch vor einer Stunde so hell das Gemach erleuchtet hatten. Der süße Duft des Flieders dünkte ihm widerlich betäubend, mit drückend bleierner Schwere senkte es sich auf seine Brust herab. „Luft, Luft," stöhnte er nach Athem ringend.

Taumelnd raffte er sich auf, um zu dem Tische zu gehen, auf dem die Glocke stand.

Jetzt stand er da und streckte die Hand nach der Glocke aus, da überfiel ihn mit einem Male ein jäher Schwindel, er versuchte es, sich am Tischrande festzuhalten, da verließen ihn seine Kräfte.

Einen dumpfen Schrei ausstoßend, sank er nieder, bei seinem Sturze die scharfe Kante des Marmortisches streifend.

Noch ein leiser Wehlaut entschlüpfte seinen Lippen, dann war es still, ganz still.

## Achtes Kapitel.

Am nächsten Tage durchlief es wie ein Lauffeuer die Residenz, die schöne Danilla habe ihren Kontrakt gelöst und sei schleunigst abgereist, Graf Eugen Stettenheim liege todkrank darnieder.

Man sprach sogar von einem Selbstmordversuche, den der Graf an sich verübt haben sollte, obgleich der offizielle Bericht lautete, daß Graf Eugen, von einem Schwindel befallen, gestürzt sei, und sich beim Fallen an der scharfen Tischkante schwer verletzt habe. Dieser Bericht war wohl wahrheitsgetreu, aber kein Mensch schenkte diesen Angaben Glauben.

Die Fürstin sah entsetzlich bleich und niedergedrückt aus und war in einer höchst ungnädigen Stimmung; Comtesse Juliane war sofort an das Krankenlager ihres Bruders geeilt, um dessen Pflege zu übernehmen, und Ulrike zitterte und bebte, daß dieses Ereigniß ihren Plänen hinderlich sein könnte.

Doch Fürstin Karoline hielt Wort; Moritz v. Reichstein wurde ihr vorgestellt, und wenige Tage schon nach dieser Vorstellung war er unter das Reisegefolge des jungen Erbprinzen eingereiht.

Das Wetter hatte plötzlich umgeschlagen; den schönen, sonnigen Oktobertagen waren kalte, häßliche Regentage gefolgt; die Reise des Erbprinzen mußte deshalb beschleunigt werden, die nöthigen Vorkehrungen wurden in größtmöglichster Eile getroffen, und begleitet von den heißen Segenswünschen seiner fürstlichen Mutter trat Erbprinz Otto seine Reise nach dem Süden an.

Ulrike sah schweren Herzens den Geliebten scheiden, sie

hatte in den letzten Tagen viel von ihrer hoffnungsfreudigen Zuversicht verloren, und böse Ahnungen bedrückten ihr sonst so muthiges Herz.

Reichstein schrieb oft und viel; er hatte es verstanden, sich in der Gunst des Erbprinzen festzusetzen, und auch mit den übrigen Herren der Reisebegleitung stand er auf's Beste. Ulrike freute sich, dies Alles zu hören, aber so ganz froh und sorgenlos konnte sie doch nicht werden.

Der Zustand des Grafen Stettenheim besserte sich nur langsam, doch war jede Lebensgefahr vorbei; Comtesse Juliane weilte indessen noch immer bei ihrem Bruder, und die Prinzessin Berthilde, die Tochter der Fürstin Karoline, mußte die ihr liebgewordene Gefährtin entbehren.

Prinzessin Berthilde war mit ihrer Cousine stets zusammen gewesen; die jungen Damen waren einander zärtlich zugethan, und die Prinzessin hatte die von ihr unzertrennliche Gefährtin anfänglich schmerzlich vermißt. Es war daher begreiflich, daß die Prinzessin nach anderweitiger Zerstreuung suchte und so auch ihre Musik- und Zeichenstudien wieder eifriger aufnahm.

Herr Erlberg, der Hofbankier, der schon seit Jahren mit Sehnsucht auf das kleine Wörtchen „von“ zwischen seinem Tauf- und Familiennamen harrte, hatte einen jüngeren Bruder, der ein bekannter Maler war, und seit Kurzem bei ihm in der Residenz zum Besuche weilte.

Als der Bankier von den neuerlich mit so viel Eifer aufgenommenen Studien der Prinzessin hörte, kam ihm sofort der Gedanke, seinen Bruder als Lehrer der Prinzessin an den Hof zu bringen.

Nicht seines Bruders Robert wegen, denn dieser gab nicht so viel auf Fürstengunst, aber er wiegte sich in der Hoffnung, vielleicht dann für sich Vortheil daraus ziehen zu können.

Robert Erlberg lachte seinem Bruder in's Gesicht, als ihm dieser von seinen Plänen sprach.

Er wollte in dem „kleinen, langweiligen Neste", wie er zum größten Entsetzen des Bankiers die Residenz nannte, nur wenige Wochen bleiben, und hatte durchaus keine Lust, während dieser Zeit den devoten, ganz ergebenen Lehrmeister eines stolzen Fürstenkindes zu spielen.

Als er aber Prinzessin Berthilde eines Tages bei einer Ausfahrt gesehen, sträubte er sich nicht mehr so sehr gegen das Projekt seines Bruders, und Herr Erlberg hatte es vermöge seiner einflußreichen Verbindungen bei Hofe richtig bald dahin gebracht, daß dem Maler die Ehre zu Theil wurde, der Prinzessin Malunterricht ertheilen zu dürfen.

Prinzessin Berthilde war eine zarte, blonde Schönheit, mit schmachtenden Vergißmeinnichtaugen und einer sanften, lieblich klingenden Stimme.

Von Natur mit großen Geistesgaben nicht allzu sehr bedacht, und sich dieses Mangels hervorragender Eigenschaften wohl bewußt, hatte sie ein kühles, zurückhaltendes Wesen angenommen, das sie oft stolz und hochmüthig erscheinen ließ, obschon sie es in der That nicht war.

Von dem energischen, entschiedenen Charakter ihrer Mutter hatte die Prinzessin nichts geerbt; sie war von jeher ein sanftes, lenksames Wesen gewesen, das sich dem Willen der Fürstin unbedingt und zu allen Zeiten gefügt hatte.

Von ihrer näheren Umgebung wurde die Prinzessin geschätzt und geliebt, für die Menge galt sie als kalt und unnahbar.

Musik und Zeichnen waren die einzigen Künste, in denen es Prinzessin Berthilde etwas über die Mittelmäßigkeit gebracht hatte, und jetzt, unter der Leitung eines gediegenen Meisters, machte sie in letzterer Kunst rasche Fortschritte.

Die Fürstin war mit diesen Erfolgen ihrer Tochter sehr zufrieden, und Herr Erlberg der Aeltere sonnte sich mit wonnigem Behagen in den Strahlen der fürstlichen Gunst.

Dem Maler lag mehr daran, das Wohlwollen der Prinzessin zu selbst erringen, denn vom ersten Momente an hatte er sich leidenschaftlich in diese stille blonde Schönheit verliebt.

Uneingedenk der Kluft, die ihn von der jungen Dame trennte, gab er sich dieser Liebe mit dem ganzen wilden Ungestüm seiner feurigen Künstlernatur hin, und aus seinen dunklen, gluthvollen Augen fiel ein zündender Blitz in die bisher unberührte Seele der jungen Fürstentochter.

Während draußen der Sturmwind tobte und heulte und dicke Schneeflocken gegen die Fensterscheiben warf, saß Prinzessin Berthilde in ihrem bequem eingerichteten Studirzimmer an der Seite des Mannes, zu dem sie mit einer Art scheuer, inniger Verehrung emporzusehen begann, und dessen zuweilen heiß aufflammende Blicke sie bis tief in die Seele trafen.

In einer Ecke saß die alte Kammerfrau der Prinzessin,

die sie von ihrer zartesten Jugend an behütet und gepflegt hatte. Die alte Frau pflegte meist zu schlummern, und sah deshalb nichts von dem, was um sie herum vorging.

Wäre Comtesse Juliane hier gewesen, so würde sie an diesen Zeichenstunden theilgenommen haben, aber Juliane Stettenheim war an das Krankenlager ihres Bruders festgebannt und blieb voraussichtlich noch den ganzen Winter vom fürstlichen Hofe ferne.

So war denn die Prinzessin so gut wie allein mit dem Maler, und das Pochen ihres Herzens, die intensivere Röthe auf ihren zarten Wangen zeigte an, wie gefährlich ihr dieses Alleinsein zu werden begann.

Die langen blonden Wimpern tief über die blauen Augen gesenkt saß sie da, mit leicht bebender Hand den Stift führend.

Des Malers Auge ruhte mit Entzücken auf den sanft gerundeten Zügen des reizenden Antlitzes, auf den feinen Konturen des leicht vornüber gebeugten Köpfchens, für welches die üppigen Wellen des blonden Haares fast zu schwer waren.

Einer halbgeöffneten Rosenknospe gleich war der kleine blaßrothe Mund anzusehen, an welchen sich das weiche, runde Kinn schloß — und da, dieser schlanke weiße Hals, durch dessen feine Haut die blauen Adern schimmerten, fürwahr, dieses Fürstenkind besaß Reize, die sie einer Königin gleich gemacht hätten, selbst wenn sie in einer niederen Hütte ihre süßen blauen Augen dem Lichte des Tages erschlossen hätte.

Das war sein Modell zu einem Dornröschen, wie er

es schon seit Langem vergeblich gesucht hatte; so sanft, so lieblich hatte er sich das verzauberte Königskind gedacht, das im traumlosen Schlummer unter blühenden Rosen ruhte, bis der heiße Kuß des fremden Königssohnes es zu neuem Leben erweckte.

Neben den anmuthigen, lieblichen Zügen der Prinzessin hob sich das bleiche, geistvolle Antlitz des Malers doppelt markant hervor.

Das dichte dunkle Haar umgab eine hohe, scharf gemeißelte Stirne, unter welcher die etwas tiefliegenden Augen in feuriger Gluth leuchteten.

Der halblange, sorgfältig gepflegte Vollbart gab dem ganzen Gesichte das Gepräge ernster Männlichkeit, und die unter dem weichen, dunkelbraunen Schnurrbarte tiefroth hervorleuchtenden Lippen ließen den Maler auf den ersten Blick jünger erscheinen, als er in Wirklichkeit war.

Robert Erlberg zählte bereits achtunddreißig Jahre und hatte eine toll verlebte Jugend hinter sich.

Genial, geistreich, talentvoll, wie selten Einer, hatte er sich mit überschäumender Jugendlust in das freie, ungebundene Künstlerleben gestürzt.

Tausend tolle Streiche hatte er vollführt und gar vielen schönen Frauen zu Füßen gelegen.

„Der Unwiderstehliche“ pflegten sie ihn in Paris und Rom zu nennen, wo er den größten Theil seiner Künstlerlaufbahn verlebt hatte.

Die vornehmsten, wenn auch nicht immer die schönsten Damen ließen sich von ihm porträtiren, weil er es meisterhaft verstand, irgend einen pikanten, fesselnden Zug selbst

in unschöne Züge zu legen, ohne dadurch der Aehnlichkeit untreu zu werden. Er war durch diesen Vorzug seiner Kunst groß und berühmt geworden, in Hülle und Fülle hatte er Geld und Ruhm dafür eingeheimst; das erstere war wohl wie Schnee in der Sonne rasch zerronnen, aber der letztere war ihm treu geblieben, der Name Robert Erlberg wurde überall mit Bewunderung genannt, er war der verwöhnte Liebling der Frauen, der geschätzte Gast der Männer, und wo er hinkam, ward er mit Auszeichnung empfangen.

Er hatte viel gelebt und viel geliebt, und dennoch hatte es ihm dieses rosenwangige, blauäugige Fürstenkind so wundersam angethan, daß er da meinte, noch nie das Gefühl echter, heißer Liebe empfunden zu haben.

Wie schwelgte er in dem Anschauen dieses lieblichen Antlitzes, das in seiner stillen Ruhe an einen klaren, unbewegten See gemahnte; wie stürmisch klopften seine Pulse, wenn ihn ein Blick ihrer süßen blauen Augen traf, ihre schlanken, zarten Finger unversehens die seinen berührten. Es drängte ihn dazu, ihr seine Liebe zu gestehen, diesen kleinen, rosigen Mund zu küssen, die elfenhafte Gestalt zu umfangen und an sein Herz zu ziehen.

Es war eine gewaltige Leidenschaft, die in ihm tobte, und deren Ausbruch nimmer fern stand — und dann wehe Dir, Du süße, unberührte Mädchenblume — wie viel Schmerz, wie viel Leid wird Dir dieses Geständniß bringen, Dir, die auf einem Thron geboren, nimmer herabsteigen darf, um dem geliebten Manne zu folgen — Du darfst der Stimme Deines Herzens kein Gehör schenken,

Du mußt Dich den Rücksichten fügen, welche Dir Dein Stand auferlegt, und solltest Du darüber zu Grunde gehen, Deine Hand darfst Du nur einem Ebenbürtigen reichen.

Dachte der Maler daran, als die Liebe zu der schönen Prinzessin sein Herz entflammte, war er ehrlich genug, lieber allein zu leiden, statt den Feuerbrand in ein junges Herz zu werfen, dem es nicht gestattet war, nach eigenem Gefallen zu wählen?

Ach nein, der geistvolle, geniale Mann besaß gar viele Vorzüge, den der Ehrlichkeit, der Gewissenhaftigkeit besaß er nicht. Alles, was er bisher im Leben begonnen, war ihm geglückt, er hatte nirgends einen Widerstand, ein Hinderniß gefunden, und das hatte ihn übermüthig gemacht. Mit keckem Muthe setzte er seinen Fuß auf die Stufen eines Thrones und langte nach der lieblichen Blume, die in dessen Nähe blühte.

Er liebte! Was frug er da nach Stand und Rang, nach all' den kleinen und großen Rücksichten, welche die Höhergeborenen zu beobachten haben; wenn er der Prinzessin Herz sein eigen nannte, dann war es Zeit, an alles Andere zu denken, jetzt wollte er lieben und geliebt werden! —

Prinzessin Berthilde hatte eifrig gezeichnet, jetzt hob sie den Blick zu ihrem Lehrmeister empor, aber tief erröthend senkte sie sofort die blauen Augensterne, die Sprache des seinigen war gar zu beredt gewesen. Ein leises Beben durchlief ihren schlanken Körper; alles Blut drängte sich ihr zu Herzen, und sie seufzte tief auf.

Sie war sich bisher nie darüber klar gewesen, was sie stets so sehr in des Malers Gegenwart bewegte.

Zu dem gottbegnadeten Künstler hatte sie stets mit Bewunderung aufgeblickt; allmählig war diese Bewunderung in Verehrung übergegangen, sie war ja keine hochmüthige Natur, um stolz auf ihre höhere Lebensstellung zu sein — das, was sie fühlte, dachte, verrieth sie keinem Menschen — und nun überkam es sie plötzlich wie eine jähe Erkenntniß von etwas Unfaßbarem, Ungeheuerlichem, das an sie herantrat und sie mit sich fortreißen wollte.

Der Maler neigte sich dicht zu ihr.

„Prinzessin,“ flüsterte er leise.

Berthilde zuckte zusammen.

Hatte sie dieses eine Wort aus ihren seltsamen Träumen gerissen?

Stumm schob sie ihm ihre Zeichnung hin; er besah flüchtig das Blatt, dann aber wandte sich sein Blick wieder ihr zu.

„Prinzessin,“ wiederholte er mit leiser, eindringlicher Stimme, „wie kalt und unnahbar Sie stets gegen mich sind! — Und doch ist Ihr Blick für mich die Sonne meines Lebens, das leuchtende Gestirn meines Glückes,“ fuhr er mit ausbrechender Leidenschaftlichkeit fort, „doch dürste, lechze, schmachte ich nach einem freundlichen Blicke, nach einem gütigen Worte von Ihnen!“

Er sank zu ihren Füßen nieder und drückte sein glühendes Antlitz in ihr Gewand, mit stürmischem Drängen heiße, leidenschaftliche Liebesworte flüsternd, die das Herz der jungen Fürstentochter mit süßen Schauern erfüllten,

sie betäubten, verwirrten, und doch so unaussprechlich selig machten.

Das blonde Haupt zurückgelehnt, die großen blauen Augen weit geöffnet, als sähe sie den Himmel mit allen seinen Freuden offen, so saß sie in glückseliger Verzückung da, Alles vergessend, nur der Wonne hingegeben, die ihr dieser Augenblick brachte.

Sie wehrte ihm nicht, als er ihre Hand ergriff und heiße, glühende Küsse auf dieselbe preßte; traumverloren, gleichsam einer anderen Welt angehörend, durchkostete sie die ganze Süßigkeit des Bewußtseins, sich von diesem Manne um ihrer selbst willen geliebt zu wissen.

Armes Kind! Sie sah die Schlange unter den Rosen nicht, sie wußte nicht, daß dieser Mann da zu ihren Füßen gar oft schon so süße Worte gesprochen, ewige Liebe gelobt und geschworen hatte; sie ahnte nichts von dem drohenden Unheil, das sich über ihrem Haupte zusammenzog, sie fühlte nur, daß die leidenschaftlichen Worte dieses Mannes in ihrem Herzen ein Echo fanden, und sie besaß nicht die Kraft, gegen dieses Gefühl anzukämpfen, das ihr ganzes Sein mit einer unaussprechlichen Seligkeit erfüllte.

Mit glühenden Blicken sah der Maler zu dem jungen, bebenden Mädchen empor, dessen zarte Wangen in rosige Gluth getaucht erschienen, dessen ganzes Wesen eine scheue Liebe und Zärtlichkeit athmete, die sie ihm doppelt begehrenswerth machte.

„Meine Göttin, meine angebetete Berthilde,“ flüsterte er leidenschaftlich.

Jetzt regte sich doch etwas wie der Stolz der beleidig-

ten Würde in ihr; ihr blaues Auge umdüsterte sich, und über das rosige Antlitz legte sich ein leichter Schatten.

Der Maler sah sofort, daß er zu weit gegangen war. Er ließ die Hand der Prinzessin frei und erhob sich rasch.

„Vergebung," sagte er mit leiser, vibrirender Stimme, „Vergebung! Ich war ein Thor, ein Wahnwitziger!"

Prinzessin Berthilde gab keine Antwort. Sie preßte das feine Spitzentuch vor das glühende Gesicht und athmete tief auf.

Sie mochte ihm kein hartes Wort sagen, sie fühlte sich zu schwach, ihn zurückzuweisen.

Sollte sie ihn fortschicken? Die Stunde für beendet erklären?

Nein, das konnte sie nicht!

Es war eine eigene Macht, die dieser Mann über sie ausübte, eine Macht, so groß, gewaltig und geheimnißvoll, daß sie sich dem Einflusse derselben nicht entziehen konnte, dieser Macht, die über sie hereingebrochen war wie ein heftiger Sturmwind, alle Rücksichten niederreißend — o, sie empfand dies klar und deutlich in diesem Momente, wo sie mit sich rang, um ihm ein abweisendes Wort zu sagen, ihm als die stolze Fürstentochter entgegen zu treten, für die sie allgemein galt — nein, es war ihr nicht möglich! Mit zitternder Hand griff sie wieder nach dem Stifte, um an ihrer Zeichnung weiter zu arbeiten.

Um die Lippen des Malers spielte ein verstohlenes Lächeln des Triumphes; sein Blick flog hinüber in die Fensternische, wo die alte Kammerfrau, soeben aus ihrem Schlummer erwacht, sich die Augen rieb.

Die Prinzessin senkte ihr blondes Haupt tief auf die vor ihr liegende Zeichnung herab, um mit unsicherer Hand einige flüchtige Striche zu machen.

Vergebens bemühte sie sich, Herrin über sich selbst zu werden; ihre Erregung war zu groß, um Ruhe und Kälte zeigen zu können, während es in ihrem Innern stürmte und tobte.

Sie legte den Stift fort, und ohne den Maler anzusehen sagte sie mit bebender Stimme: „Ich kann heute nicht weiter zeichnen — bis morgen, Herr Erlberg."

Durch die gesenkten Lider hindurch empfand sie seinen langen, brennenden Blick. Sie machte mit der Hand eine entlassende Bewegung, sie hörte ihn einige Worte sprechen, aber sie wagte noch immer nicht, aufzusehen.

Mit angehaltenem Athem lauschte sie seinen Schritten, die auf dem dicken, weichen Teppich fast ungehört verklangen, und erst, nachdem sie sicher war, daß er das Gemach verlassen, schlug sie ihre Augen auf.

Wie verändert erschien ihr Alles rings um sie herum!

War sie wach oder hatte sie nur geträumt?

Sie erhob sich und trat an's Fenster. Draußen wirbelten die fallenden Schneeflocken in lustigem Tanze, Alles mit weißer Decke umhüllend — Winter war es, kalter, strenger Winter, nur in Berthildens Herzen war es Frühling, heller, sonniger Frühling geworden.

## Neuntes Kapitel.

Das Haus, man hätte ganz gut Palais sagen können, des Hofbankiers Erlberg war nicht weit vom fürstlichen Schlosse entfernt.

Erlberg liebte es, seinen Reichthum zu zeigen, und die innere Ausstattung seines Hauses war deshalb ebenso kostbar als gediegen. Seit mehreren Jahren Wittwer, besaß Erlberg drei Kinder, zwei Töchter und einen Sohn, der die militärische Laufbahn zu seinem Berufe erwählt hatte.

Dem großen, eleganten Hauswesen stand ein Fräulein Moldan vor, eine Freundin der verstorbenen Frau des Bankiers, die schon bei Lebzeiten der Hausfrau in der Familie gelebt hatte.

Die Gattin des Bankiers war eine zarte, schwächliche Dame gewesen, immer nur für ihre Gesundheit besorgt, Ruhe und Bequemlichkeit liebend; sie hatte daher wenig Zeit gefunden, sich um Dinge zu bekümmern, die nicht allein ihre eigene Person betrafen.

Fräulein Moldan war für die Freundin eingetreten, und mit energischer Hand leitete sie den Haushalt so musterhaft, daß Alles sozusagen am Schnürchen ging, und ein Blick aus den graublauen Augen des Fräuleins mehr besagte, als wenn eine Andere an die Dienerschaft die längste Strafpredigt gehalten hätte.

Trotz dieser vorzüglichen Eigenschaften stand Fräulein Moldan mit dem Hausherrn auf nicht besonders gutem Fuße. Sie konnte keine Viertelstunde mit dem Bankier beisammen sein, ohne daß es spitze Worte und spöttische Redensarten absetzte, und die Vorliebe Erlberg's für einen adeligen Namen kam dabei nicht am besten weg.

Den Hauptgrund der Streitigkeiten aber bildete die Art und Weise, wie der Bankier seine Kinder erzogen oder vielmehr verzogen hatte.

Auch die Namen derselben bildeten für Fräulein Moldan eine unerschöpfliche Quelle des Verdrusses, denn sie, die den einfachen, wie sie sagte gut bürgerlichen Vornamen Auguste führte, konnte nicht begreifen, wie Jemand seinen Kindern so auffallende Vornamen als: Olympia, Hektor und Diana geben konnte.

Olympia, die älteste Tochter des Bankiers, war an einen immens reichen Fabrikherrn verheirathet, der eigens für seine schöne Frau außerhalb der Residenz eine reizende Villa hatte bauen lassen, deren architektonische Schönheit allein sie zu einem sehenswerthen Bauwerk machte, ganz abgesehen von der Einrichtung, welche das Schönste war, was man je in der Residenz gesehen hatte. Selbst Fürstin Karoline besaß keinen so prachtvoll angelegten Wintergarten, keinen so weit ausgedehnten Park, wie sich ein solcher bei der Villa befand, welche ihrer reizenden Bewohnerin zu Ehren „Villa Olympia" genannt worden war.

Herr Erlberg verzieh sogar seinem Schwiegersohne, daß er ein simpler Herr Halle war, ohne von und zu, wie der Bankier es sich in seinen Träumen wünschte, denn Guido Halle besaß dafür einen nicht minder wohlklingenden Beinamen: „Der zweite Rothschild," und dieser Beiname allein hatte die schöne Olympia dazu vermocht, Frau Halle zu werden.

Olympia war in einem Pariser Institute erzogen worden, und hatte sich den echten Pariser Chic in einer geradezu staunenswerthen Weise angeeignet.

Erlberg war stolz auf sein Lieblingskind, das seiner Schönheit wegen allgemein gepriesen ward, und was ihm

an Zärtlichkeit noch übrig blieb, das spendete er seinem Sohne, dem flotten, hübschen Lieutenant, der ein eminentes Talent für alle noblen Passionen entwickelte.

So blieb für seine jüngste Tochter, die zwanzigjährige Diana, sehr wenig Interesse übrig, und das junge Mädchen machte auch keinerlei Anspruch an das Herz des Vaters; sie war, wie dieser zu sagen pflegte, vollkommen aus der Art geschlagen, und das war die einzige Behauptung Erlberg's, welcher Fräulein Moldan beizustimmen pflegte.

Gott im Himmel, was war das für ein Mädchen, diese Diana!

Fräulein Moldan fühlte immer ein gewisses Entsetzen ihre Glieder durchrieseln, wenn sie die schlanke, leicht vornüber gebeugte Gestalt Diana's betrachtete, wie sie so schleppenden Schrittes daher kam, ohne rechts, ohne links zu sehen, die Augen sinnend zu Boden gerichtet, als wolle sie dort die Lösung irgend eines Räthsels finden. Das junge Mädchen war eine halbe Gelehrte, sie war in Astronomie, Physik, Botanik, Chemie, Geschichte und Philosophie bewandert, als sei sie ein Professor; sie las griechische und lateinische Klassiker, und Fräulein Moldan hatte sie im Verdacht, daß sie auch arabisch und chinesisch studire.

Entsetzlich! Wozu brauchte ein Mädchen solche Dinge? Das sollte einmal eine Hausfrau, Gattin, Mutter werden! Gnade Gott dem Manne, der dieses verschrobene Mädchen zur Frau bekam, das mochte eine heillose Wirthschaft werden!

Aber Fräulein Moldan's unmuthige Reden nutzten ebenso wenig, als die Vorstellungen des Vaters, dem es darum

zu thun war, für die zweite Tochter eine ebenso glänzende Parthie zu finden als für die erste; Diana ließ Alle reden und zog sich in die Einsamkeit ihres Studirzimmers zurück, ohne sich bewegen zu lassen, Theil an den Festlichkeiten zu nehmen, welche in dem Hause ihres Vaters und demjenigen ihres Schwagers stattfanden. —

Es war knapp vor der Dinerstunde; im Erlberg'schen Hause wurde erst um fünf Uhr Nachmittags gespeist, auch so eine moderne Neuerung, an die sich Fräulein Moldan nicht gewöhnen konnte, obschon diese späte Stunde schon seit einigen Jahren bei Erlbergs eingeführt war.

Der Bankier hatte für heute seine Tochter Olympia und ihren Gatten zu Gast gebeten, und der Tisch war deshalb noch reicher als sonst besetzt.

In dem großen Speisesaale ging Fräulein Moldan ordnend auf und ab.

Auguste Moldan war eine große, starkknochige Dame von vierzig Jahren. Das spärliche dunkelblonde Haar war von einem schwarzen Spitzenhäubchen bedeckt, unter dem zwei glatt anliegende Scheitel hervorsahen.

Ihr Blick, scharf wie die Spitze eines Pfeiles, überflog zum zehnten Male die gedeckte Tafel, um wo möglich einen Fehler zu entdecken.

Vergebens! In tadelloser Ordnung stand das feine Porzellanservice auf dem feinen, blendend weißen Tafeltuche, lagen daneben die schweren silbernen Eßbestecke. Die feingeschliffenen Trinkgläser, Alles stand bereit, und der kostbare Tafelaufsatz von getriebenem Silber bot eine Auswahl der seltensten, köstlichsten Früchte.

Das Fräulein wandte sich fast unwillig ab; sie hätte gar zu gern eine Ursache zur Rüge gefunden.

Doch jetzt richtete sie sich kampfbereit empor und strich sich die Falten ihres grauen Seidenkleides glatt, gleichsam um sich zu dem bevorstehenden Kampfe zu rüsten, denn sie hatte die Stimme des Hausherrn vernommen.

Sie hatte nicht lange zu wartin. Die Thüre wurde geöffnet und mit jugendlicher Lebhaftigkeit trat Bankier Erlberg über die Schwelle.

Georg Erlberg war ein gut konservirter Herr von etwa fünfzig Jahren; sein volles, glattrasirtes Gesicht zeigte die Röthe der Gesundheit, und die hellbraunen Augen hatten noch immer einen lebhaften Glanz. Durch das etwas dunkle, sorgfältig geordnete Haar zogen sich einzelne Silberfäden, die mittelgroße Gestalt hatte einen Anflug von Embonpoint, das jedoch keineswegs die lebhaften Bewegungen des Bankiers beeinträchtigte.

Herr Erlberg war im Frack, obgleich am Diner nur die Kinder des Hauses und der Schwiegersohn theilnahmen; aber Erlberg unterließ es nie, sich sorgfältiger zu kleiden, wenn er den Besuch seines Schwiegersohnes und seiner geliebten Tochter erwartete.

Der „zweite Rothschild" mußte mit allen Ehren empfangen werden, und erst Olympia, die verwöhnte Modedame, welcher Glanz und Luxus zum unentbehrlichen Lebensbedürfniß geworden waren.

In dem Knopfloche seines Frackes hatte Herr Erlberg in Ermangelung eines Ordens eine dunkelrothe Rose stecken. Das nahm sich sehr gut aus, und er brauchte dann doch

nicht auf ein leeres Knopfloch zu sehen, denn das genirte ihn schon lange.

Mit dem Ausdrucke befriedigter Eitelkeit ließ er einen Moment lang seine Blicke auf der gedeckten Tafel ruhen, dann erst wandte er sich an Fräulein Moldan, um sie zu begrüßen.

„Alles in Ordnung, wie ich sehe,“ sagte er heiter.

„Alles in Ordnung?“ wiederholte das Fräulein spöttisch. „Nun, Sie werden wohl nicht Alles in Ordnung finden, wenn ich Ihnen sage, daß Diana vor zwei Stunden ausgegangen und noch nicht zurückgekommen ist.“

Der Bankier zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Bei diesem Wetter?“ fragte er ungläubig.

„Als ob Diana sich aus einem schlechten Wetter etwas machte, wenn es gilt, irgendwo einen alten Schmöker aufzuspüren,“ murmelte Fräulein Moldan verdrießlich; „ich sage Ihnen, Herr Erlberg, das muß ein Ende nehmen! Ich gelte bald so viel wie gar nichts im Hause; das kommt und geht, ohne sich im Mindesten um mich zu kümmern, und doch, wenn etwas geschieht, fällt alle Verantwortung auf mich.“

Der Bankier machte eine Bewegung der Ungeduld.

„Sie übertreiben, wie immer,“ gab er unwirsch zur Antwort.

„Natürlich, ich übertreibe,“ erwiederte Fräulein Moldan, ganz roth vor Aerger; „ich sehe nur weiter, als Sie, und ich sage Ihnen, das Alles wird kein gutes Ende nehmen. Die schöne Olympia ist in dem Pariser Institute zu einer vollkommenen Modedame erzogen worden, die

kennt nichts als Bälle, Theater, Konzerte und schöne Toiletten; Hektor, daß Gott sich erbarm', ist ein notorischer Leichtfuß geworden, und Diana hat den Kopf voll gelehrter Schrullen, statt daran zu denken, sich zu einer ordentlichen Hausfrau heranzubilden, sie —" Das Fräulein mußte eine Pause machen, um Athem zu schöpfen.

Der Bankier hatte sie mit gerunzelter Stirn angehört; vergebens hatte er es bisher versucht, den Redestrom Fräulein Moldan's zu unterbrechen. Als sie jetzt nach Luft schnappte, um neugestärkt wieder fortfahren zu können, sagte er hastig, damit sie ihm nicht zuvorkomme: „Ich verbitte mir jede Bemerkung über Olympia; sie ist mein Stolz und die Perle unserer Familie. Was Hektor anbelangt, so ist er nicht leichtsinniger als alle anderen jungen Männer seines Alters; überdies ist das ganz meine Sache. Mit Diana will ich ein ernstes Wort sprechen, denn sie allein ist dasjenige unter meinen Kindern, das den gehegten Erwartungen nicht entspricht. Ich brauche keine Gelehrte im Hause; die Tochter eines Erlberg hat es nicht nöthig, Tag und Nacht über den Büchern zu sitzen gleich einer armen Gouvernante, die sich zum Examen vorbereitet. Dem muß einmal ein Ende gemacht werden. Haben Sie eine Idee, wohin sie gegangen ist?"

Fräulein Moldan war die scharfen Repliken des Hausherrn gewöhnt. Die Worte: „Das ist ganz meine Sache," pflegte er bei solchen Kontroversen stets auf der Zunge zu haben, dergleichen Aussprüche konnten sie also nicht mehr beleidigen. Sie zuckte die Achseln und strich mit der großen, auffallend weißen Hand glättend an

den schweren braunrothen Seidenvorhängen der hohen Fenster herunter.

„Mein Gott,“ sagte sie, eifrig in ihrer Beschäftigung fortfahrend, „wo wird Diana anders sein, als bei dem alten Antiquar in der Bärengasse. Dort steckt sie ja zumeist und stöbert in den Büchern herum, um irgend eine recht alte, verstaubte Scharteke zu finden, die sie mit theurem Gelde bezahlt und dann als ihren kostbarsten Schatz heimträgt. Kurioses Vergnügen das! Mir wird jedesmal unwohl, wenn ich so ein zerrissenes, abgegriffenes Buch sehe, und sie hat deren nicht wenige in ihrem Studirzimmer aufgestapelt.“

Jetzt fuhr ein Wagen donnernd in's Haus hinein.

„Olympia und ihr Gatte,“ rief der Bankier auffahrend, „und Diana ist noch immer nicht da! Eine unverzeihliche Rücksichtslosigkeit! Fräulein Moldan, lassen Sie anspannen und senden Sie den Wagen zu dem Antiquar; Diana soll sofort zurückkommen.“

Er eilte geschäftig hinaus, um seine Lieblingstochter zu empfangen.

Fräulein Moldan betrachtete noch einmal prüfend die Falten des Fenstervorhanges, dann ging sie, um dem Auftrage des Hausherrn nachzukommen.

Der Bankier war seiner Tochter bis zur Treppe entgegen geeilt; jetzt streckte er ihr beide Hände entgegen und rief in zärtlichem Tone: „Willkommen, mein Kind, willkommen!“

Die junge Frau, welche an dem Arm ihres Gatten die Treppe langsam hinanstieg, warf dem „cher papa“, wie

sie ihren Vater stets nannte, lächelnd ein graziöses Kußhändchen zu. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen, und der entzückte Bankier blickte in das reizende Gesicht seiner schönen Tochter mit jener namenlosen Bewunderung, wie sie nur blinde Zärtlichkeit einzugeben pflegt.

„Rasch, rasch in den Salon, ich erstickе in meinen Pelzen," rief die junge Frau lachend, indem sie den Arm ihres Gatten losließ, um sich an denjenigen ihres Vaters zu hängen.

Die beiden Herren hatten kaum Zeit gehabt, einen flüchtigen Händedruck mit einander zu wechseln.

Mit allerliebstem Ungestüm zog Olympia ihren Vater mit sich fort, lachend, plaudernd, ohne ihm Zeit zu lassen, ihr eine Antwort zu geben.

Jetzt stand die junge Frau inmitten des Salons, der wie alle Räume des Erlberg'schen Hauses mit großem Luxus ausgestattet war.

Aus dem kostbaren Pelzmantel schlüpfte nun eine schlanke, graziöse Gestalt, von blaßlila Seidenwogen umrauscht, die bei jeder Bewegung ihrer Trägerin einen süßen, berauschenden Duft aushauchten.

Mit einer ungeduldigen Bewegung die Bänder des feinen Pariser Hütchens lösend, ließ Olympia das kostbare Machwerk einer der ersten Modistinnen der Seinestadt achtlos auf den Teppich zu ihren Füßen niedergleiten.

Der zärtliche Gatte beeilte sich, ihr die eleganten Handschuhe von dänischem Leder von den zarten kleinen Händen zu streifen, indeß der Bankier der Zofe schellte, damit diese Hut und Mantel in Verwahrung nehme.

Die junge Frau trat zu dem hohen Venetianer Spiegel, der ihre ganze Gestalt wiedergab, und die feinen schlanken Finger glitten prüfend an der kunstvollen Frisur herum, ob dieselbe unter dem Hute keinen Schaden gelitten.

Sie war in der That reizend, die junge Frau Halle, die Gattin des „zweiten Rothschild", der bescheiden zur Seite trat, um sie nicht in ihrem Toilette-Arrangement zu stören.

Die zierlich geordneten kastanienbraunen Löckchen legten sich auf eine blendend weiße, elfenbeinglatte Stirn, unter den langen dunklen Wimpern hervor leuchteten die großen süßen Veilchenaugen in berückendem Glanze; die kleine gerade Nase von echt griechischem Schnitt beschattete einen kleinen wundersüßen Mund, in dessen Nähe zwei gefährliche Grübchen ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten.

An das runde, rosige Kinn schloß sich der schlanke Hals, durch dessen weiße Haut die blauen Adern schimmerten; wie schlank und schmiegsam war die zierliche, kaum mittelgroße Gestalt, welche Formen von dem reinsten Ebenmaße wies; und wie das dunkelgrüne Laub der Rose, sich dicht an diese schmiegend, ihre Schönheit um so leuchtender hervortreten läßt, so wob der Glanz einer reichen, geschmackvollen Toilette einen eigenen Zauber um die Reize dieser jungen, blühend schönen Frau.

Olympia nickte ihrem Spiegelbilde lächelnd zu, dann drehte sie sich auf den hohen Hacken ihrer eleganten Pariser Stiefelchen fröhlich um und rief: „Cher papa, ich muß Dich berauben, die Rose dort ist doch zu schön!"

Sie trat an den Blumentisch und pflückte lachenden Mundes das wahre Prachtexemplar einer süßduftenden Thea ab, um die Rose mit flinken Händen in den reichen Wellen ihres kastanienbraunen Haares zu plaziren.

Vater und Gatte sahen ihr mit stiller Bewunderung zu; man sah den Beiden an, wie stolz sie auf ihren Schatz waren, für dessen kostbare Fassung sie beständig Sorge trugen.

Guido Halle war ein hübscher Mann von fünfunddreißig Jahren, der in seine reizende Frau nach vierjähriger Ehe noch genau so verliebt war als zur Stunde, da er mit ihr vor den Altar getreten war.

Tüchtig in seinem Fache, war er sonst doch ein geistig ziemlich unbedeutender Mann, der großen Werth auf Aeußerlichkeiten legte, und im Grunde genommen war es nicht Olympia selbst, sondern deren Schönheit, vor welcher er anbetend im Staube lag.

Es befriedigte seine Eitelkeit, zu hören, daß er die schönste, eleganteste Frau der ganzen Residenz besaß, er war glücklich, sie bewundert und umschwärmt zu sehen, und bei den Bällen, deren Königin Olympia stets war, machte es ihm ein besonderes Vergnügen, sich in eine Ecke zu drücken und zuzusehen, wie seiner reizenden Frau gehuldigt wurde.

Guido Halle neigte durchaus nicht zur Eifersucht, ein solcher Mann würde auch für Olympia nicht getaugt haben.

Sie war eine süßduftende, herrlich entfaltete Blume, die von Schmetterlingen umgaukelt sein wollte; sie freute sich ihrer Schönheit, die sie als ihr höchstes Gut betrach-

tete, man hatte es sie ja von Kindheit auf nicht anders gelehrt, und sie fand es nur zu natürlich, daß sich Alles beeiferte, ihren Wünschen zuvorzukommen.

Ihr Gatte war ihr, genau genommen, herzlich gleichgiltig, er war für sie blos das Mittel zum Zwecke, und da er ein äußerst galanter, nachsichtiger Ehemann war, so brachte sie ihm dafür eine gewisse laue Zärtlichkeit entgegen, die für sie sehr bequem war und ihn vollkommen zufrieden stellte.

Olympia war nicht die Frau, große Leidenschaften zu empfinden, dazu war ihr ganzes Wesen viel zu seicht und oberflächlich. Sie tändelte, kokettirte, ohne daß dieses leichtfertige Spiel ihrem Herzen gefährlich wurde; eine schöne Pariser Robe, eine neue Mode interessirte sie oft mehr, als die feurigsten Betheuerungen ihrer eifrigsten Verehrer.

Olympia schob eben die kostbaren Armbänder an den zarten Handgelenken zurecht, als der Maler Erlberg, gefolgt von dem Sohne des Hauses, eintrat.

Mit einem süßen Lächeln bot die junge Frau dem Onkel die Hand, denn der geniale Maler hatte immer ein Schmeichelwort für seine schöne Nichte bereit, und Olympia hörte ein solches von seinen Lippen viel lieber, als die mitunter recht banalen Phrasen ihrer ständigen Bewunderer.

Heitere Reden wurden zwischen Oheim und Nichte gewechselt, denen der Gatte andächtig zuhörte, indeß Erlberg mit seinem Sohne sprach, dessen hübsches Gesicht ziemlich bleich und übernächtig aussah.

Jetzt trat Fräulein Moldan in's Zimmer; sie grüßte nur flüchtig zu den Gästen hinüber, dann trat sie an den Hausherrn heran.

„Der Koch will nicht länger warten," flüsterte sie, „er behauptet, die Speisen würden ganz verderben, der arme Mann ist in heller Verzweiflung."

„Ist Diana noch nicht da?" frug der Bankier verstimmt.

„Sie werden doch nicht noch länger warten wollen?" meinte Fräulein Moldan spitz. „Sollen Ihre Gäste deshalb ein schlechtes Diner servirt erhalten, weil es dem Fräulein beliebt, in alten Büchern herumzuwühlen?"

„Es ist gut, wir werden ohne Diana zu Tische gehen," gab der Bankier zur Antwort.

Erlberg war im Innern wüthend auf seine jüngste Tochter; diese Rücksichtslosigkeit überschritt doch weit alle Grenzen.

Von heute ab wollte er ihr energisch entgegentreten, sie mußte sich seiner väterlichen Autorität fügen und ihre Lebensweise nach seinen Vorschriften einrichten.

## Zehntes Kapitel.

Während sich diese Vorgänge in dem Hause des Bankiers abspielten, befand sich seine jüngste Tochter, wie Fräulein Moldan ganz richtig vorausgesehen hatte, bei dem Antiquar in der Bärengasse.

Der kleine, dunkle Laden war nur spärlich von einer Gasflamme erhellt, so daß der Hintergrund in tiefem Schatten blieb.

Der Besitzer des Ladens, ein kleines, hageres Männchen, stand auf einer Leiter, welche an die hohen Bücherregale angelehnt war, und langte ein altes, verstaubtes, in Schweinsleder gebundenes Buch herab und reichte es der jungen Dame, die, dicht neben der Leiter stehend, der Ladenthüre den Rücken zuwandte.

„Aus dem 16. Jahrhundert," sagte der Antiquar schmunzelnd, „ein seltenes Exemplar, das Sie Ihrer Sammlung einverleiben sollten, Fräulein Erlberg."

Diana Erlberg nahm das Buch und wollte eben damit zum Licht hervortreten, als die Ladenthüre geräuschvoll geöffnet wurde und ein Mann hereintrat.

Der Antiquar kletterte hastig von seiner Leiter herunter, und nach einer Entschuldigung zu Diana trat er hinter den Ladentisch.

„Ah, Herr v. Tricksleben," sagte er, das kleine schwarze Käppchen lüftend, das seinen kahlen Kopf bedeckte.

Der Angeredete reichte ihm die Hand. „Wir haben uns lange nicht gesehen, Herr Alt," sagte er mit einer tiefen, angenehm klingenden Stimme, „wie geht's? Immer wohlauf?"

„Danke recht sehr, den Umständen angemessen, so ziemlich," versetzte der Antiquar, die dargebotene Hand herzlich drückend, „und Ihnen, Herr v. Tricksleben, geht es hoffentlich eben so gut?"

Das kleine Männchen rückte die Brille fester und sah dem jungen Manne scharf in's Gesicht.

„Gut! Das könnte ich gerade nicht sagen," versetzte Herr v. Tricksleben, „habe gewaltige Mühe, mich durch-

zukämpfen — die Hypothek, die auf dem kleinen Gute lastet, ist zu drückend; Sie wissen doch, mein Vater ist eben kein großer Sparmeister gewesen, habe viel zu thun, um wieder auf einen grünen Zweig zu kommen, muß trachten, alles Ueberflüssige zu Geld zu machen — und bin eben gekommen, weil ich Ihnen meine Bibliothek verkaufen möchte.“

In den kleinen, tief liegenden Augen des Antiquars leuchtete es hell auf; er kannte die Bibliothek des Herrn v. Tricksleben genau. Hatte er doch vor Jahren selbst das Meiste dem alten verstorbenen Herrn geliefert, der ein eben so großer Bücherfreund als schlechter Landwirth gewesen war. Es gab herrliche Stücke in der Büchersammlung, die der praktische Sohn eines gelehrten Vaters gar nicht zu schätzen verstand.

„Herr Alt,“ sagte jetzt Diana Erlberg, „lassen Sie sich meinethalben nicht in Ihren Geschäften stören; ich werde morgen wieder kommen.“

Die Sprecherin war aus dem Hintergrunde des Ladens hervor in den Lichtkreis getreten und stand nun dem Herrn v. Tricksleben gerade gegenüber.

Es war ein langer, erstaunter Blick, mit dem sich die Beiden musterten.

Die schmächtige Gestalt der jungen Dame, welche durch ihre vorgebeugte Haltung noch kleiner erschien, reichte nicht bis zur Schulter an die Reckenfigur des Herrn Hans v. Tricksleben, der übrigens mit seinen hohen Reiterstiefeln sich keineswegs sehr salonmäßig präsentirte.

Das ganze Aeußere des jungen Mannes bewies, daß

er nicht nach der Ehre geizte, ein Salonmann genannt zu werden. Ein kurzer Winterrock von dickem, grobem Tuch hüllte den kräftigen, muskulösen Oberkörper ein, die schwarze, nicht mehr ganz neue Halsbinde war ziemlich nachlässig gebunden, und der weiche Filzhut, den Herr v. Tricksleben in der Hand hielt, konnte ebenfalls weder auf Neuheit, noch auf Eleganz Anspruch machen.

Das wettergebräunte Gesicht des jungen Mannes zeigte gutmüthige, aber energische Züge, in denen zwei helle, klare blaue Augen das Schönste waren.

Struppiges blondes Haar bedeckte den Kopf, und ein in's Röthliche spielender, nicht sonderlich gepflegter Vollbart umgab das Gesicht des etwa achtundzwanzigjährigen Mannes.

Mit einer Art naiver Verwunderung blickten die klaren blauen Augen auf das junge Mädchen, das mit seinen dunklen, etwas tief liegenden Augen den verwunderten Blick ernst zurückgab.

Diana Erlberg war von ihrer schönen Schwester himmelweit verschieden; sie besaß weder deren elegante Haltung, noch auch nur den kleinsten der Reize, welche die Frau des „zweiten Rothschild“ in so verschwenderischem Maße schmückten.

Das bleiche, durchgeistigte Antlitz des jungen Mädchens trug die Spuren langen Nachtwachens an sich; blaue Ringe umgaben die dunklen Augen, und die tiefe Röthe der fein geschnittenen Lippen ließ das fahle Weiß des schmalen Gesichtes nur noch mehr hervortreten.

Diana gab nicht viel auf ihre äußere Erscheinung; ein

dunkler Filzhut deckte das glatt von der Stirn zurückgestrichene Haar, das am Hinterhaupte in einige lose Flechten aufgesteckt war; nicht ein Stückchen Schmuck, kein Band, keine Schleife war an dem ganzen Anzuge zu sehen. In der Eile, mit welcher sich Diana zum Fortgehen gerüstet, hatte sie vergessen, ihr Hauskleid gegen eine Straßentoilette zu vertauschen.

Sekunden lang hielt Diana den verwundert fragenden Blick des blonden Recken aus, dann stieg eine feine, kaum sichtbare Röthe in ihr blasses Gesicht, sie senkte die Augen und preßte die Lippen fest auf einander. Anscheinend war ihr diese Musterung sehr unangenehm geworden.

Die Stimme des alten Antiquars unterbrach die eingetretene Pause. „Nicht doch, mein Fräulein," sagte er; „meine Verhandlung mit Herrn v. Tricksleben ist sogleich zu Ende — dann stehe ich ganz zu Ihrer Verfügung."

Er wandte sich an den jungen Mann.

„Wann soll ich zu Ihnen hinaus kommen?" frug er.

„Wenn Sie können, schon morgen," lautete die Antwort; „ich möchte die Geschichte gerne vom Halse haben. Ueber den Preis werden wir uns schon einigen, wir sind ja alte Bekannte."

„Das will ich meinen," sagte der alte Herr; „also morgen Nachmittag, wenn es Ihnen recht ist."

Hans v. Tricksleben nickte; er wechselte mit dem Antiquar noch einige Abschiedsworte, schüttelte ihm derb die Hand und ging dann dröhnenden Schrittes hinaus, ohne sich mehr um die junge Dame zu kümmern.

Diana Erlberg hatte sich wieder in den Hintergrund

zurückgezogen; die feine Röthe war von ihrem Gesichte verschwunden, und die kurzen dichten Wimpern legten sich fest über die dunklen Augen.

In Gedanken verloren lehnte sie an einem der hohen Regale, sie schien den Weggang des Herrn v. Tricksleben gar nicht bemerkt zu haben.

Der Antiquar trat zu ihr. „Nun stehe ich wieder ganz zu Ihren Diensten, Fräulein Erlberg,“ sagte er; „mein morgiger Kauf wird Ihnen auch so Manches bringen, Herr v. Tricksleben besitzt eine kleine, aber ausgezeichnete Bibliothek. Alte, wissenschaftliche Werke, Handschriften aus dem 12. und 13. Jahrhundert, Autographen berühmter Männer, seltene Kupferstiche, kurz, eine kostbare Sammlung.“

Diana hob ein wenig den gesenkten Kopf. „Und dieser junge Mann will das Alles verkaufen?“ frug sie.

„Gewiß, Fräulein Erlberg. Wissen Sie, der braucht Geld; für ihn sind Bücher ein todtes Kapital. Der gute Hans ist vom Lesen und Studiren nie ein großer Freund gewesen. Darin gleicht er durchaus nicht seinem Vater, denn der alte Tricksleben war ein Gelehrter — freilich, seine Gelehrsamkeit hat ihm nicht viel eingebracht. Das kleine Landgut ist mit Schulden belastet, und der Sohn muß nun ausbaden, was der Vater verschuldet hat.“

Ohne ein Zeichen der Ungeduld hatte Diana dem alten Herrn zugehört; als er jetzt schwieg, sagte sie, das Buch, welches sie noch immer in der Hand gehalten, auf den Ladentisch legend: „Legen Sie das zu den übrigen Büchern, ich werde heute noch darnach schicken.“

Sie hatte offenbar gar nicht gehört, was er ihr von den Trickslebens erzählt hatte.

Vor der Ladenthüre hielt jetzt ein Wagen; der Bediente kletterte vom Bock und trat hastig bei dem Antiquar ein.

Diana erkannte sofort den Diener ihres Vaters, und als sie den Grund seines Kommens erfahren, machte sie eine leichte Bewegung der Ungeduld, das war Alles.

„Tragen Sie dies in den Wagen,“ sagte sie dann, auf das stattliche Bücherpacket zeigend, das der Antiquar soeben kunstgerecht zusammenschnürte.

Während der Diener dem erhaltenen Befehle nachkam, bezahlte Diana die vorgelegte Rechnung, ohne sich jedoch im Mindesten zu beeilen, dann verabschiedete sie sich mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen.

Sie hatte kaum ihr Zimmer betreten, als auch schon Fräulein Moldan erschien, um ihr diese entsetzliche Rücksichtslosigkeit vorzuhalten.

Gäste im Hause, und sie versäumte das Diner!

Das war denn doch zu viel, und Fräulein Moldan sparte auch nicht mit ihren Vorwürfen, die rasch und sprudelnd aus ihrem Munde kamen, denn das Fräulein hatte sich nur von der Tafel weggeschlichen, um Diana den Befehl ihres Vaters zu überbringen, auf ihrem Zimmer zu bleiben, da man ihr Nichterscheinen bei Tische mit Unwohlsein entschuldigt habe.

Diana nickte gleichgiltig. „Um so besser, so werde ich allein speisen,“ sagte sie ruhig.

Fräulein Moldan zupfte nervös an ihrer Halsschleife.

„Du nimmst das so ruhig hin," sagte sie, „als sei es Dir völlig einerlei; hüte Dich, Dein Vater ist sehr erbittert über Dich. Es wird eine neue Hausordnung eingeführt werden."

„Meinethalben doch nicht, Tante?"

Fräulein Moldan wurde von den Kindern des Hauses stets mit Tante angeredet, und selbst Olympia pflegte sie noch so zu nennen, obschon durchaus kein Verwandtschaftsverhältniß vorlag.

Das Fräulein zuckte die Achseln; ihre Pflicht rief sie zur Tafel zurück, und so begnügte sie sich mit einem geheimnißvollen „Du wirst schon sehen, was noch kommt", dann rauschte sie eilig zum Zimmer hinaus, die arme Sünderin sich selbst überlassend.

Diana sah aber durchaus nicht ängstlich darein; ihr war es sehr lieb, von der Tafel fern bleiben zu dürfen, und was die Drohung der Tante bezüglich der „neuen Hausordnung" betraf, so kümmerte sie sich nicht viel darum.

Sie war es gewohnt, ihre eigenen Wege zu gehen, da sie doch meist sich selbst überlassen blieb, und weil sie gegen Olympia's blendende Erscheinung gar zu sehr abstach, hatte der Bankier bisher auch nicht darauf bestanden, daß Diana sich in der Oeffentlichkeit viel zeigen sollte.

Mit großer Seelenruhe nahm Diana ihr einsames Mahl zu sich, dann setzte sie sich wieder zu ihren geliebten Büchern.

Es war eine eigenthümliche Existenz, welche dieses junge Mädchen führte. Mitten in Luxus und Reichthum aufgewachsen, hatte sie fast keine Bedürfnisse, denn das reiche

Taschengeld, das sie monatlich von ihrem Vater empfing, wurde immer nur für Bücher verbraucht; die Freude an Schmuck und schönen Kleidern war ihr gänzlich fremd.

Großen Einfluß auf sie hatte nämlich früher ein alter Vetter Erlberg's ausgeübt, der Jahre hindurch bis zu seinem Tode im Hause des Bankiers das Gnadenbrod genossen hatte. An beiden Füßen gelähmt, hatte der alte Herr, ein ehemaliger Philologe, ein ödes, freudloses Dasein geführt, das hatte ihn vorzeitig verbittert und stumpf gegen alle Freuden des Lebens gemacht.

Die kleine Diana war ein sehr stilles, scheues Kind gewesen, das weder an Schönheit noch an Lebhaftigkeit mit der um vier Jahre älteren Schwester wetteifern konnte. So wurde sie denn von dem eitlen Vater zurückgesetzt, und während die älteren zwei Geschwister mit Bonbons und Liebkosungen überschüttet wurden, stand die häßliche Kleine scheu und stumm in einer Ecke.

Es war nur zu natürlich gewesen, daß das so wenig von seinen Eltern beachtete Kind sich an den kranken, einsamen Mann schloß, der in einem Hofzimmer des eleganten Hauses sein einförmiges Dasein führte. Es war ein eigenes Verhältniß, das zwischen den Beiden bestand, kein Band durch freundschaftliche Zärtlichkeit geknüpft, es war nur die Erkenntniß, daß sie in diesem großen, glänzenden Hause zwei Ueberlästige waren, die sie zusammen geführt, das kleine, verschüchterte Mädchen und den finsteren, verbitterten Mann.

Es wurde wenig gesprochen, wenn sie beisammen waren; der alte Mann gab dem Kinde ein Märchenbuch,

mit dem es sich ruhig zu seinen Füßen niedersetzte, und während der Alte in seinen Handschriften las, blätterte die kleine Diana schweigend in dem Bilderbuch.

Nach und nach bekam sie Bücher ernsteren Inhaltes; als der alte Gelehrte sah, wie rasch und leicht Diana auffaßte, beschäftigte er sich mehr mit ihr, er begann ihr nun aus dem reichen Schatze seines Wissens mitzutheilen, und mit gierigen Zügen schöpfte das junge, wißbegierige Mädchen aus dem klaren Quell, der ihr Vergessenheit und Ersatz für die erlittene Zurücksetzung bot.

Jahre vergingen so; die schöne Olympia war ihrer höheren Ausbildung wegen nach Paris gekommen, Diana, um die sich Niemand kümmerte, blieb im Hause; für sie genügten die Lehrer und Gouvernanten, welche der Bankier engagirte, und die den Posten im Erlberg'schen Hause als eine wahre Sinecure betrachteten, denn ihre Schülerin machte ihnen wenig Mühe.

Wenn Diana ihre Sprach-, Zeichen- und Musikstunden glücklich hinter sich hatte, dann eilte sie zu dem kranken Gelehrten, um bei diesem den größten Theil des Tages zuzubringen, und selbst bis tief in die Nacht hinein saß sie noch oft in dem stillen Stübchen bei dem wunderlichen Alten, der das Mädchen immer wieder zu rastlosem Eifer antrieb und anspornte.

Mit achtzehn Jahren kam die schöne Olympia dann von Paris zurück; die Lehrer und Gouvernanten mußten nun aus dem Hause, denn die junge Weltdame nahm eine ganze Zimmerflucht für sich in Anspruch.

Herr Erlberg sprach nun davon, auch Diana für einige

Jahre in ein Institut zu geben, aber da traf er auf lebhaften Widerspruch von ihrer Seite, und Fräulein Moldan, die das junge Mädchen zu einer ordentlichen Hausfrau erziehen wollte, nahm zum ersten Male in ihrem Leben Diana in Schutz.

Zum ersten, aber auch zum letzten Male! Denn nachdem sie es glücklich durchgesetzt hatte, daß Diana im Hause bleiben durfte, damit sie nun an ihr das geplante Erziehungswerk beginnen konnte, sah sie sich gründlich enttäuscht. Diana hörte ihre Vorlesungen über die wahren, einzigen Pflichten einer echten Hausfrau gar nicht an, sie saß in Einem fort bei dem „alten, verrückten Menschen da hinten", wie sich Fräulein Moldan auszudrücken pflegte, und da dem Bankier in dieser Angelegenheit nicht mehr beizukommen war, so mußte sich Fräulein Moldan darein ergeben, zu sehen, wie aus „dem Mädchen" systematisch ein Bücherwurm gemacht wurde.

Zwei Jahre glänzte die schöne Olympia als strahlender Stern in der Gesellschaft, dann machte sie „die gute Parthie".

Der Bankier wollte nun seine zweite Tochter in die Welt einführen, aber der Kontrast zwischen ihr und der reizenden Olympia war denn doch zu groß, und so blieb Diana noch der Oeffentlichkeit ferne.

Inzwischen starb der arme Gelehrte, und Diana hatte mit ihm ihren einzigen Umgang verloren. Sie wurde nun noch stiller, noch scheuer, und zog sich noch mehr von ihrer Familie zurück, nur ihren Büchern, ihren Studien lebend.

Diana war kein liebenswürdiger Charakter; ihr kaltes, abstoßendes Wesen schreckte einen Jeden zurück, der sich ihr freundlich nähern wollte, und ihre ganze Persönlichkeit war auch nicht dazu geschaffen, sich die Herzen im Fluge zu erobern, so wie es bei ihrer Schwester Olympia der Fall war.

Jetzt zählte Diana Erlberg zwanzig Jahre, und noch immer hatte sich kein Freier für sie gemeldet.

Der Bankier liebte seine jüngste Tochter nicht, aber ihm war doch darum zu thun, sie ihren Verhältnissen angemessen vermählt zu wissen, und so ward es denn bei ihm zur beschlossenen Sache, daß Diana noch in diesem Winter endlich unwiderruflich das glänzende Parquet des Ballsaales betreten sollte.

## Elftes Kapitel.

Das Familiendiner war zu Ende, und Olympia, die mit ihrem Gatten die Oper besuchen wollte, verabschiedete sich von ihrem Vater, der eine gewisse nervöse Unruhe nicht ganz verbergen konnte. Der schönen Frau war es gar nicht eingefallen, sich um ihre Schwester zu bekümmern; sie sympathisirte gar nicht mit dem bleichen, ernsten Mädchen, das immer so nachlässig gekleidet einherging, und an all' den Dingen, die ihr selbst fast das ganze Dasein ausfüllten, auch nicht das geringste Interesse hatte.

Auch sonst hatte Niemand bei Tische Diana vermißt; der flotte, leichtlebige Bruder war froh, wenn er „die Vogelscheuche“ nicht sah, dem Onkel war sie zu häßlich,

um sich um die Nichte zu bekümmern, und Guido Halle hatte viel zu viel mit seiner reizenden Frau zu thun, um nach der stillen, schweigsamen Schwägerin zu fragen.

Als die Gäste sich entfernt hatten, ging der Maler Erlberg nach seinem Zimmer, und der Bankier wollte dasselbe thun, als ihn sein Sohn zurückhielt.

„Papa," sagte der junge Mann nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit, „ich brauche Geld."

Herr Erlberg sah seinen Sohn überrascht an. „Ich habe Dir ja erst vorgestern tausend Mark gegeben."

Der junge Offizier zupfte an seinem eleganten Schnurrbärtchen. „Ich hatte Malheur beim Spiele, und dann habe ich an den Baron Urstädt eine Wette verloren."

„An Baron Urstädt, den Sonderling? Verkehrst Du denn mit dem?"

„Zuweilen, Papa, er ist ein ganz amüsanter Gesellschafter."

„Eine Persönlichkeit, die viel von sich reden macht, dabei ungeheuer reich," bemerkte der Bankier nachdenkend; „das wäre etwas für unseren Salon! Nur nimmt er so selten Einladungen an — aber gleichviel! Hektor, Du mußt trachten, ihn in unser Haus zu bringen. Baron Urstädt ist von altem Adel und besitzt sehr einflußreiche Verbindungen."

„Wenn es möglich ist, Papa," lachte der Lieutenant, „ich will mein Bestes thun. Was hast Du denn übrigens mit dem alten Baron vor? Haha, das wäre eine passende Parthie für unsere Gelehrte!"

Der Bankier zuckte förmlich zusammen. „Wie so?“ frug er rasch. „Erkläre Dich deutlicher.“

„Der Baron soll ja selbst ein halber Gelehrter sein; zuweilen, wenn ihm die Laune kommt, schließt er sich Tage lang ein, um zu studiren und allerlei Hokuspokus zu treiben, da müßte doch Diana mit ihrem ‚gediegenen Wissen‘ eine ganz besonders interessante Persönlichkeit für ihn sein.“

Der Bankier schlug seinem Sohne auf die Schulter. „Du bist doch ein Prachtjunge und hast herrliche Einfälle! Wäre es möglich, daß Diana's Gelehrsamkeit doch einen Nutzen an sich hätte! — Baronin Urstädt, das klingt gar nicht übel, und meine zweite Tochter hätte dann eine ebenso gute Parthie gemacht als die erste.“

„Der Baron könnte freilich beinahe Diana's Großvater sein.“

„Ah bah, was liegt daran! Schön ist sie nicht und liebenswürdig auch nicht. Sie soll froh sein, wenn sie überhaupt einen Mann bekommt. Eine solche Parthie,“ der Bankier rieb sich vergnügt die Hände, „findet sich nicht alle Tage! Hektor, Du mußt Alles daran setzen, um den Baron in unser Haus zu bringen.“

„Ist es Dir denn wirklich Ernst damit, Papa?“

„Aber natürlich! Warum denn nicht? Habe lange genug hin und her gesonnen, was mit Diana anzufangen wäre — das paßt ja ganz prächtig!“

Und ganz enthusiasmirt schritt der Bankier lebhaft auf und ab.

Hektor lachte. „Nun, Papa, an mir soll's nicht

fehlen! — Doch bitte, vergiß nicht, mir Geld zu geben!"

„Du sollst es haben," sagte der freigebige Vater, „aber, Hektor, vergiß mir nur nicht den Baron! Hörst Du wohl?"

---

Eine halbe Stunde später trat der Bankier in das Zimmer seiner jüngsten Tochter.

Diana saß an ihrem Schreibtische und las. Der Schein der Studirlampe fiel voll auf ihr bleiches Gesicht, dem selbst der Reiz der Jugend keinen anmuthigen Stempel hatte aufdrücken können. Die Hände in den Schoß gefaltet, saß sie in vorgebeugter Stellung da, die dunklen Augen fest auf das vor ihr liegende Buch gerichtet.

Der Bankier war ohne anzuklopfen eingetreten. Er drückte vorsichtig die Thüre wieder in's Schloß und ging leisen Schrittes vorwärts.

Diana hatte sein Kommen nicht gehört. Sie war so in ihre Lektüre vertieft, daß sie nichts von dem wahrnahm, was um sie herum vorging.

Herr Erlberg hatte mithin vollkommen Zeit, seine Tochter zu betrachten.

Freudiger Hoffnungen voll war er eingetreten, aber es beschlich ihn doch ein Gefühl der Enttäuschung, als er sie so reizlos, so ohne alle Anmuth dasitzen sah, und zweifelnd frug er sich, ob überhaupt Jemand an diesem blassen, unschönen Mädchen Gefallen finden konnte, an ihr, deren Häßlichkeit nicht einmal einen Anflug von Pikanterie besaß. Wie nüchtern, wie abgeschmackt sah sie aus mit

dem glatt aus der Stirne gestrichenen Haar, auf welcher sich auch nicht das kleinste, dünnste Löckchen kräuselte. Wie war dieses Gesicht so aller Schönheit, aller Frische bar, und doch zählte Diana erst zwanzig Jahre!

Der Bankier konnte kaum einen Seufzer unterdrücken.

Und sie sollte Baronin werden? War Diana wirklich im Stande, das Interesse eines Mannes für ihre Person rege zu machen? Fast kamen ihm Zweifel daran.

Das einzig Gute war noch, daß Baron Urstädt ein Mann war, der das Sonderbare liebte, der ganz eigenthümliche Marotten hatte, und eben deshalb blieb dem Bankier noch Hoffnung übrig.

Er hustete leise, um sich bemerkbar zu machen, und als dies nichts half, rief er laut: „Diana!"

Das junge Mädchen fuhr empor und starrte wie traumverloren den Vater an. „Ach, Du bist's, Papa," sagte sie dann, sich erhebend, indeß ein mattes Lächeln ihre Lippen umspielte; sie mochte wohl an die Drohung Fräulein Moldan's bezüglich der neuen Hausordnung denken.

Der Bankier nahm eine sehr würdevolle Miene an. „Ich habe mit Dir zu sprechen, mein Kind," sagte er, noch unentschieden, ob er den strengen oder nachsichtigen Vater herauskehren sollte.

Während er auf dem bequemen Divan in der Ecke Platz nahm, entschied er sich für das letztere; wenn gute Worte keine Wirkung hatten, dann war es noch immer Zeit, als strenger Richter aufzutreten.

Diana schlug den Schirm der Lampe zurück, so daß

das ganze Gemach erhellt ward, und setzte sich auf einen Stuhl in ziemlicher Entfernung von ihrem Vater.

Der Bankier zog sein Taschentuch heraus und fuhr damit über die Stirne. Wie schwer war es doch, sich diesem Mädchen gegenüber auszusprechen!

„Du hast heute die Dinerstunde versäumt, obschon wir Gäste hatten," begann er endlich.

„Verzeihung, Papa, es soll nicht mehr vorkommen," versetzte Diana in ruhig kühlem Tone.

„Du mußt zugeben, daß ein solches Benehmen wenig rücksichtsvoll von Deiner Seite ist," fuhr der Bankier erregter fort, „um so rücksichtsloser, als Deine Schwester und ihr Gatte diese Gäste waren, und ich Dir bisher in allen Dingen Deinen freien Willen gelassen habe."

Diana senkte die Augen und schwieg.

Dem Bankier prickelte es in allen Gliedern; für den lebhaften Mann war diese stumme Unbeweglichkeit etwas Entsetzliches! Wenn sie wenigstens widersprochen, sich durch irgend einen Vorwand entschuldigt hätte!

Sein ganzer Zorn ward rege, er konnte nicht mehr an sich halten und wurde heftig. „Das muß ein Ende nehmen, eine solche Isolirung kann ich nicht mehr zugeben! Du thust ja, als ob Du gar nicht zur Familie gehörtest — auch Fräulein Moldan hat sich über Dich bitter beklagt."

Diana hob den Blick und sah ihren Vater starr an. „Die Tante pflegt doch sonst mir gegenüber nicht hinter dem Berge zu halten," sagte sie ruhig und ohne jede

Empfindlichkeit, „sie hat mich vorhin allerdings gescholten, weil ich zu spät nach Hause kam."

„Und mit Recht," grollte der Vater; „außer Deinen Büchern ist Dir Alles gleichgiltig! Betrachte Dich doch, wie Du aussiehst! Ist das eine Toilette für die Tochter des Bankiers Erlberg? Dieses dunkle Fähnchen, kaum gut genug für eine Dienstmagd — diese schlichte, häßliche Frisur, die Dich so unvortheilhaft als möglich kleidet — und dann diese ewige Leichenbittermiene! Und das soll meine Tochter, die Schwester der schönsten, elegantesten Frau der Residenz sein!"

Um Diana's Mund zuckte es, allein ihr bleiches Gesicht blieb unverändert. Sie hatte ruhig die Vorwürfe ihres Vaters angehört, und selbst, als er jetzt aufspringend erbost frug: „Nun, hast Du mich verstanden?" blieb sie kalt und theilnahmslos sitzen.

Der Bankier rang nach Luft; das war denn doch zu stark, eine solche Fühllosigkeit war ihm noch nicht vorgekommen. Er trat auf Diana zu, und packte sie heftig beim Handgelenk. „Willst Du wohl eine Antwort geben?"

Die dunklen Augen des jungen Mädchens begegneten fest den zornigen Blicken des Vaters.

„Was soll ich antworten," versetzte sie kalt. „Was die Natur versagt hat, das läßt sich nicht erzwingen. Olympia ist schön und anmuthig, ich bin reizlos und häßlich. Dagegen läßt sich nicht ankämpfen."

Der Bankier ließ die Hand seiner Tochter los und murmelte eine Verwünschung. „Ankämpfen," höhnte er, „aber verbessern kann man. Ich will meine Tochter nicht

als Aschenbrödel sehen, sie soll den Pflichten ihres Standes, ihres Reichthums gerecht werden — mit einem Worte, ich will eine liebenswürdige, freundliche Repräsentantin meines Hauses, nicht einen verschrobenen Blaustrumpf."

Für einen flüchtigen Moment flammte es in den Blicken des jungen Mädchens auf, ihre Gestalt richtete sich empor und über ihr ganzes Gesicht goß sich eine brennende Röthe. Es schien, als ob sie sagen wollte: „Was ich geworden bin, zu dem habt Ihr mich mit Eurer Lieblosigkeit, Eurer Zurücksetzung gemacht. Jetzt kann ich nicht mehr anders! Ich kann kein Herz, kein Gefühl für Euch haben, Ihr Alle seid mir gleichgiltig geworden." Aber Diana sprach nicht die Worte, die ihr auf den Lippen schwebten.

Sie begnügte sich damit, die Augen niederzuschlagen und leisen Tones zu sagen: „Ich habe kein Talent zur Salondame, mein Sinn steht nicht nach rauschenden Vergnügungen. Ich würde in den eleganten Salons eine schlechte Rolle spielen, deshalb ist es besser, ich bleibe, wo ich bin."

„Nein, das sollst Du nicht," entgegnete der Bankier entschieden; „von heute ab fordere, verlange, befehle ich es Dir, daß Du an allen gesellschaftlichen Zusammenkünften, die in meinem Hause stattfinden, Theil nimmst, Du mußt Dich ferner im Theater, auf der Promenade zeigen, und allen Anforderungen gerecht werden, welche die Welt, in welcher wir leben, an Dich stellt. Beschäftige Dich meinetwegen in Deinen Mußestunden mit dem gelehrten Krimskrams, der Dich so glücklich macht, ich habe

nichts dagegen, aber vorerst erfülle Deine Pflicht als Tochter, und sei meinem Hause das, was Du demselben sein sollst. Ich verlange damit nichts Unbilliges und erwarte von Dir unbedingten Gehorsam!“

Durch die hageren Glieder des jungen Mädchens ging ein nervöser Schauer; die erblaßten Lippen zitterten und in den dunklen Augen zeigte sich eine geheime Angst. Sie erhob sich von ihrem Sitze, ließ sich aber sogleich wieder auf demselben nieder. Eine Minute lang kämpfte sie noch mit sich selbst, ob sie den Vater bitten solle, ihr diese Marter zu erlassen, aber dann senkte sie resignirt das Haupt.

„Ich werde gehorchen,“ sprach sie mit leiser, aber fester Stimme. Der „eiserne Kopf“ hatte wieder einmal den Sieg über ihr wärmeres Empfinden davongetragen.

Der Bankier hatte nichts von diesem inneren Kampfe seiner Tochter bemerkt. In diesem Augenblicke haßte er das Mädchen förmlich. Diese Kälte, diese Gleichgiltigkeit gegen alle jene Dinge, an denen sein Herz so sehr hing, entrüstete und empörte ihn.

Etwas erstaunt über Diana's Fügsamkeit war er zwar trotzdem, allein er wurde deshalb nicht milder gegen sie gestimmt.

„Ich werde Fräulein Moldan bitten, Deine Garderobe einer gründlichen Musterung zu unterziehen,“ sagte er, in seiner erregten Promenade innehaltend, „es muß eine geschickte Kammerjungfer engagirt werden, die sich Deiner Toilette annimmt, so geht es nimmer fort, das lasse Dir ein- für allemal gesagt sein.“

Damit ging der Bankier zur Thüre hinaus, ohne es nur der Mühe werth zu finden, einen einzigen Blick auf seine gemaßregelte Tochter zu werfen.

Diana blieb regungslos sitzen; ihr Antlitz schien wie zu Stein erstarrt. Was in ihr auch vorgehen mochte, an die Oberfläche kam nichts davon; Thränen, Klagen, Bitten, das hatte sie nie gekannt.

Die nächsten acht Tage nach dieser Scene waren für Diana die martervollsten, die es je für sie gegeben hatte.

Modistinnen, Kleidermacherinnen kamen und gingen; kostbare Stoffe in allen Farben wurden zur Auswahl gebracht, und Diana sollte prüfen, wählen und entscheiden.

Ihr dichtes, langes Haar, das einzig Schöne, was sie besaß, wie Fräulein Moldan sagte, wurde zu einer kunstvollen, modernen Frisur aufgethürmt. Zierlich gekräuselte Ringellöckchen deckten nun ihre bleiche Stirn; an den schmalen Handgelenken glänzten Armbänder und den Ringfinger der linken Hand schmückte ein funkelnder Diamant.

So hatte es ihr Vater haben wollen, und wortlos fügte sich Diana.

Das Debüt der Bankierstochter machte übrigens kein besonderes Aufsehen in den maßgebenden Kreisen.

Man begnügte sich damit, Diana prüfend zu mustern und dann mit Achselzucken zu sagen: „Kein Vergleich mit der schönen, eleganten Schwester! Man hätte das Mädchen in seiner Studirstube lassen sollen, die paßt entschieden nicht für die Welt.“

Damit war Diana's Urtheil gesprochen; man behan-

delte sie höflich, ohne besondere Rücksicht auf sie zu nehmen, und wenn es ja einmal ein Glücksjäger wagte, sich der reichen Bankierstochter zu nähern, so gab er sicher bald wieder den Versuch auf, dem „Eisberg“ ein Lächeln zu entlocken.

Diana hatte ihr lästigen Menschen gegenüber eine eigen abweisende Art; ein Blick, ein Wort genügte, um die Zudringlichen in ihre Schranken zurück zu weisen, und andere Freier als solche, welche in ihr nur die reiche Beute sahen, hatte sie nicht.

Das junge Mädchen war tief empört darüber, daß ihr Vater seine eigene Tochter so förmlich an den Pranger stellte; dieses Gefühl machte sie ihrer Familie gegenüber noch kälter und schroffer als je, und wenn sie sich auch widerspruchslos allen Anforderungen fügte, liebenswürdiger, angenehmer war sie deshalb nicht geworden.

Wochen waren so seit Diana's Metamorphose vergangen; im Hause des Bankiers Erlberg herrschte seit einigen Tagen eine geradezu fieberhafte Thätigkeit.

Herr Erlberg gab in dieser Wintersaison seinen ersten Ball, und welches Glück: der Baron Urstädt hatte die Einladung zu demselben angenommen.

Der Bankier kannte sich nicht vor Freude; täglich, stündlich brütete er über seinen Plänen, und wenn er das bleiche, stille Mädchen ansah, das er dazu bestimmt hatte, einen Aristokraten in seine Familie zu bringen, dann frug er sich, warum gerade diesem Mädchen und nicht seiner schönen Olympia dieses hohe Glück beschieden worden sei.

## Zwölftes Kapitel.

Während in der Residenz Bälle, Konzerte, Soiréen in steter Reihenfolge abwechselten, war es still und ruhig in dem Schlosse des Grafen Stettenheim. Fast zu still und zu ruhig für die lebhafte Comtesse Juliane, die noch immer bei dem in der Rekonvaleszenz befindlichen Bruder weilte und es vergeblich versuchte, durch ihr heiteres Geplauder die trüben Wolken, welche auf des Grafen Stirne lagerten, zu verscheuchen.

Der Graf war wo möglich noch stiller, noch menschenscheuer geworden, als früher. Die schöne Circe, die ihn in ihre Netze hatte locken wollen, war noch immer nicht vergessen. Wohl konnte Eugen Stettenheim dort nicht mehr lieben, wo er nicht achten konnte, aber die Wunde war doch zurückgeblieben und blutete noch heftig; die Erinnerung an Danilla war nicht erloschen, und wenn er sich auch alle Mühe gab, das schöne Weib zu vergessen, des Nachts in seinen Träumen stand sie vor ihm, die dunklen Augen mit leidenschaftlicher Gluth auf ihn gerichtet, in weichen, zärtlichen Tönen Liebe heischend, Liebe spendend, und er, er konnte dann nicht widerstehen. Im Traume drückte er sie an sein Herz, gab er ihr die zärtlichsten Namen, gelobte er ihr ewige Liebe und Treue, fühlte er sich glücklich, namenlos glücklich!

Und dann des Morgens, welch' Erwachen in die graue, trübe Wirklichkeit zurück! Da empfand er sein Elend in doppelter Größe, müde und gebrochen schlich er dann durch die stillen Räume, in denen er einst so ruhig und zufrieden gelebt hatte.

Comtesse Juliane sah mit Betrübniß diesen Seelenzustand ihres Bruders; sie hätte so gerne die finsteren Wolken von seiner Stirne verbannt, ihn einem neuen, besseren Leben wiedergegeben.

In fröhlicher Sorglosigkeit hatte sie bis dahin ihre Tage verlebt; sie war das belebende Element am fürstlichen Hofe gewesen, das mit frischem, herzerquickendem Hauche die strengen Grenzen der Etikette durchbrach und selbst dem ernsten Antlitze der Fürstin zuweilen ein leichtes Lächeln abzulocken verstand.

Sie war nicht eigentlich schön zu nennen, die kleine, zierliche Comtesse, mit dem entschiedenen Stumpfnäschen in dem runden, rosigen Gesichte, das durchaus unregelmäßige Züge aufwies, aber sie gefiel doch Jedermann. Wenn sie lachte — und sie lachte so gerne — dann zeigten sich tiefe Grübchen in den Wangen und der lachende Mund ließ eine Reihe blendend weißer Zähne sehen.

Comtesse Juliane liebte ihre Cousine, die Prinzessin Berthilde, sehr zärtlich; nachdem die erste Angst um das Leben des Bruders vorüber war, begann sie sich lebhaft nach ihr zu sehnen, vielleicht auch ein wenig nach der größeren Geselligkeit des Hofes, denn bei dem Bruder lebte sie in fast klösterlicher Abgeschiedenheit. Von den Gerüchten, welche über sein Verhältniß zu der schönen Danilla in Umlauf gewesen, war nur wenig an ihr Ohr gedrungen; das von Stettenheim's Hand zerstörte Bild war sofort aus dem Zimmer gekommen, und sein alter, bewährter Kammerdiener hatte Sorge dafür getragen, daß

die Ueberreste des Gemäldes an einen Ort kamen, wo sie vor jedem Späherauge verborgen blieben.

Am liebsten hätte er die Leinwand verbrennen lassen, aber das wagte er doch nicht zu thun, und so steckte das zerschnittene Bild hoch oben in einer entlegenen Bodenkammer unter allerlei altem Gerümpel; die schöne Danilla wäre sicher tief entrüstet gewesen, wenn sie gewußt hätte, in welcher Gesellschaft sich nun ihr zweites Ich befand.

So wenig also Comtesse Juliane auch unterrichtet war, so viel wußte sie doch, daß es eine unglückliche Liebe sei, welche die Seele ihres Bruders in düsteren Banden gefangen hielt.

Ihr sonniges Lächeln, ihr fröhliches Geplauder übte fast gar keine Wirkung auf den Grafen. Er hörte seiner Schwester wie geistesabwesend zu und gab oft Antworten, die deutlich bewiesen, daß er auf ihre Rede gar nicht Acht gegeben.

Der Graf pflegte des Morgens lange zu schlafen, im Schlafe war er ja noch am glücklichsten, wenn ihn dann auch das Erwachen doppelt elend machte. In den von ihm bewohnten Räumen herrschte daher selbst noch in den späten Morgenstunden die lautloseste Stille, damit er durch nichts gestört werde.

Die Comtesse dagegen war eine Frühaufsteherin, und wenn andere Damen ihres Standes sich erst von ihrem Lager erhoben, saß Juliane schon in vollständiger Toilette lesend oder musizirend in dem hübschen, kleinen Boudoir, das sie sich nach ihrem Geschmacke hatte einrichten lassen.

Es war ein kalter, trüber Wintertag, bleigrau und

schwer hing der Himmel über dem Schlosse, durch die Luft wirbelten einzelne Schneeflocken, gleichsam als Vorboten der weißen flockigen Massen, die droben am Firmamente hingen und jeden Augenblick zum Herabfallen bereit waren.

Comtesse Juliane stand am Fenster und blickte sinnend in den schneebedeckten Park hinaus. Da wurde sie ihren Gedanken durch die Meldung des Dieners entrissen, daß Seine Excellenz der Minister Schönburg die gnädige Comtesse bitten lasse, seine Aufwartung machen zu dürfen.

Ueber das rosige Gesicht der jungen Dame flog ein Ausdruck des Erstaunens; es war ihr durchaus unklar, was der Minister von ihr wollen konnte. Dennoch gab sie unverzüglich den Befehl, den Minister hereinzuführen, und in die Mitte des Gemaches tretend, sah sie gespannt seinem Eintreten entgegen.

Minister Gregor Schönburg war ein noch junger Mann; vermöge seiner glänzenden Eigenschaften hatte er rasch Carrière gemacht und eine bedeutende Stellung errungen, obwohl er ein Bürgerlicher und der Sohn mittelloser Eltern war.

Comtesse Juliane kannte den Minister sehr gut; sein Vater war bei dem ihrigen Gutsverwalter gewesen, und wenn der junge Jurist in den Ferien nach Hause kam, da hatte sich die kleine fröhliche Comtesse stets gefreut, denn Niemand verstand es so gut, auf ihre übermüthigen Streiche einzugehen, als der junge Student.

Der Gutsverwalter war dann gestorben, und damit hatte der Verkehr zwischen Gregor Schönburg und Juliane ein Ende.

Der thatkräftige junge Mann war eifrig bemüht, um durch rastlose Arbeit sein Ziel zu erlangen, das kleine Mädchen ward eine reizende junge Dame, und im Laufe der Jahre hatten Beide fast ihre ehemalige Bekanntschaft vergessen. Erst am Hofe der Fürstin v. M. trafen sie sich wieder und die halberstorbene Erinnerung wachte auf's Neue in ihnen auf.

Aber von einem näheren Verkehre konnte keine Rede sein, selbst als der junge Jurist sich ein Ministerportefeuille errungen hatte.

Der Minister war bei Hofe durchaus nicht beliebt; der Fürstin war das bürgerliche Element in dem Kreise ihrer Räthe zuwider, zudem war Gregor Schönburg einer Derjenigen, die ungescheut für das Recht und Wohl des Volkes eintraten, und die Fürstin besaß viel zu viel Stolz und Eigenwillen, um etwaigen Widerspruch gutwillig hinzunehmen.

Wäre Gregor Schönburg nicht beim Volke und in den mittleren Bürgerklassen so beliebt gewesen, so hätte er sich in seiner Stellung wohl nicht lange halten können, schwer wurde ihm sein hoher Posten ohnehin genug gemacht; aber er war eine zähe Natur, er setzte allen Anfechtungen eine eherne Stirn entgegen, und da seine Handlungsweise stets eine streng ehrenwerthe und nach allen Seiten hin wohl überlegte blieb, so hielt es auch schwer, ihm beizukommen.

Der Minister war eingetreten und nach einer tiefen Verbeugung an der Thüre stehen geblieben.

„Kommen Sie nur näher," sagte Juliane mit ihrem herzgewinnenden Lächeln, „ich bin sehr neugierig, zu er-

fahren, was der Herr Minister von seiner einstigen kleinen Spielgefährtin haben will."

Ohne es selbst zu wollen, hatte Juliane diesen unbefangenen Ton angeschlagen, der in dem Herzen des Besuchers ein eigenthümlich wohlthuendes Gefühl wach werden ließ. Ach ja, die kleine Juliane! Wie herzig, wie lieb war sie als Kind gewesen, und wie mit einem Schlage sah er die ganze glückliche, halbvergessene Jugendzeit vor sich. Er trat näher und hinter den Brillengläsern hervor schauten blitzende, stahlblaue Augen die junge Dame an.

Sonderbar! So befangen hatte sich Juliane nie gefühlt; der Blick dieser hellen scharfen Augen war ihr tief in's Innere gedrungen.

Um ihre Verlegenheit zu maskiren, lachte sie leise und hieß ihn Platz nehmen. Sie selbst drückte ihr schlankes Figürchen in eine Divanecke, und während ihre kleinen rosigen Finger unbarmherzig an der duftenden Rose zupften, die sie vorhin in der Hand gehalten hatte, lauschte sie seiner klangvollen, volltönenden Stimme, mit welcher er jetzt eine Entschuldigung über seinen Besuch hervorbrachte. Je länger er sprach, desto gespannter, aufmerksamer hörte sie zu; jede Spur eines Lächelns war aus ihrem rosigen Gesichte verschwunden, und auf der klaren Stirne hatte tiefer Ernst Platz genommen.

Als der Minister tief aufathmend schwieg, sagte Juliane mit leiser, bebender Stimme: „Und steht es wirklich so schlimm mit dem Erbprinzen? Ist gar keine Hoffnung vorhanden, ihn länger am Leben zu erhalten?"

„Keine, gnädige Comtesse! Höchstens bis zum Früh-

jahre, sagen die Aerzte. Lebend wird der Erbprinz kaum wieder in seine Heimath zurückkehren."

Juliane seufzte tief auf. „Weiß meine fürstliche Tante es schon?" frug sie stockend.

„Die ganze Wahrheit nicht! Man gibt ihr immer noch die Hoffnung, die Katastrophe lasse sich noch für einige Jahre hinausschieben, ich aber habe gestern direkte Nachrichten aus Italien erhalten, es steht sehr schlimm und nur die größte Vorsicht kann noch die schwache Lebensflamme vor dem Erlöschen bewahren."

Das Spiel der kleinen runden Finger hatte längst aufgehört; die Rose lag entblättert auf dem weichen Teppich und die zarten Hände hatten sich krampfhaft gefaltet.

In den sonst so übermüthig blickenden Augen der Comtesse schimmerte eine Thräne und um den fest geschlossenen Mund zuckte es schmerzlich. „Sie haben mir da eine böse, böse Nachricht gebracht," sagte sie nach einer Pause, „ich wollte, ein anderer Grund hätte Sie hierher geführt, als gerade diese traurige Botschaft. Doch," fuhr sie sich ermannend fort, „Sie haben Recht, wir müssen uns in das Unvermeidliche fügen und an die Konsequenzen dieses Trauerfalles denken. Mein Bruder ist dazu bestimmt, der Nachfolger des Erbprinzen zu werden — er hat eine große schöne Aufgabe vor sich, aber er tritt völlig unvorbereitet an dieselbe heran. Das wollten Sie mir doch vorhin andeuten? Ich glaube, ich habe Sie nur zu gut verstanden."

Der Minister neigte sein Haupt. „Ja, gnädigste Comtesse, Sie haben mich vollkommen verstanden. Der künftige Fürst steht seinem Staate, seinem Volke völlig fremd gegen-

über, und doch blicken so viele Augen erwartungsvoll auf ihn, doch setzt man so große Hoffnungen auf seinen edlen Charakter, auf seinen hohen, großmüthigen Sinn."

Die stahlblauen Augen richteten sich forschend auf das runde, rosige Antlitz der Comtesse.

Juliane aber gab keine Antwort. Sie hatte sich von ihrem Sitze erhoben und schritt nachdenkend auf und ab. Ihrem scharfen Verstande war sofort klar geworden, was der Minister eigentlich von ihr, von ihrem Bruder wollte.

Graf Stettenheim hatte sich nie um die Regierungsgeschäfte bekümmert, ohne an die Pflichten zu denken, die er einst auf seine Schultern nehmen sollte, hatte er nur für sich und seine Studien gelebt. Er war nicht ehrgeizig, es gelüstete ihn nicht darnach, den kleinen Staat zu regieren, dem eine männlich feste Hand so dringend noth that.

Trotz ihrer Jugend, trotz ihrer Sorglosigkeit hatte Comtesse Juliane am Hofe ihrer erlauchten Tante für so manche Dinge ein offenes Auge gehabt, und sie wußte ganz genau, daß sehr Viele mit den bestehenden Verhältnissen unzufrieden waren. Sie hatte auch die Fürstin durchschaut und wußte, daß diese eifrig bemüht war, sich einen Theil ihrer Macht auch für spätere Zeiten zu sichern; sie kannte die Zustände bei Hofe viel besser, viel genauer, als ihr einsiedlerisch lebender Bruder, und sie hatte ganz richtig erkannt, daß die Absichten der Fürstin dahin zielten, den künftigen Regenten gänzlich von ihrem Einflusse abhängig zu machen.

Das Alles ging ihr durch den Kopf, während sie so

langsam auf und ab schritt, die Augen zu Boden gesenkt, den sonst so heiter lächelnden Mund ernst und geschlossen.

Der Minister folgte mit den Augen jeder Bewegung der schlanken, zierlichen Gestalt, sein Auge haftete prüfend auf dem Antlitze der Comtesse.

Endlich hob Juliane den Kopf, und zu ihrem Sitze zurückkehrend, sagte sie, die grauen Augen voll zu Gregor aufschlagend: „Lassen Sie uns offen mit einander sprechen; ich kenne die Verhältnisse vielleicht besser, als Sie meinen. Ich weiß sehr wohl, daß mein Bruder sich nie um das Land gekümmert hat, dessen Regent er nun werden soll. Das ist ein großer Fehler von ihm gewesen, aber ich glaube, es läßt sich noch Vieles nachholen, ehe die Zeit herankommt, da er den ihm zufallenden Pflichten Genüge leisten muß. Ich will wahr gegen Sie sein. Mein Bruder ist auf dem besten Wege, ein Hypochonder zu werden, die schönsten Jahre seines Lebens in unthätigem Hinbrüten zu verbringen. Er muß aus dieser Lethargie aufgerüttelt, dem Leben wieder gegeben werden. Diese Absicht hat Sie auch hierher zu mir geleitet, und was Sie nur vorsichtig anzudeuten versuchten, ich habe es voll und ganz empfunden. Mein Bruder muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß er hohe, heilige Pflichten zu übernehmen hat, daß vor solchen jedes persönliche Interesse zurückweichen muß, mit einem Worte, es muß darauf hingewirkt werden, daß er nicht nur seinen Namen zur Regentschaft hergibt, sondern daß er auch wirklich regiert. Ihn dahin zu bringen, ihm seine Pflichten gegen das Land, gegen das Volk darzulegen, das soll meine Aufgabe sein. Ich weiß,

es wird mir nicht so leicht werden, denn mein Bruder ist kein energischer Charakter, aber eben deshalb möchte ich ihn selbst vorzeitig vor so manchen Strömungen behüten, in denen er später gänzlich untersinken würde. Bauen Sie auf mich, Sie sollen eine treue Verbündete an mir haben."

Sie reichte ihm die Hand, die er ehrerbietig an seine Lippen drückte.

Wohl hatte Gregor Schönburg erkannt, welch' edler Kern sich unter der lachenden, sorglosen Hülle verbarg, aber so viel Energie, einen so durchdringenden Scharfblick hatte er bei dem jungen Mädchen nicht vermuthet.

Comtesse Juliane ließ sich dann noch Einiges über die Verhältnisse in der Residenz berichten. Als sie den Minister entließ, bat sie ihn, er möge am Abende des folgenden Tages wiederkommen, bis dahin werde sie mit ihrem Bruder gesprochen haben.

Als der Minister anderen Tages kam, ward er freundlich empfangen und freundlich angehört, und als er nach Stunden langer Konferenz ging, da reichte ihm der Graf gütig die Hand mit den Worten: „Auf baldiges Wiedersehen!"

Das Eis war gebrochen, Graf Stettenheim dem Leben und einer nutzbringenden Thätigkeit wieder gegeben. Vor dem mahnenden Gedanken an seine heilige Pflicht trat das Bild der schönen Sängerin verblaßt in den Hintergrund zurück, und in rastloser, thätiger Arbeit sollte das Leid eines schwärmerischen Liebestraumes sein Ende finden.

## Dreizehntes Kapitel.

In dem großen, eleganten Hause des Bankiers Erlberg herrschte ein lebhaftes Wogen und Treiben. Aus den Fenstern strahlte ein helles Lichtmeer in die dunkle Winternacht hinaus, Diener rannten eilfertig die Treppen auf und ab, Alles war in vollster Thätigkeit und Bewegung.

In ihrem Ankleidezimmer stand Diana vor dem Spiegel. Sie drückte die Augen zu, um sich nicht in der eleganten Toilette sehen zu müssen, die der Bankier zu diesem Feste eigens von Paris hatte kommen lassen. Durch alle möglichen künstlichen Behelfe war der hageren Gestalt des jungen Mädchens eine gewisse Fülle verliehen worden, und das reiche, dunkle Haar war so geschickt arrangirt, daß man dessen ganze Ueppigkeit bewundern konnte; sehr sorgfältig war bei der Auswahl der Farben darauf Bedacht genommen, daß diese dem bleichen Gesichte Diana's ein wenig Frische verliehen, denn Fräulein Erlberg hatte sich entschieden geweigert, zu dem bewährten Hilfsmittel gefallsüchtiger Damen, zu Puder und Schminke ihre Zuflucht zu nehmen.

Mit geschlossenen Augen stand sie gleich einer Bildsäule da, während die Zofe sich mit dem Faltenwurfe der Schleppe beschäftigte, deren silberglitzernder Stoff weit über den Teppich hinfloß. Jeden Augenblick glaubte sie, sie müsse sich den glänzenden Flitterstaat vom Leibe reißen und in die Einsamkeit ihres stillen Zimmers flüchten, um all' diesem bunten Tand zu entgehen.

Vergebens! Das Machtwort des Vaters hielt sie hier

festgebannt, sie mußte diesen tollen Festesjubel mitmachen, sie, die am liebsten in eine Wüste geflohen wäre, um von der ganzen Welt nichts sehen und hören zu müssen!

Die Zofe hatte sich aus ihrer gebückten Stellung erhoben und trat jetzt einige Schritte zurück. „Gnädiges Fräulein sind fertig," sagte sie. Diana öffnete die Augen, und zum ersten Male betrachtete sie ihr Spiegelbild.

Im ersten Moment fuhr sie wie geblendet zurück. Welche Fülle von Schmuck und glänzenden Stoffen hatte man an ihre unschöne Gestalt verschwindet! In den Ohren blitzten große Diamanten vom reinsten Wasser; auf den künstlichen Rosen im Haar wiegte sich ein aus funkelnden Steinen gebildeter Schmetterling. Um den Nacken legte sich ein kunstvoll gearbeitetes Halsband, an den Armen blitzten kostbare Reifen, und wie eine rieselnde Fluth von flüssigem Silber war das Gewand anzusehen, das in rauschenden Wogen die Gestalt Diana's umgab.

Ein bitteres Lächeln irrte um die Lippen des jungen Mädchens. Wozu dies Alles? Sie konnte doch Niemand gefallen!

„Darf man herein?" ertönte von draußen die Stimme des Bankiers.

Diana gab dem Mädchen einen Wink, die Thüre zu öffnen, und trat vom Spiegel zurück. Wartend blieb sie in der Mitte des Gemaches stehen, mit gefurchter Stirne und fest zusammen gepreßten Lippen.

Erlberg trat mit seiner gewohnten Lebhaftigkeit ein. Der Bankier war schon in vollständiger Festtoilette; sein glattes, rothes Gesicht strahlte vor Entzücken über das ge-

lungene Arrangement in den Empfangsräumen, und sein Blick ruhte freundlicher als sonst auf dem bleichen, unbeweglichen Gesichte der Tochter.

„Hm, hm, nicht übel, ganz hübsch," sagte er, Diana von allen Seiten betrachtend; „nur etwas leichtere, ungezwungenere Haltung! Nun, das kann noch kommen. Alles kann man nicht auf einmal verlangen. Süperbe, diese Pariser Toilette. Ja, das muß man den Franzosen lassen, Geschmack haben sie."

Diana streifte mit einem kühlen Seitenblicke den redseligen Vater. An welch' nichtigen, oberflächlichen Dingen hing doch sein Herz! Glanz und Bewunderung galten ihm Alles, und deshalb würden sie einander auch wohl nie verstehen lernen.

Der Bankier besah noch immer prüfenden Blickes seine Tochter. Er hatte plötzlich herausgefunden, daß Diana eigentlich gar nicht so häßlich war, und daß es nur an ihr selbst lag, wenn kein Mensch Gefallen an ihr finden konnte. Wenn sie, statt finster und mürrisch d'reinzusehen, die Augen voll aufschlagen und anmuthig lächeln würde, so müßte sie das um Vieles hübscher und frischer machen.

„Sie können gehen," wandte sich der Bankier an die Zofe, die sich im Hintergrunde des Gemaches zu schaffen machte, „legen Sie dem Fräulein Bouquet und Fächer zurecht."

Das Mädchen verschwand, nachdem es den Befehl des Bankiers ausgeführt, und Erlberg war nun mit seiner Tochter allein.

„Diana," sagte er so weich und gütig, wie er noch

nie zu ihr gesprochen, „gib Dir doch Mühe, diese ernste Miene abzulegen. Ein Mädchen in Deinem Alter sollte nur Lachen und Frohsinn kennen, man wäre versucht, Dich für die unglücklichste Person der Welt zu halten, wenn man in Dein trübes, düsteres Gesicht sieht. Versuche es nur heute, ein wenig anders auszusehen."

Müde und kalt hob Diana den Blick zu ihrem Vater empor. „Ich habe an solchen Festen keine Freude," sagte sie gepreßt, „ich fühle mich einsam und verlassen in dem bunten Getriebe."

Der Bankier wurde wieder heftig. „Thörichtes Mädchen," schalt er, „danke Gott, daß Du in glänzenden Verhältnissen lebst! Doch gehen wir, Du bist unverbesserlich."

Diana gab keine Antwort. Sie nahm Bouquet und Fächer auf und folgte wortlos ihrem mit ärgerlicher Miene hastig voranschreitenden Vater.

Erlberg hatte glücklicherweise bald keine Zeit mehr, weiter über die sonderbare Laune seiner jüngsten Tochter nachzudenken, denn jetzt kam seine Aelteste herangerauscht, strahlend, blendend in entzückender Schönheit, ein bezauberndes Lächeln auf den Lippen, die reizendste Verkörperung von Frohsinn und Freude.

Ein bitteres Gefühl des Schmerzes durchzuckte Diana's Herz, als sie sah, mit welchem Entzücken der Bankier seine Lieblingstochter begrüßte. So war es ja immer gewesen! Das häßliche Kind ward gescholten, die schöne Tochter vergöttert.

Ohne sich um die jetzt zahlreich ankommenden Gäste viel zu kümmern, durchschritt sie eilig die Säle, um ein

stilles Plätzchen zu finden, wo sie sich allein ihren Gedanken hingeben konnte. So war sie bis in den Wintergarten gekommen, dessen ruhige Stille nur das leise Plätschern der Fontaine unterbrach, die von blühenden Orangenbäumen umgeben, ihren feinen Wasserstrahl hoch empor in die laue, dufterfüllte Luft sandte.

Diese Ruhe, diese Stille that dem verbitterten Herzen des Mädchens unendlich wohl. Sie lehnte sich an das Bassin, in welches die Wasserstrahlen mit leisem Plätschern zurückfielen, und ihr Blick tauchte in den krystallhellen Wasserspiegel, auf dessen Grunde kleine Silberfischchen in fröhlichem Haschen nach einander jagten. Allmählig löste sich die Erstarrung, die Diana's Herz gefangen hielt; zum ersten Male seit langer Zeit begann sie wieder sich jung und kräftig zu fühlen. Sie sah dem neckischen Spiele der flinken Fischlein zu, und plötzlich wandelte sie die Lust an, ihre Hand in die kühlende Fluth zu tauchen und die blinkenden Wassertropfen aufzufangen, die sich in tausend winzige Atome zerstäubten.

Sie streifte den Handschuh ab und ließ auf ihre flache Hand die zurückfallenden Wasserstrahlen sprühen.

Wie das kühlte, wie das erfrischte!

Und von der Hand zog sich dieses erfrischende, belebende Gefühl weiter hinauf in den Arm, weiter, weiter bis zum Herzen, und mit einem Male ward ihr so leicht zu Muthe, wie es ihr noch nie gewesen. Aus den schäumenden Wasserperlen tauchte jetzt langsam ein bärtiges Antlitz empor, und zwei gutmüthige blaue Augen blickten das sinnende Mädchen an.

Wo hatte sie diese Augen nur gesehen? Sie wußte, zu ihnen gehörte eine tiefe Männerstimme und struppiges, blondes Haar, die Hand, welche die blinkenden Wassertropfen aufhielt, zitterte leicht. Ach ja, jetzt wußte sie es — das war der Herr v. Trickleben, der sich aus Büchern nichts machte und seine ganze Bibliothek verkaufte, um wieder zu Geld zu kommen, ein Mann, dessen Sache „lesen, studiren" nicht war, ein Mensch, der nur Sinn für seine Landwirthschaft besaß, die er wieder auf einen grünen Zweig bringen wollte.

Seltsam! Wie gut sie das Alles heute noch, nach Wochen wußte. Woher das wohl kommen mochte, daß sie ihn jetzt so deutlich vor sich sah, sogar den Klang seiner Stimme zu vernehmen meinte? Was kümmerte er sie denn? Wahrscheinlich sah sie ihn nie wieder.

Während dieser Reflexionen hatte das Antlitz des jungen Mädchens einen ganz eigenen Ausdruck angenommen. Alles Herbe, Finstere war aus Diana's Zügen verschwunden; ein weicher, sanfter Zug legte sich um ihren Mund; in den dunklen Augen schimmerte es feucht wie sehnendes Verlangen, und in die blassen Wangen war langsam eine helle, zarte Röthe getreten. In diesem Momente war sie fast schön, zu nennen.

„Ach, hier muß man Dich suchen," rief plötzlich eine laute Stimme, die Träumereien des jungen Mädchens jäh unterbrechend.

Diana zuckte zusammen. Ihre Augen schlossen sich wieder halb, aber die feine Röthe auf ihren Wangen blieb. Einige Schritte von ihr entfernt stand ihr Vater an der

Seite eines kleinen, ältlichen Herrn, dessen scharfer Blick beobachtend auf ihrem Antlitze ruhte.

Diara hatte ihre nasse Hand eilig an ihrem Spitzentaschentuche abgetrocknet, und beschäftigte sich nun damit, ihren Handschuh wieder über die noch etwas feuchten Finger zu ziehen.

Eine augenblickliche Verwirrung hatte sich ihrer bemächtigt; ihre Züge fanden sich nicht so rasch in ihren alten Ausdruck wieder, und auch der feuch'e Glanz der Augen war noch geblieben.

Der Bankier war entzückt, noch nie hatte sich seine Tochter vortheilhafter präsentirt, als in diesem Augenblicke, da er ihr nun den Baron Urstädt vorstellte.

Ueber das kleine, vertrocknete Gesicht des Barons flog ein verbindliches Lächeln. Er sagte einige Worte, welche Diana ganz angenehm berührten.

Vielleicht auch befand sie sich heute in einer milderen Stimmung, die ihr ihre Umgebung in einem günstigeren Lichte erscheinen ließ. Ihre Antwort war jedenfalls zur Zufriedenheit des Bankiers ausgefallen, denn er nickte ihr freundlich zu, und aus seinen lebhaften Augen leuchtete der helle Triumph über diese Willfährigkeit seiner Tochter.

Der Baron knüpfte mit Diana ein Gespräch an; er bot ihr sogar seinen Arm, um sie zur Gesellschaft zurückzuführen, und der Bankier sah mit seligem Entzücken alle seine kühnen Träume der Erfüllung sich nähern. Vielleicht wäre er etwas enttäuscht gewesen, wenn er einige Minuten später seine Tochter am Arme des Barons beobachtet hätte, denn Diana hatte bald wieder ihre ernste, kalte Miene an-

genommen, und ihre Antworten lauteten genau so unliebenswürdig, wie sie solche stets zu geben gewöhnt war. Doch den Baron genirte diese Schroffheit nicht; im Gegentheile, er amüsirte sich ganz prächtig dabei.

Das Kartenspielen à deux bei der schönen Kronau begann ihn schon zu langweilen, denn es bot ihm keinerlei Reiz mehr, zu sehen, wie die blonde Emma lachenden Mundes ihren Gewinn einstrich.

Der Baron war ein Mann, der viel gesehen und viel erlebt hatte; trotz einer wild verbrachten Jugend hatte er sich so ziemlich konservirt und eine gewisse Geistesfrische bewahrt, die ihn gierig nach Abwechslung und Unterhaltung suchen ließ, freilich wieder auf eine eigene Weise, denn etwas Besonderes hatte Urstädt selbst in seinen jüngeren Jahren an sich gehabt. Er hatte ein eigenes Vergnügen daran, die schwachen Seiten und Fehler der Menschen aufzuspüren und diese solchergestalt in einer gewissen Abhängigkeit von sich zu erhalten. Mit grausamer Bosheit unterstützte er oft die Schwächen seiner Bekannten, um die daraus entstehenden Konsequenzen zu verfolgen.

Er wußte recht gut, daß die schöne Kronau beim Spiel betrog, aber ihm wäre es nicht im Traume eingefallen, irgend einen der Spieler zu warnen, oder von der von ihm gemachten Entdeckung in Kenntniß zu setzen.

Im Gegentheil, er freute sich, wenn die schöne Emma so einen „Gimpel“ wieder tüchtig gerupft hatte, das war für ihn nicht mehr als der Akt einer Komödie, die sich vor seinen Augen für ihn allein abspielte. Es ergötzte ihn unendlich, als er sah, daß der junge Erlberg bei der

schönen Kronau Feuer fing und keinen Spielabend bei ihr versäumte; mit lächelnder Miene sah er zu, wie der junge Mann bedeutende Summen opferte, und sein Verkehr mit Hektor Erlberg gestaltete sich nur deshalb lebhafter, weil er nicht eine Scene des Drama's versäumen wollte, das ihn ungemein zu interessiren begann.

Als ihn Hektor einlud, in seines Vaters Haus zu kommen, da hatte er sofort hinter dieser Einladung einen besonderen Grund gewittert. Die Schwäche des Bankiers für adelige Namen und vornehme Bekanntschaften war allgemein bekannt, und als Hektor einmal leicht hinwarf, seine jüngste Schwester sei eigentlich ein Unikum von einem Mädchen, eine förmliche Gelehrte, die sich von allem gesellschaftlichen Verkehr konsequent absperrte, da hatte er zu dieser Mittheilung diabolisch gelächelt.

Also da hinaus lief die ganze Geschichte! Man wollte ihn durch das seltsame Mädchen an das Haus fesseln, vielleicht gar — er fand diesen Gedanken doch zu spaßhaft!

Aber eben das Komische bei der Sache reizte ihn; welch' ein Vergnügen, zu sehen, wie der Bankier Alles aufbot, um seinen aristokratischen Gast für immer an seine Familie zu ketten! Das war zu köstlich, um die Geschichte nicht mitzumachen. Urstädt nahm die Einladung an, mit dem Entschlusse, die Komödie bis zur höchstmöglichen Spitze zu treiben, das gab doch wenigstens ein Amüsement für die Wintermonate.

Nicht ohne Neugierde sah er der ersten Begegnung mit Diana entgegen.

Er hatte sich kein richtiges Bild von dem jungen Mäd-

chen entworfen; er hatte erwartet, eine auf ihr Wissen eingebildete, ziemlich abgeschmackte junge Dame zu finden, statt dessen sah er ein finsteres, verschlossenes Wesen vor sich, das durchaus nicht geneigt schien, mit seinen erworbenen Kenntnissen zu prahlen.

Der Baron war es nicht gewöhnt, daß man ihm so kühl und schroff entgegen trat, wie es Diana that. Das eigenthümliche Benehmen des Mädchens verdroß ihn und reizte ihn zu gleicher Zeit, seine Künste an ihr zu versuchen.

Baron Urstädt war niemals schön gewesen und jetzt als fünfzigjähriger Mann war er es noch weniger, aber seine Art und Weise, sich zu geben, hatte für die Frauen stets etwas Anziehendes gehabt.

Was es nun auch sein mochte, das ihm eine gewisse Unwiderstehlichkeit verlieh, Thatsache war, daß er sich seines Einflusses bewußt war. Er wollte seine Macht auch an dieser widerspenstigen Mädchenseele erproben.

Diana war in ihrem Innern erstaunt über die Zähigkeit des Barons; ein Anderer an seiner Stelle wäre in den ersten fünf Minuten gegangen, und er hielt sich nun schon über eine Stunde an ihrer Seite, ohne sich um die kurzen, scharfen Antworten zu kümmern, die wieder so herb als möglich von ihren Lippen klangen.

„Ich halte Sie wohl vom Tanze zurück?“ sagte der Baron, Diana mit seinen scharfen, blitzenden Augen fest fixirend.

Das junge Mädchen zuckte leicht mit den Schultern. „Ich tanze nicht,“ sagte sie kühl, „solche Feste sind mir überhaupt verhaßt. Ich bin am liebsten allein.“

Der Baron biß sich auf die Lippen. „Wollen Sie damit sagen, daß Ihnen meine Gegenwart lästig ist?“ fuhr es ihm fast wider Willen heraus.

„Wenn Sie solches voraussetzten, würden Sie mich schon längst verlassen haben,“ gab sie ruhig zur Antwort.

Urstädt schäumte innerlich vor Wuth; dieses Mädchen mußte gedemüthigt werden um jeden Preis.

„Ihre Antwort klingt hart,“ sagte er nach einer Pause. „Sie würden nicht so abweisend sprechen, Fräulein Erlberg, wenn Sie wüßten, welch' tiefes Interesse Sie mir eingeflößt haben. Sie sind so ganz anders, als die jungen Damen Ihres Alters, und ich begreife deshalb sehr wohl, wie wenig Gefallen Sie an rauschenden Festlichkeiten finden mögen. Ich selbst meide ja oft Wochen lang jede Gesellschaft, aber dann kommen doch oft Tage, Stunden über mich, wo ich mich unendlich einsam und verlassen fühle, dann treibt es mich wieder hinaus in das wogende Getümmel, und eine Zeit lang fühle ich mich da auch wieder ganz wohl, bis wieder ein Rückschlag eintritt, und ich mich einem Einsiedler gleich in meine Zelle verkrieche.“

Er hielt inne und sah das junge Mädchen erwartungsvoll an.

Während der Rede des Barons hatte Diana ruhig mit ihrem Fächer gespielt, ihr Antlitz war starr und unbeweglich geblieben, es war keine Möglichkeit für den Baron, zu entdecken, welchen Eindruck seine Worte bei ihr hervorgebracht hatten. Selbst als er jetzt schwieg, hob sie noch immer nicht den Blick, ja es schien, als sei sie gar nicht

gewillt, ihm eine Antwort zu geben, und doch hatte der Baron so sicher darauf gerechnet, daß seine Worte sie aus ihrer Lethargie reißen würden.

Endlich, endlich hoben sich die gesenkten Wimpern und ein kalter Blick traf den Baron. „Wozu hast Du mir dies Alles gesagt?“ so schienen die düsteren Augen zu fragen.

Aber der Baron ließ sich nicht entmuthigen, nur schlug er jetzt ein anderes Thema an. Geschickt den Faden des Gespräches lenkend, begann er von den weiten Reisen zu erzählen, die er unternommen hatte, seine reichen Kenntnisse über Land und Leute dem jungen Mädchen mitzutheilen, und jetzt hatte er die richtige Saite angeschlagen. Gespannt hörte Diana zu, zuweilen einige Worte einstreuend, die deutlich bewiesen, wie sehr sie jetzt bei der Sache war, und als der Baron das Haus des Bankiers verließ, da sagte er mit triumphirendem Lächeln zu sich, daß der erste Schritt viel besser ausgefallen sei, als er anfänglich erwartet hatte.

Von da ab kam Baron Urstädt sehr häufig in das Erlberg'sche Haus, dessen Thüren sich ihm in der gastfreundlichsten Weise öffneten.

Der Bankier konnte es kaum glauben, daß Diana wirklich die einzige Anziehungskraft sei, die den Baron so mächtig in sein Haus zog; aber es mußte doch so sein, denn Urstädt beschäftigte sich bei seinen Besuchen vorzugsweise mit dem bleichen Mädchen, das indeß noch immer eine gewisse Zurückhaltung beobachtete, und nur in seltenen Fällen sich zu einer längeren Antwort herbeiließ.

Dennoch war eine Veränderung mit Diana vorgegangen; ihr ganzes Denken und Empfinden war lebhafter, erregter geworden. Das Mißtrauen, welches sie dem Baron anfänglich entgegen gebracht, schwand nach und nach, und die dämonische Kraft, welche dieser Mann über die Frauenseelen ausübte, begann auch bei Diana zu wirken. Aber nicht in solchem Grade, um ihr ganzes Sein und Wesen umzugestalten, sie freundlicher, liebenswürdiger zu machen.

Fräulein Moldan hatte Recht, Diana besaß einen eisernen Kopf, bei dem weder im Guten, noch im Bösen etwas auszurichten war.

Und diesen eisernen Kopf hatte Baron Urstädt zu bändigen beschlossen. Er sah sein Werk vorwärts gehen, wenn auch sehr langsam. Schritt für Schritt und mit Geduld hoffte er zum Ziele zu gelangen, aber auch er hatte dabei eine Erfahrung an sich zu machen. Er, der alternde Mann, begann in seinem Herzen eine eigenthümliche Neigung für das blasse, unschöne Mädchen zu fühlen, eine mit Haß und Eifersucht gemischte Neigung, wie sie nur in der Seele dieses Sonderlings entstehen konnte, so seltsam, so eigenartig. Aber es war eine Liebe, die unmöglich Glück bringen kann, eine jener verhängnißvollen Leidenschaften, die der Unterwelt entsprungen zu sein scheinen, die nur unglücklich machen und auf denen nimmer der Segen des Himmels ruht.

Arme Diana! Zum ersten Male in ihrem Leben hatte sie bei einem Manne ein wärmeres Gefühl für sich erweckt, und gerade dieses Gefühl sollte der dunkelste Punkt ihrer freudlosen Jugendzeit werden.

## Vierzehntes Kapitel.

Der Maler Robert Erlberg war im fürstlichen Schlosse ein häufiger Gast geworden. Die Fürstin hatte ihn einige Male in sehr gnädiger Weise angeredet, und hatte ihm dann sogar die Ehre zu Theil werden lassen, ihr Porträt malen zu dürfen. Zu diesem Zwecke war dem Maler ein hübsches Atelier im fürstlichen Schlosse eingeräumt worden, und da das Bild zu der Fürstin Zufriedenheit ausgefallen war, so hatte er den Auftrag erhalten, auch Prinzessin Berthilde in Lebensgröße zu malen.

Mit welcher Lust, mit welchem Eifer ging der Maler an die Arbeit!

Das Bild der schönen Prinzessin sollte ein Meisterstück werden, mit den Augen der Liebe und mit den Händen eines Künstlers gemalt, welch' selige Augenblicke trauten Beisammenseins stellten sich ihm da in Aussicht! Jetzt durfte ungescheut sein Auge auf den holden Zügen ruhen, sich mit trunkenem Entzücken in diese feinen Linien vertiefen, schwelgen in dem Anblicke der lieblichen Gestalt, den süßen Mund mit allen seinen Reizen wiedergeben, aus vollem, übervollem Herzen das Glück genießen, das zweite Ich dieser schönen Fürstentochter in gleicher Vollkommenheit auf die Leinwand zu zaubern. Die ganze Ueberschwenglichkeit einer feurigen Künstlerseele war in Robert Erlberg wieder wach geworden.

Was die Zeit mit ihrem scharfen Griffel davon überstrichen hatte, das kam wieder zum Vorschein; er fühlte sich neu verjüngt, neu belebt, diesem holden Fürstenkinde gegenüber, das in wunderbarer Lieblichkeit vor ihm stand.

Wie hatte die Liebe dieses Mädchen verschönt, zu ihren vielen Reizen noch tausend andere hinzu gegossen; kein anderes Wort, als das der sanften Abwehr war über Berthildens Lippen gekommen, und doch wußte er, daß sie ihn liebe mit der ganzen Innigkeit ihres stillen, keuschen Gemüthes, ohne an die Schranke zu denken, die das unerbittliche Schicksal zwischen sie Beide gesetzt.

An das, was weiter kam, kommen mußte, dachte er nicht; für ihn war nur die glückliche, beseligende Gegenwart da.

Er hatte es ja immer so gehalten, stets nur für den Augenblick gelebt und nie an die Zukunft gedacht.

Wie oft hatte er schon so gespielt! Wie oft schon hatte er Liebe und Treue geschworen, und wie bald den Schwur stets wieder gebrochen! Doch, was kümmerte ihn das! Er, der leichtlebige, feurige Künstler war in seinem ganzen Leben doch nur einer Göttin treu geblieben, und das war seine Kunst, an der er mit ganzer Seele hing; mochten die Frauen, die er geliebt, noch so schön, noch so bezaubernd gewesen sein, der Moment der Ernüchterung war doch bei ihm eingetreten, manchmal früher, manchmal später, und achtlos hatte er dann die Rose, deren Duft ihn einst so sehr entzückt, bei Seite geworfen. Was lag ihm daran, ob sie dann welkte und einsam verblühte, für ihn hatte sie ihren Werth für immer verloren.

Arme Berthilde, armes Mädchen! Selbst ihr hoher Rang sollte sie nicht vor dem bitteren Leide schützen, die ersten zärtlichen Gefühle ihres Herzens an einen Unwürdigen zu verschwenden. Sie ahnte nichts von dem, was

ihr die Zukunft bringen sollte, sie dachte überhaupt nicht an eine solche; sie schwelgte nur in süßen Träumereien, die Seele ganz von dem Bilde des geliebten Mannes erfüllt, dem Ersten und Einzigen, der je im Leben ihrem Herzen so nahe getreten war.

So saß sie auch heute ganz ihren Gedanken hingegeben in ihrem Zimmer; in dem Marmorkamine knisterte ein helles Feuer, dessen flackernder Schein sich mit dem milden Lichte der Lampe vermischte, die, durch rosige Gläser gedämpft, mit sanftem Schimmer das trauliche Gemach übergoß.

Prinzessin Berthilde war allein; sie lehnte in einem bequemen Schaukelstuhle, ein Buch in den feinen weißen Händen haltend. Aber sie hatte nicht gelesen; ihre Gedanken weilten bei Robert Erlberg, und mit einem Male erfaßte sie eine namenlose Sehnsucht nach ihm, nach seiner Nähe.

Sie erhob sich aus ihrer bequemen Lage und schritt unruhig auf und ab; sehen konnte sie ihn jetzt nicht, das wußte sie nur zu gut, denn selbst wenn sich irgend ein Vorwand gefunden hätte, um den Maler kommen zu lassen, so war dies unmöglich, da Erlberg um diese Zeit gewöhnlich schon sein Atelier und das Schloß verlassen hatte.

Sehen, sehen konnte sie ihn heute nicht mehr, aber — Prinzessin Berthilde blieb stehen und legte die Hand sinnend an die Stirn — sie konnte in sein Atelier gehen, den Raum betreten, in welchem er Stunden lang weilte, sie konnte ihr Bild betrachten, an dem er noch vor Kurzem gearbeitet haben mochte, sie konnte all' die Gegenstände

sehen, die seine Hände berührt hatten, und — ihr suchend umherirrender Blick fiel auf eine Krystallschale voll der herrlichsten Veilchen — sie konnte ihm ein Sträußchen der süßduftenden Blüthen hinlegen, und am nächsten Morgen würde er wissen, daß sie dort gewesen sei und seiner gedacht habe.

Rasch entschlossen suchte die Prinzessin das schönste Veilchenbouquet aus und verbarg es sorgfältig; noch einen Augenblick blieb sie, wie sich besinnend, stehen, dann richtete sie ihr schönes Haupt stolz empor und verließ leichten, elastischen Schrittes das Gemach.

Das Atelier Robert Erlberg's lag neben dem Bibliothekzimmer der Prinzessin, von diesem führte eine kleine Tapetenthüre in den ziemlich geräumigen Saal, welcher dem Künstler als Atelier angewiesen worden war.

Flüchtigen Fußes durchschritt die Prinzessin einige nur matt erleuchtete Gemächer, jetzt stand sie vor der Thüre des Bibliothekzimmers.

Eine Sekunde lang drückte sie beide Hände gegen ihr heftig pochendes Herz, dann öffnete sie rasch und trat ein.

In den hohen Glasschränken an den Wänden standen die Werke von Berthildens Lieblingsautoren in reich verzierten Einbänden, an einer Wand hingen in dunklen Rahmen hübsche Zeichnungen, welche die Prinzessin angefertigt hatte, auf dem großen teppichbelegten Tische in der Mitte des Zimmers lagen Mappen, welche Arbeiten der jungen Fürstentochter enthielten, die seit einiger Zeit sich mit wahrem Feuereifer ihren Zeichenstudien hingegeben hatte.

Berthilde trat an den Tisch und schraubte die hell

brennende Lampe lieser, aber plötzlich zuckte sie mitten i ihrer Beschäftigung jäh zusammen; sie hatte nebenan Stimmengeräusch vernommen. War Erlberg in seinem Ate und nicht allein?

Erröthend und erbleichend trat Berthilde an die Tapetenthüre. Sie vernahm jetzt ganz deutlich das sonore Organ einer Frauenstimme.

Eine rasende Eifersucht bemächtigte sich ihrer Was hatte eine Frau bei dem Maler zu thun?

Das Atelier Erlberg's mündete auf einen C dor, von welchem eine schmale Hintertreppe hi Schloßhof führte; man konnte daher ganz g dahin gelangen und ebenso wieder das Atelier

War ihm dieser Umstand bekannt und selben benutzt, um diese Frau hereinzulasse aus eigenem Antriebe gekommen? In w nisse stand sie zu ihm, was wollte sie bo..

Während diese Fragen in wirrem I fieberndes Hirn durchflogen, stand die P der Thüre, die zum Atelier führte ihrer bebenden Hand genügte, die Thür thilde blieb im Rahmen derselben zitte stehen und sah durch einen Spalt der zenden Portièren.

Das Atelier des Künstlers war volle Licht der großen Hängelampe schöne Frauengestalt, welche hoch a des Gemaches stand. Sie nachlässig auf einen St

eben damit, das schwarze Spitzentuch von dem goldig-rothen Gelock zu nesteln, das ihr in schweren Massen über Schultern und Nacken fiel. Jetzt war sie damit zu Ende und das Tuch flog neben dem Mantel auf den Boden hin, ohne daß Erlberg sich die Mühe genommen hätte, dasselbe aufzuheben.

Der Maler lehnte mit verdrießlicher Miene an einem Pfeilertischchen und sah dem Beginnen der schönen Frau mit finsteren Blicken zu.

Und schön war sie, die Fremde, das mußte ihr der bitterste Neid lassen. Das roth-goldige Gelock umwogte ein Antlitz von blendender Schönheit, aus dem zwei dunkle Augen in wahrhaft dämonischem Feuer glühten.

Berthilde stand starr und unbeweglich, kaum daß ein Athemzug ihren Busen hob; ihr ganzes Denken und Empfinden, ihre ganze Seele war in den Blicken konzentrirt, die sie auf die schöne Frau richtete.

Die den Eingang dicht verhüllenden schweren Portièren bewahrten die Prinzessin so ziemlich vor jeder Entdeckung, allein daran dachte Berthilde in diesem Augenblicke nicht. Die ganze Welt war hinter ihr versunken wie in einen tiefen, tiefen See, für sie existirten jetzt nur zwei Personen, Robert Erlberg und jene schöne Frau, die jetzt, den Maler mit einem ihrer Gluthblicke streifend, sagte: „Nun, Robert, findest Du mich sehr verändert?"

Sie hatte das in einem kokett herausfordernden Tone gesagt und dabei ihr schönes Antlitz voll dem Maler zugewendet, dessen finstere Stirn sich langsam zu glätten begann.

Er konnte dem Einflusse von so viel Schönheit doch nicht widerstehen, sein Künstlerauge hing mit Entzücken an dieser herrlichen Gestalt und seine Stimme klang um Vieles milder, als er in gedämpftem Tone zur Antwort gab: „Verändert, Clemence? Ja, Du bist wo möglich noch schöner geworden. Aber nimm das nicht als ein galantes Kompliment, nur der Künstler ist es, der Dir diese Worte sagt, nicht der Mensch."

Sie lachte leise.

Wie legte sich der Klang dieser vollen, weichen Frauenstimme verführerisch schmeichelnd in das Ohr! Berthilde erbebte; ein furchtbarer Schmerz zog krampfhaft ihr Herz zusammen. Diese Frau nannte ihn „Du", sie kannte ihn also von früher her, sie hatte ihm nahe, sehr nahe gestanden, das entnahm man ja deutlich auch aus seinen Worten — er hatte sie einst geliebt, und jetzt konnte sie vielleicht wieder die Rivalin der stolzen Fürstentochter werden.

Die schöne Clemence schüttelte lächelnd ihre Locken. „Du meinst, was vorbei ist, das kommt nicht wieder?" sagte sie. „Ach, Robert, wie sehr bist Du da im Irrthum! Auch ich glaubte, Alles sei zwischen uns vorbei, ich könnte Dich nimmermehr lieben, und doch, wie ich Dich jetzt so vor mir sehe, wie mir Dein dunkles Auge halb finster, halb sehnend entgegenblickt, da regt es sich in mir ganz so, wie damals, als ich Dich zum ersten Male gesehen, von Deinen Lippen den ersten Kuß der Liebe getrunken. Ach Robert —"

Sie war ihm näher getreten und breitete langsam ihre Arme aus.

Der Maler rührte sich nicht, aber man sah an seinen glühenden Blicken, daß die schöne Versucherin nicht lange vergeblich so zu ihm sprechen würde.

Berthildens Brust hob und senkte sich schwer; wie in Fiebergluth brannten ihre zarten Wangen und durch die schlanken Glieder ging ein leises Beben.

Solch' leidenschaftliche Sprache hatte sie noch nie von einem Weibe vernommen! Ihr keusches, zartbesaitetes Gefühl empörte sich bei den Worten dieses Weibes. War es möglich, konnte es wahr sein, daß Robert diese Frau einstmals geliebt, daß sie ihm theuer gewesen war?

O! Und jetzt, jetzt senkte sich sein Blick tief in diese dunklen, sprühenden Augen und seine Stimme klang weich und sanft, als er erwiederte: „Clemence, Du bist das leidenschaftliche Weib geblieben, als das ich Dich kennen lernte; bedenke, wie viel Jahre dazwischen liegen, seit Du mir zu Liebe Deinem väterlichen Hause entflohen bist —"

„Was liegt daran," unterbrach sie ihn schmeichelnd, „wir haben Jahre des Glückes mit einander verbracht, dann trat eine Erkältung zwischen uns ein, wir trennten uns, und ein Jedes ging seine eigenen Wege. Darüber sind wieder Jahre hingegangen — ich habe Deiner oft gedacht, Robert, und als ich durch Zufall erfuhr, Du seiest hier in dieser kleinen, langweiligen Residenz, da trieb es mich mit sehnender Gewalt Dir wieder entgegen. Und nun bin ich da, Robert, mein Heißgeliebter, und wir wollen wieder unser Schicksal an einander ketten, so lange, so lange unsere Herzen für einander schlagen."

Sie legte ihre kleinen weißen Hände auf seinen Arm und sah zu ihm empor.

Berthilde konnte kaum mehr an sich halten; ihre Zähne bohrten sich tief in die rosigen Lippen und die großen blauen Augen öffneten sich unnatürlich weit. — Was wird er thun? Was wird er sagen? Wird er sie von sich stoßen, sich verachtend von ihr wenden, oder —?

Das Blut erstarrte ihr förmlich in den Adern, als sie sah, daß der Maler seinen Arm um die Schultern des schönen Weibes legte, und sie glaubte ihren Sinnen nicht trauen zu dürfen, als sie seine Antwort hörte: „Gemach, gemach, meine schöne Clemence, so rasch geht das nicht! Ich habe hier gewisse Rücksichten zu beobachten. In der Residenz kannst Du jetzt unmöglich bleiben, und Dein Besuch hier in meinem Atelier muß der erste und letzte gewesen sein. Aber in einigen Wochen bin ich meiner Verpflichtungen ledig, dann gehe ich nach Wien, Du kannst mich dort erwarten. Mir ist da ein köstlicher Gedanke gekommen; ich möchte Dich als Personifikation der Versuchung malen, natürlich als eine Versuchung, der man nicht widerstehen kann! Neige Dein Haupt näher zu mir — so, Deine Locken müssen meine Schulter berühren, ein leises Lächeln umschwebe Deine halbgeöffneten Lippen, Deine Augen — vortrefflich, ganz vortrefflich! — dazu Blumen in dem goldig leuchtenden Haar — Clemence, ein solches Bild wird und muß Aufsehen machen.“

„Ein grünes Reis mehr zu Deinem Lorbeerkranze,“ lachte das schöne Weib.

Während der Künstler so die vortheilhafteste Stellung

zu einem neuen Bilde angab, wand sich dort im Dunkel der Portière ein armes gebrochenes Mädchenherz in schmerzlichen Zuckungen. Dahin, dahin das süße Glück der stillen, verschwiegenen Liebe, dahin, verloren für immer!

Wie durch einen Schleier sah Berthilde dann, daß Clemence sich zum Gehen rüstete und der Maler ihr dabei behilflich war. Er legte ihr den Pelzmantel um die Schultern, und während sie nun nach ihrem Spitzentuche langte, konnte er sich nicht enthalten, einen Kuß auf ihr Haar zu drücken.

In diesem Momente erscholl ein leiser Aufschrei, wie der letzte Ruf eines sterbenden Vogels.

„Was war das?“ fragte Clemence, die erhobenen Arme sinken lassend, um nach rückwärts zu blicken.

„Nichts,“ erwiederte hastig der Maler, ihr die Aussicht verstellend, „doch zu Deiner Beruhigung will ich nachsehen.“

Er richtete seine Schritte nach der Portière, hinter welcher er für einen flüchtigen Moment ein leichenblasses Mädchenantlitz hatte auftauchen sehen, aber die kleine Tapetenthüre war fest verschlossen, nur die Falten der Portièren bewegten sich noch leise.

„Wie gesagt, es ist nichts, eine Täuschung,“ sagte der Maler mit leidlich fester Stimme. Er war zwar sicher, sich nicht getäuscht zu haben, aber Clemence durfte nicht wissen, wer hier gewesen war.

Da stieß sein Fuß an einen weichen Gegenstand; er bückte sich und hob denselben auf.

Es war ein kleines, süß duftendes Veilchenbouquet.

Wäre Erlberg noch im Zweifel gewesen, ob Jemand ihn belauscht habe, so mußte dieser Zweifel durch den gemachten Fund vollständig gehoben sein. Er schob den Veilchenstrauß rasch in seine Tasche, dann trat er langsam vor. „Komm, beeile Dich, Clemence,“ sagte er.

Wie ein gehetztes Wild war die Prinzessin durch die Bibliothek nach ihrem Zimmer geeilt. Ihre Augen glühten, ihre Wangen brannten. Mit fliegendem Athem betrat sie den heimlich stillen Raum, den sie vorhin mit so ganz anderen Empfindungen verlassen hatte. Scham und Reue über eine ihrer so unwürdige Liebe stritten lebhaft in ihrer Brust.

Jetzt auch dachte sie an den Standesunterschied, der sie von dem Maler trennte — wie war sie doch blind gegen alles Andere gewesen!

Wie hatte sie sich jemals so thörichten Träumereien hingeben können! Was wäre überhaupt das Ende des Ganzen gewesen? Entsagung, bittere Entsagung, schweres Leid!

Und doch! Wenn sie auch hätte entsagen müssen, so wäre es ihr doch vergönnt gewesen, das Bild des geliebten Mannes still verborgen im Herzen zu tragen, mit nie versiegender Zärtlichkeit an ihn denken zu können. Und nun —

Sie schauerte entsetzt zusammen. Wie hatte er es wagen können, zu ihr aufzublicken, zu ihr, nachdem er dieses Weib geküßt, in den Armen dieser verführerischen Sirene gelegen! Zertrümmert, beschmutzt, befleckt lag das

Heiligthum ihres Herzens zu ihren Füßen, und es war ihr, als habe der Hauch jener sündigen, leichtfertigen Leidenschaft auch ihre Seele verpestet.

Sie stöhnte leise auf und rang die zarten Hände. „O, könnte ich diese Zeit aus meinem Leben tilgen, könnte ich das Andenken dieses Mannes aus meiner Seele verwischen, als hätte ich ihn nie gekannt," flüsterte sie leidenschaftlich vor sich hin. „Jahre meines Daseins würde ich hingeben, um mich von dieser Erinnerung frei zu machen, nicht mehr an ihn, an dieses Weib denken zu müssen!"

Und während sie so sprach, drangen heiße Thränen in ihre Augen, und um das heftige Schluchzen zu ersticken, das ihrer gequälten Brust entstieg, kniete sie auf dem rosendurchwirkten Teppich nieder und barg ihr schönes Haupt in die weichen Seidenpolster des Divans.

So blieb sie lange unbeweglich knien, dann mit einem Male überkam sie ein heißer, heftiger Schmerz; ein entsetzliches Weh bedrückte ihr Herz, ihre Thränen versiegten, und von den schönen, bleichen Lippen rang sich ein krampfhafter Schrei.

„Hilfe, Hilfe," schrie sie plötzlich gellend auf, „Hilfe, ich ersticke!"

Als die Kammerfrau der Prinzessin entsetzt aus dem Vorgemache herbei geeilt kam, fand sie ihre schöne Herrin bewußtlos am Boden liegen. Wohl erwachte die Prinzessin bald wieder aus der tiefen Ohnmacht, aber sie lag in wilden Fieberphantasien.

## Fünfzehntes Kapitel.

Baron Urstädt ging im Erlberg'schen Hause aus und ein, als sei er ein jahrelanger Bekannter.

Der Bankier schwamm in einem Meer von Wonne und zahlte ohne Murren die Schulden seines Sohnes, die sich in letzterer Zeit zu großen Summen anhäuften.

Die Toilettenbedürfnisse der schönen Emma Kronau waren sehr kostspielig, und die Spielabende bei ihr leerten Hektor Erlberg's gefüllte Börse immer wieder; dazu kamen noch andere noble Passionen — er konnte doch nicht hinter seinen adeligen Kameraden zurückbleiben, das hätte sein Vater selbst nicht zugegeben, und so führte denn der junge Mann sein tolles Leben fort, ohne an das Ende zu denken. Sein Vater war ja reich, der konnte zahlen, um so mehr, als er ihm einen aristokratischen Schwiegersohn in's Haus gebracht hatte.

Ja, dieser aristokratische Schwiegersohn, das war es, woran der Bankier Tag und Nacht dachte!

Jeden Morgen, wenn er sich von seinem Lager erhob, frug er sich mit erwartungsvoller Spannung: „Sollte er heute endlich sprechen?“ Und des Abends, wenn er sich zur Ruhe legte, sagte er mit freudiger Hoffnung zu sich: „Vielleicht morgen, er ist heute wieder sehr liebenswürdig gewesen.“

Liebenswürdig, das war nun Baron Urstädt nicht, im Gegentheile! Die scharfen Pfeile seines Spottes richteten sich gegen Alle, mit denen er im Hause des Bankiers zusammen kam, gegen Alle, die schöne Olympia nicht ausgenommen, nur gegen Eine trug er ein ganz anderes Wesen zur Schau, und diese Eine war Diana.

Gegen Diana war er freundlich, zuvorkommend und liebenswürdig, sie allein blieb von seinem Spotte, von seinen bissigen Bemerkungen verschont.

Urstädt hatte seine guten Gründe dafür, sich dem jungen Mädchen gegenüber nur von seiner besten Seite zu zeigen. Sie interessirte ihn, und mit seinem Scharfblicke hatte er bald erkannt, daß er mit seiner gewohnten Manier nichts bei ihr erzielen würde. Mit viel Bedachtsamkeit ging er vor. Vor allem Anderen suchte er Diana's Lust zu wecken, andere Menschen, andere Sitten kennen zu lernen, aus ihrer Einsamkeit hinaus in's freie Leben zu treten.

Der Baron hatte ganz richtig kalkulirt. Ohne Liebe, ohne Freude war Diana in steter Erbitterung aufgewachsen, immer im Kampfe mit ihrer nächsten Umgebung. Stets gescholten, verspottet, war sie immer trotziger, immer finsterer geworden. Jetzt trat ihr in Baron Urstädt ein Mann entgegen, der sich weder von ihrem unfreundlichen Wesen abschrecken ließ, noch ihr Gleiches mit Gleichem vergalt.

Mit einer sich stets gleich bleibenden Ruhe ihr entgegen kommend, freundlich, höflich ohne jede Uebertreibung, gelang es ihm schließlich wirklich, sich das Vertrauen des jungen Mädchens zu erwerben.

In jedes Menschen Herz ist ein wenig Eitelkeit verborgen; Diana war weit entfernt davon, stolz auf ihr Können und Wissen zu sein, wußte sie doch, wie wenig dasselbe eigentlich zu bedeuten hatte, allein es that ihr im Innersten doch wohl, daß es einen Menschen gab, der ihr

seine Anerkennung nicht versagte, und sie gewöhnte sich daran, den Baron als ihren Freund zu betrachten.

Einmal so weit gekommen, hatte Urstädt das Schwerste überstanden; nun ging es rascher vorwärts, als er selbst gedacht, und Diana, die gegen Alle so gleichgiltige Diana, sah mit einer geheimen Ungeduld dem Kommen des Barons entgegen. Sie fühlte eine Art von Bedauern, wenn er ging, und ohne daß sie es wußte, sprach sich diese Regung auch in ihren Gesichtszügen aus.

„Die Frucht ist reif," sagte der Baron triumphirend zu sich, als er eines Abends aus dem Erlberg'schen Hause heimkehrte, „jetzt ist es Zeit zu sprechen. Dieses Weib soll das interessanteste Objekt meiner Menschenstudien werden."

Am nächsten Vormittage fuhr der Baron in seiner eleganten Equipage beim Erlberg'schen Hause vor und ließ Fräulein Diana um eine Unterredung bitten.

Das junge Mädchen empfing den Baron mit einem erstaunt fragenden Blicke. Er drückte ihre Hand warm in der seinen und sagte: „Diana, ich komme, um eine ernste Frage an Sie zu richten. Wollen Sie meine Frau werden?"

Alles Blut schoß dem jungen Mädchen in's Gesicht; sie stand wie versteinert da, keines Wortes, keiner Bewegung fähig.

Der Baron zog sie mit sanfter Gewalt zu einem Divan und nahm neben ihr Platz.

„Ich werbe nicht um Sie, wie man um andere Mädchen zu werben pflegt," begann er mit sanfter, eindring-

licher Stimme, „und ich hoffe und glaube, daß Sie meine Gründe verstehen werden. Ich könnte es nicht über mich gewinnen, Ihnen jene banalen Phrasen und Redensarten aufzutischen, mit denen man junge Mädchen Ihres Alters zu regaliren pflegt, nein, ich halte Sie für viel zu klug und verständig, als daß Sie solche Dinge von mir verlangen könnten. Es würde mir altem Manne auch schlecht anstehen, zu Ihnen von glühender Leidenschaft und himmelsstürmender Zärtlichkeit zu sprechen. Ich sage Ihnen einfach, Sie sind mir zu meinem Leben nothwendig geworden, ich achte, ich schätze Sie hoch, Ihr Besitz würde mich glücklich machen, meinen Lebensabend verschönern, mein ganzes Dasein würde durch Sie einen harmonischen Abschluß erhalten."

Er hielt inne und sah sie beobachtend an. Diana war tief erblaßt. Staunen, Verwunderung, Bestürzung waren in ihrem bleichen Gesichte zu lesen, aber aus ihren dunklen Augen leuchtete weder Trotz noch Unwillen.

Der Baron fühlte sich seiner Sache immer sicherer. „Diana," sagte er, ihre Hand sanft in der seinen pressend, „Sie zürnen mir nicht, Sie lachen nicht darüber, daß ich in meinem Alter um ein junges Mädchen werbe? O, ich wußte es wohl, daß Sie nicht so wie Andere sind, denen die blendende Außenseite Alles gilt!"

Jetzt erwachte Diana aus ihrer Erstarrung. „Dazu hätte ich wohl kein Recht, Herr Baron," sagte sie in bitterem Tone; „mein Aeußeres berechtigt mich durchaus nicht, irgend welche Ansprüche zu stellen. Sie dagegen mit Ihrem Reichthum, mit Ihrem Range, können un=

gescheut um ein schönes Mädchen werben, ohne einen Korb befürchten zu müssen, ich —" Ihre Stimme brach in einem leisen Beben.

„Diana, Sie haben mich vorhin nicht richtig verstanden, ich will kein Spielzeug, keine Zierpuppe, ich will eine Lebensgefährtin, die mich versteht, die meine Interessen theilt, eine Frau, die auf das bunte Treiben und Haschen der Leidenschaften mit verächtlichem Lächeln herabsieht, die so hoch über diesen Schwächen und Fehlern steht, daß sie unberührt an ihren Lockungen vorbeigehen kann. O, ich habe mir eine eigene Welt gebildet, Diana, eine Welt, in die ich Sie führen möchte, in der ich Ihnen die menschlichen Schwächen und Fehler durch ein Vergrößerungsglas klar und deutlich zeigen will! Sie glauben nicht, welche Lust es gewährt, mit dem kalten, kritisirenden Blicke des Forschers über die Menge hinweg zu gleiten, hinter der Maske das wahre Antlitz suchend — Diana, durch mich sollen Sie erst erkennen lernen, wie wenig Sie daran verloren haben, indem Sie sich dem Verkehre dieser sogenannten ‚guten Gesellschaft' entziehen, wie richtig Sie der Instinkt Ihres eigenen Herzens geleitet hat, einsam und für sich zu leben — und wenn wir Zwei vereint ein Leben nach unserem Sinne führen werden, frei von allem lästigen Zwange, können Sie sich etwas Besseres ersehnen, erwünschen?"

Es war eine eigene Sprache, welche dieser Mann da zu dem jungen, ernsten Mädchen sprach, und Diana hatte ein eigenes Gefühl, fast wie ein heimliches Grauen, wenn sie daran dachte, für immer an diesen sonderbaren Menschen

gefesselt zu sein. Und doch gerade dieses Sonderbare, fast Unheimliche in seinem Wesen zog sie mächtig an.

Wenn sie seine Frau ward, kam sie aus allen diesen widerlichen, drückenden Verhältnissen heraus, sie konnte freier nach ihrem Willen leben.

An das Gefühl der Liebe hatte Diana nie gedacht. Wer sollte sie, das häßliche, unliebenswürdige Mädchen lieben, und sie, wen hätte sie denn lieben sollen? Seltsam! Warum sah sie gerade jetzt in diesem Momente wieder zwei gutmüthige, blaue Augen vor sich, zwei Augen, die ihr sogar hin und wieder in ihren Träumen erschienen waren?

Aber was kümmerte sie dieser Mann, dessen ganze Art und Weise von der ihrigen so sehr verschieden war? Nichts, gar nichts! Und damit mußte die Erinnerung an ihn in das Reich der Vergessenheit für immer zurücksinken. Nur keine Schwäche, keine Sentimentalität! Kindische Träumereien, wie junge Mädchen sie gerne zu hegen pflegen, sollten ihr stets fremd bleiben, darnach war nicht ihr Sinn!

Sie athmete tief auf und legte die Hand auf das unruhig pochende Herz. „Herr Baron," sagte sie, ihr bleiches Antlitz dem Bewerber zuwendend, „haben Sie schon mit meinem Vater gesprochen?"

„Diana, wo denken Sie hin! Die Erledigung dieser Frage hängt doch ganz allein von Ihnen ab."

Ein bitteres Lächeln umspielte ihre Lippen. „Mein Vater dürfte über diesen Punkt anders denken," versetzte sie herb, „doch Sie werden ihm jedenfalls ein willkommener Freier sein, das wissen Sie so gut als ich."

„Ja! Aber ohne Ihre Einwilligung würde ich nimmermehr bei ihm um Sie werben, dessen seien Sie versichert, Diana!“

Ein fast dankbarer Blick der dunklen Augen traf ihn; eine Minute lang kämpfte Diana noch mit sich selbst, dann sah sie dem Baron voll und klar in's Auge. „Ich will Ihre Frau werden,“ sagte sie mit fester, ruhiger Stimme, „ich will es werden, weil Sie die Entscheidung in meine Hand gelegt haben — zwingen hätte ich mich niemals lassen.“

„Das weiß ich wohl,“ dachte der Baron bei sich, indem er Diana's Hand an seine Lippen führte, „ich kenne Deinen eisernen Kopf! Aber einmal in meiner Gewalt, sollst Du wie weiches Wachs unter meinen Händen schmelzen.“

Noch an demselben Tage hielt Urstädt bei dem Bankier um Diana's Hand an; Erlberg schwebte im siebenten Himmel — seine Tochter eine Baronin, er der Schwiegervater eines Barons! O, warum hatte er nicht noch eine dritte Tochter, um sie eine ebenso glänzende Parthie machen zu sehen!

Leider mußte das Verlobungsfest sehr still gefeiert werden, denn Prinzessin Berthilde lag schwer krank darnieder, am Hofe herrschte Trauer und Bestürzung, und da wäre es doch nicht schicklich gewesen, Diana's Verlobung mit einer glänzenden Festlichkeit zu feiern.

Den Bankier beherrschte jetzt nur noch eine Sorge, daß die Prinzessin sterben und ihn so am Ende auch noch um eine glänzende Hochzeitsfeier bringen werde. Aber die

Glücksgöttin war ihm jetzt freundlich gesinnt, denn Berthilde ward dem Leben wiedergegeben, und auch aus dem Süden trafen über das Befinden des Erbprinzen wieder beruhigendere Nachrichten ein.

Nun war Alles geebnet und geordnet, und der Bankier konnte als loyaler Unterthan die Genesung der Prinzessin durch eine doppelt glänzende Hochzeitsfeier seiner Tochter festlich begehen.

Diana war eine sehr ernste und schweigsame Braut, obgleich sie jetzt den Mittelpunkt des häuslichen Kreises bildete, und der Bankier in Zärtlichkeiten gegen seine Tochter überfloß. Sie beachtete das nicht, im Gegentheil, sie sehnte sich darnach, endlich aus diesem Hause zu kommen!

Nur wenige Stunden noch trennten sie von dem entscheidenden Momente, der sie an den Mann fesseln sollte, dem sie sich aus freier Wahl zu eigen gegeben. Sie schauderte unwillkürlich, wenn sie daran dachte, und fast überkam es sie wie Reue, daß sie so rasch „Ja" gesagt.

Doch das war nun zu spät, und unwillig über sich selbst schüttelte sie die bange, unbestimmte Furcht vor einem gewissen Etwas ab, das sich ihr drängend und schwer auf's Herz legen wollte.

Diana sah gar nicht unschön aus in ihrem schweren weißen Atlaßkleide, mit Myrtenkranz und Schleier.

In der letzten Zeit war ihre hagere, eckige Gestalt etwas voller geworden, und ihr Gesicht hatte den kalten, finster hinbrütenden Ausdruck fast ganz verloren.

Die Gäste des Bankiers flüsterten einander zu, die

Braut sähe doch gar nicht so häßlich aus, und in ein paar Jahren, wenn sie sich etwas mehr Chic angeeignet, könne sie eine ganz annehmbare Frau Baronin repräsentiren.

Freilich, wundern mußte man sich doch über die Marotte des Barons, sich gerade dieses Mädchen zu seiner Frau auszusuchen, er, der reiche, altadelige Aristokrat, hätte trotz seiner Jahre noch eine ganz andere Parthie machen können!

Mit fester Stimme, aber unendlich bleichem Antlitze sprach Diana das bindende Wort; der Baron sagte es lächelnd mit gelassener Miene, er fühlte eine unendliche Siegesfreude in sich — jetzt war Diana sein, ganz in seine Gewalt gegeben!

Endlich war Alles glücklich vorbei, die Tafel, bei welcher unzählige Toaste und Reden ausgebracht worden waren, der glänzende Ball, der sich an diese schloß, dem das Brautpaar aber nur eine Stunde beiwohnte.

Während in den glänzenden Sälen die Unterhaltung im besten Gange war, entschlüpfte Diana in ihr Zimmer, um sich zur Reise vorzubereiten.

Die Neuvermählten wollten den Frühling in Italien verbringen, später nach England, Holland und in die Schweiz gehen. So lautete das Reiseprogramm, welches der Baron entworfen hatte, die Reise sollte die Dauer eines Jahres in Anspruch nehmen, vielleicht sich auch noch länger hinausziehen, je nachdem es eben Diana gefiel. So hatte Urstädt zu seiner Braut gesprochen, er selbst war schon mit sich im Klaren, wie lange die Abwesenheit von der Residenz dauern sollte.

Knisternd strich die lange weiße Atlaßschleppe der jungen Braut über den dicken Teppich, als sie jetzt mit leisen, eiligen Schritten in ihr Studirzimmer trat, um von demselben Abschied zu nehmen — für immer. Wie traurig das klang!

Diana, die kalte Diana fühlte eine weiche Regung ihr Herz durchzittern, und in das dunkle Auge trat eine Thräne groß und schwer.

Für immer!

Wie lernt man doch stets erst dann den Werth des Besessenen schätzen, wenn man es verloren hat!

Diana's thränenumflorter Blick flog die hohen Bücherschränke entlang, zwischen denen sie so oft einsam, mit ihren Studien beschäftigt, geweilt hatte. Dort an dem großen, reichgeschnitzten Schreibtische war Tag für Tag ihr Platz gewesen; hier auf dem breiten Divan in der Ecke hatte sie so oft, müde von der Arbeit, geruht, ihren Geist zu neuer Anstrengung gesammelt.

Diese stillen Stunden waren vorbei und kamen niemals wieder!

Sie seufzte und warf mit einer ungeduldigen Bewegung den langen, kostbaren Spitzenschleier zurück. „Nur keine Sentimentalität," murmelte sie zwischen den festgeschlossenen Zähnen hindurch. „Alles vergeht, Alles verschwindet und fällt in das Nichts zurück, aus dem es entstanden ist," flüsterten ihre Lippen mechanisch vor sich hin, „und eben deshalb sollten wir unser Herz nicht an vergängliche Dinge hängen —"

Herz? Hatte sie denn ein Herz? Hatte sie jemals eines besessen?

Sie erinnerte sich noch klar und deutlich, wie sie einmal vor fünf Jahren schwer krank gewesen war, und Fräulein Moldan sie Tag und Nacht gepflegt hatte.

Es war gerade keine angenehme Krankenwärterin, diese immer scheltende, immer tadelnde Tante Moldan, aber sie hatte sie doch treu behütet und war kaum von ihrem Bette gewichen. Und Diana hatte ihr nicht einmal dafür gedankt!

Und dann einmal, kurz nachdem sie genesen, war die Haushälterin in das Zimmer gekommen, um Fräulein Moldan's Befehle für die Tafel einzuholen, Diana hatte mit geschlossenen Augen, wie sie es so gerne that, gleich einer Schlafenden dagelegen, und die alte Dienerin hatte, sie anblickend, gesagt: „Wie bleich das junge Fräulein noch aussieht! Ja, ja, mit ihr stand's auch recht schlecht, sie hat ihre Genesung nur Ihrer aufopfernden Pflege zu danken, Fräulein Moldan."

„Danken?" hatte da Tante Moldan in ihrer kurzen, scharfen Weise erwiedert. „Danken — Diana mir für etwas danken? Das gibt's bei der nicht, die hat für Niemand ein Herz!"

„Für Niemand ein Herz," diese Worte hatten sich ihrem Gedächtnisse fest eingeprägt. Ja, sie hatte für Niemand ein Herz gehabt, weder für den Vater, noch für die todte Mutter oder die schöne Schwester, ja selbst nicht für den verstorbenen Freund ihrer Kindheit.

„Wie wird es jetzt sein, wie wird sich meine Zukunft gestalten?" frug sie sich ängstlich, beide Hände gegen die unruhig wogende Brust pressend, „wird er, mein Gatte,

fordern, daß ich ein Herz für ihn habe, ich, das kalte, lieblose Geschöpf! Ach nein, das hat er nicht von mir verlangt, er kennt mich ja, er weiß, daß ich nichts zu geben, nichts zu verschenken habe, und das, vielleicht gerade das mag es sein, was ihn bewogen hat, um mich zu freien! So ähnlich hat er ja selbst zu mir gesprochen, als er um mich warb."

Langsam war sie auf und ab geschritten; wie eine wogende Silberfluth zog die lange schwere Atlaßschleppe hinter ihr her, mit leisem Knistern und Rauschen sie daran mahnend, daß sie nicht mehr sich selbst gehörte.

Jetzt erschien Fräulein Moldan in der Thüre des Nebenzimmers. „Diana," mahnte sie, „es ist Zeit; Dein Gatte wartet bereits."

Ein Zucken ging über das bleiche Gesicht der jungen Frau. „Dein Gatte!" Wie fremd, wie seltsam das klang!

„Ich komme schon, Tante," sagte sie, noch einen letzten Blick über die Schulter zurückwerfend, dann trat sie hastig in das Nebengemach.

Hier lag schon Alles bereit, das elegante Reisekostüm von weichem, hellgrauem Stoffe, der Hut mit langem, blauem Schleier, und auf dem Tische neben den Handschuhen lag ein dickgefülltes Portefeuille.

„Das sendet Dir Papa für etwaige kleine Ausgaben," sagte Fräulein Moldan, auf die Brieftasche deutend.

„Warum hat er nicht selbst —?" frug Diana, aber sie unterbrach sich und sagte den Satz nicht zu Ende; wie konnte sie nur so fragen? Sie wußte selber nicht, wie ihr die Worte in den Mund gekommen waren.

„Papa hat jetzt keine Zeit," erklärte Tante Moldan, mit flinken Händen Schleier und Kranz abnehmend.

Während Fräulein Moldan in ihrem Innern ihrer Entrüstung freien Lauf ließ, streifte sie von Diana's Schultern das kostbare Brautkleid. Um keinen Preis der Welt hätte sie dies von anderen Händen thun lassen, denn das war ein Dienst, der nur der Nächststehenden des Hauses gebührte. Binnen wenigen Minuten war Diana's Toilette beendet.

„Vergiß das Portefeuille nicht," erinnerte Fräulein Moldan, als Diana nach den Handschuhen langte. „So, stecke es zu Dir, und nun Gott befohlen!"

Sie hatte Thränen in den Augen, und ihr rothes Gesicht war um eine Nüance blässer geworden.

Diana drückte ihr die Hand, dann einer sie plötzlich überwältigenden Regung nachgebend, schlang sie beide Arme um Fräulein Moldan's Hals, und ihr blasses, kaltes Gesicht dicht an die warme Wange des Fräuleins legend, flüsterte sie: „Wirst Du manchmal meiner gedenken, Tante?"

„Diana, mein Kind," rief diese, überrascht von diesem Zärtlichkeitsausbruche des sonst so kalten Mädchens, „gewiß werde ich das recht oft thun. Gott sei mit Dir, und wenn Du Zeit hast, schreibe auch einmal an mich."

Sie drückte einen herzlichen Kuß auf die bebenden Lippen der jungen Frau, dann drängte sie Diana zur Thüre hinaus.

„Wir dürfen die Herren nicht zu lange warten lassen," sagte sie.

Diana schritt mechanisch vorwärts.

In ihrem Kopfe, in ihrem Herzen brannte die heiße Frage: „Wenn ich nicht stets so kalt gewesen wäre, hätte dann nicht Vieles anders sein können?“

Der Baron hatte schon einige Male mit sichtlicher Ungeduld nach der Thüre geblickt, als sich diese endlich öffnete und Diana eintrat.

Der Abschied war so kurz als möglich; der Bankier drückte einen Kuß auf die Stirne seiner Tochter und flüsterte ihr leise in's Ohr: „Viel Glück, Frau Baronin!“ dann schüttelte er seinem Schwiegersohne die Hand, und mit lächelndem Munde sah er seinem Kinde nach, das nun an dem Arme des Gatten das väterliche Haus verließ.

Drunten an der Treppe harrte der Wagen, welcher die Neuvermählten zum Bahnhofe bringen sollte; die Hand des Kutschers vermochte kaum mehr die feurigen Pferde ruhig zu halten.

„Einsteigen, rasch, Diana,“ drängte der Baron in einem eigenthümlich befehlenden Tone.

Diana, schon im Einsteigen begriffen, wandte sich um und sah ihm in's Gesicht. Zwei Dolchspitzen gleich trafen seine Augen die ihren, indeß ein höhnischer Zug seinen welken Mund umspielte.

Was war das? So hatte er sich ihr noch nie gezeigt!

Sie sank in die Kissen des Wagens und zog den Schleier über das Gesicht. Eine böse, böse Ahnung dämmerte langsam in ihr auf. Sie drückte sich tiefer in ihre Ecke, und so fuhr die junge Frau an der Seite ihres Gatten in düsterem Schweigen ihrer Zukunft entgegen.

## Sechzehntes Kapitel.

Droben im Ballsaale herrschte die fröhlichste Stimmung. Der Bankier war wieder zu den Hochzeitsgästen zurückgekehrt und schritt mit freudig strahlendem Gesichte durch die Menge.

Er fühlte sich so gehoben, so glücklich, daß er die ganze Welt hätte umarmen mögen. Wie war doch Alles so herrlich nach seinem Wunsche gegangen! Und viel rascher noch, als er erwartet hatte. Zwischen Diana's Verlobung und Hochzeit hatten kaum einige Wochen gelegen. „Auf besonderen Wunsch des Bräutigams," wie der Bankier lächelnd versichert hatte.

Jetzt ging er ganz stolz mit der Miene eines Siegers umher, er war in seinen eigenen Augen eine bedeutende Persönlichkeit geworden, seit er den Baron seinen Schwiegersohn nannte.

Vielleicht noch nie hatte er so die Behaglichkeit des Reichthums empfunden, als in diesem Augenblicke, da befriedigte Eitelkeit sein Herz höher schwellte.

Da plötzlich stockte die Musik, und an der Eingangsthüre des Ballsaales erschien ein Mann mit bleichem, verstörtem Gesichte.

Ein dumpfes Murmeln ging durch die glänzenden Räume, Scherzen und Lachen waren wie durch einen Zauberschlag verstummt.

Der Bankier stutzte. War ein Unglück geschehen? Sollte sein schönes Fest gestört werden?

Jetzt kam sein Schwiegersohn Guido Halle hastig auf ihn zu. „Ein Telegramm aus Italien. Der Erbprinz ist gestorben," flüsterte er Erlberg zu.

Wie fatal, diese Nachricht mußte gerade jetzt kommen, wo er noch so viele Ueberraschungen für seine Gäste vorbereitet hatte. Reden sollte man von dieser Hochzeit, bewundern sollte man ihn und seinen Reichthum! Und nun diese Unglücksnachricht!

Das Fest hatte natürlich sofort ein Ende. Die Gäste gingen, und nach einer halben Stunde stand der Bankier allein inmitten seiner Herrlichkeiten. Erlberg war sonst kein abergläubischer Mann, aber diesmal brachte er den Gedanken nicht los, daß in diesem Momente auch sein Glücksstern erloschen sei.

---

Fürstin Karoline war durch den Verlust ihres Sohnes tief gebeugt; stumm und starr hatte sie die Todesnachricht vernommen, und erst als sie sich allein sah, hatte sich ihr Schmerz Luft gemacht. Stunden lang war sie so allein geblieben, in ihrem Zimmer eingeschlossen, ganz ihrem Schmerze hingegeben, dann aber war die alte Energie mit verdoppelter Kraft wiedergekehrt.

Jetzt galt es, klug und vorsichtig handeln, um sich wenigstens einen Theil der ehemaligen Macht zu sichern; ihr halbes Leben gab sie ja mit dieser hin, sie konnte es sich gar nicht denken, jetzt die Zweite sein zu müssen, wo sie so lange die Erste gewesen war.

So drängte sie denn gewaltsam den mütterlichen Schmerz zurück, um ruhig an die Ordnung ihrer Angelegenheiten zu denken.

An Ulrike hatte die Fürstin eine treue Verbündete, denn es lag ja auch in deren Interesse, daß die Fürstin

nicht ganz so machtlos ward; jetzt mußte es sich entscheiden, ob sie das für Moritz v. Reichstein so lange angestrebte Ziel erreichte, jenes Ziel, von welchem das Glück ihres Lebens, ihrer Zukunft abhing.

Und es gestaltete sich Alles auf's Beste für Ulrikens Wünsche. Moritz v. Reichstein erhielt gleich nach seiner Rückkehr eine feste Stellung bei Hofe, und seiner Gewandtheit gelang es gar bald, sich beliebt und unentbehrlich zu machen.

Graf Eugen Stettenheim, der nunmehr Fürst des Landes geworden war, brachte für seine hohe Stellung den besten Willen, aber nicht die nöthige Energie und Umsicht mit.

Etwas von dem alten Träumer war doch noch in ihm zurückgeblieben, und Gregor Schönburg und Juliane sahen mit Betrübniß, daß ihr mühsam aufgebautes Werk wieder langsam einzusinken begann.

Der Erbprinz war zu früh gestorben; noch waren die neuen Grundsätze zu wenig tief eingewurzelt, und die erst hervorbrechenden Keime waren noch viel zu wenig entwickelt, um jedem Anpralle fest Stand zu halten.

Aus einem ruhigen Stillleben plötzlich herausgerissen und in den Mittelpunkt des Ganzen gestellt, in eine Thätigkeit hineingezogen, die vollauf alle Kräfte in Anspruch nahm, das war zu viel auf einmal für das schwärmerisch veranlagte Gemüth des nunmehrigen Fürsten. Seine durch den Minister Schönburg angeregte Thatkraft erlahmte bald, und mit blutendem Herzen mußte Gregor zusehen, wie andere Elemente sich im Sturme das ihnen schon halb und halb entrissene Terrain zurück eroberten.

Auch Juliane stand machtlos diesen Einflüssen gegenüber; die Traulichkeit des steten Beisammenseins, wie es in letzterer Zeit gewesen, war natürlich in der Residenz verschwunden, ja, der Fürst wich geflissentlich einem Alleinsein mit seiner Schwester aus. Er mochte wohl fürchten, daß sie Forderungen an ihn stellen würde, die ihm jetzt höchst unbequem waren.

Reichstein mit seiner glatten Geschmeidigkeit verstand es ausgezeichnet, sich in die Gunst des Fürsten zu schmeicheln. Ulrike war bald seine Frau geworden, und durch die Vermittelung dieser Beiden spannen sich die feinen Fäden, welche den Fürsten, ohne daß er es wußte, von dem Willen der Fürstin Karoline abhängig machten.

Der Fürst hatte sich bald wieder allen seinen ehemaligen Lieblingsbeschäftigungen zugewendet; er hatte sich im Residenzschlosse eine Reihe von Zimmern nach seinem Geschmacke einrichten lassen, und in denselben brachte er den größten Theil des Tages zu. Er vermied es so viel als möglich, sich in der Oeffentlichkeit zu zeigen, und wenn er es einmal thun mußte, dann war es ihm eine schwere Pflicht, deren er sich so rasch als möglich entledigte.

Fürstin Karoline triumphirte; so war denn bisher Alles nach ihren Wünschen gegangen, nur einer derselben harrte noch seiner Erfüllung entgegen, und das war nicht der kleinste darunter.

Prinzessin Berthilde sollte die Gattin des Fürsten werden.

(Fortsetzung folgt.)

# Ein kurzer Traum.

## Novelle

von

## L. Haidheim.

### 1.

(Nachdruck verboten.)

Frühling war's, heller Sonnenschein und blauer Himmel, und den Leuten ging das Herz auf, daß tausend junge fröhliche Hoffnungen, wie die Keime der Pflänzchen und Blätter, die Köpfe hoben und die Welt gar schön fanden.

Die Jungen spielten Ball und schrien und lärmten sehr, Kreisel tanzten auf den Trottoirs herum und den Vorübergehenden zwischen die Füße, daß mehr als Einer Lust hatte, zu schelten, aber um des lieben Frühlings willen besänftigt weiter ging, war er doch auch einst ein fröhliches Kind gewesen.

Alles drängte sich auf die Hauptstraßen; die jungen Mädchen, um ihre neuen Frühlingstoiletten zu zeigen und Grüße zu tauschen mit ihren Tänzern vom Winter, die säbelklirrend, in schmucker Uniform oder in elegantem Civil ihnen begegneten; die Mütter und Tanten gingen um der Töchter und Nichten willen, junge Brautpaare oder Ehegatten, um ihr neues Glück spazieren zu führen und sich daran zu freuen, daß die Anderen es bemerkten, und diese

Anderen hatten eben auch keinen Zweck weiter, als so viel wie möglich zu sehen und das köstliche Wetter zu genießen, denn „des Frühlings holder, belebender Blick“ übt seinen altgewohnten Zauber, „hat sie Alle an's Licht gebracht“ und da gilt es jetzt, die Zeit benutzen.

Durch das Gewimmel der eleganten Spaziergänger schlüpft nur hin und wieder eine schlichtere Erscheinung, sich bescheiden an den Häusern haltend, in dem Bewußtsein, nicht hierher zu gehören, wo augenblicklich Sammt und Seide das Regiment führen.

Ein junges Mädchen von achtzehn Jahren ist es, welche trotz der Unscheinbarkeit ihres Anzuges öfter die Blicke der Vorübergehenden für einen Moment auf sich zieht, denn unter dem alten schwarzen Hute befindet sich ein auffallend hübsches Gesichtchen, rosenroth und weiß wie Schnee, wie es im Märchen heißt, und damit es an nichts fehle, um das Schneewittchen in die Wirklichkeit zu übertragen, leuchten aus dem kindlichen Gesichtchen zwei tiefbraune Augen unter langen Wimpern hervor und braune schwere Flechten sind am Hinterkopf zusammen genestelt.

Das Mädchen sieht und fühlt die Blicke, welche sich auf sie heften, und empfindet ein peinliches Unbehagen dabei, denn weit entfernt, sie auf ihr gutes Aussehen zu beziehen, hat sie nur Gedanken an ihr schlechtestes Alltagskleid und ärgert sich sehr, daß sie nicht das blaue von der Pathe angezogen hat. Aber wer konnte auch ahnen, daß die Sonne heute durch die schweren Regenwolken dringen und den Sieg über sie behalten würde, und daß die ganze Welt demzufolge ihr Sonntagskleid anlegen würde?

Immer eiliger schreitet das junge Mädchen dahin. Es ist doch auch zu ärgerlich! Die Mutter hatte es heute früh gleich gesagt: „Mieze, Du bist doch auch gar nicht wie andere Mädchen, allezeit läufst Du mit dem alten Hute herum!“

Aber Mieze hatte nur den Kopf geschüttelt und war wie alle Tage zum Blumenladen gegangen; da wand sie in einem Hinterstübchen die entzückendsten Bouquets zusammen und Kränze für alle möglichen Zwecke und saß den ganzen Tag unter den Blumen, vergnügt wie eine Königin, obwohl sie durch das stets geöffnete Fenster nichts sah, als eine graue häßliche Wand, und mit Niemandem sprechen konnte, als mit dem Laufburschen, dem Herrn Treßler und der Madame, welche ab- und zugehend ihr Aufträge gaben.

Die schönste Stunde des Tages war aber die, wo der ungeheure Korb von Nizza kam, welcher jedesmal diese wundervollen Blüthen brachte und welche dann Mariechen Tannberg auspacken mußte.

Ach, diese Wonne! Diese zärtliche Freude, mit welcher sie diese Berge von köstlichen Rosen betrachtete. Mittags hatte sie dann zwei Stunden frei für das Essen und Abends um sechs Uhr war das Tagewerk meist beendet; am Sonnabend Abend brachte sie aber jedesmal ihren Wochenlohn mit nach Hause, und den konnten sie daheim auch gut brauchen, denn das Erfinden, das der Vater betrieb, kostete viel Geld und die Mutter schalt und weinte wechselsweise, weil der Mann rein einen „Vogel“ im Kopfe hatte, daß er partout etwas herausbringen wollte, was die klügeren Leute, die Herren Chemiker, noch nicht konnten.

Ach, das war ein Elend! Das Geschäft ging darüber fast zu Grunde, und die Mutter mußte oft genug von den Nachbarn hören, daß es nichts mehr sei mit der Malerei, seit der Meister den Gesellen und Lehrburschen schickte, statt selber zu kommen, denn wenn der Ewald auch noch so geschickt sei, so könnte er doch nicht für Zwei arbeiten.

Unter solchen Gedanken war Marie Tannberg aus den belebteren Straßen in ein Nebengäßchen eingebogen und von da in ein anderes, bis sie endlich vor einem kleinen Hause von höchst bescheidenem Aussehen anlangte.

„Da ist Mietze! Unsere Mietze kommt!" erhob sich an dem einen der drei Parterrefenster hinter den Blumenstöcken ein großes Geschrei und gleich darauf, als sie in dem mit Fliesen belegten Flur stand, polterten ihr aus der Wohnstube Fritz und Willy, ihre Brüder, entgegen.

„Mietze, wir essen Eierkuchen! Mutter hat Eier gekauft!"

„Ja, denke Dir, schon zehn für fünf Groschen, Mietze," sagte bestätigend die Mutter, eine korpulente kleine Frau, mit einem alten dunklen Morgenrock und einer blauen Küchenschürze angethan.

So ärmlich sie aussah, so sauber erschien sie. Aus der Küche, wo sie am Herde hantirte, kam ein recht einladender Duft.

„Ja, sieh nur, es ist Alles fertig, Willy hat den Tisch gedeckt, ich warte nur auf den Vater; der Herr Kommerzienrath ist bei ihm, dort in der Werkstatt sind sie."

„Der Herr Kommerzienrath Platter, Mutter? Wegen der Farbe?" sagte Marie, während sie den Hut und das

Mäntelchen an den Kleiderhaken im Flur hing und dann der Mutter in die Küche folgte, wo Alles blinkte und glänzte vor Sauberkeit und Ordnung, wenn auch das Küchengeräth höchst einfach war.

„Wegen der Farbe? Ach Gott, Kind, was Du wohl denkst!“

„Nun ja, Mutter, es könnte doch einmal sein, die Herren sagen doch Alle, der Vater sei klug, er hätte nur studiren sollen!“

„Daß er noch verkehrter geworden wäre! Hoffentlich macht der Herr Kommerzienrath eine Bestellung! Und nun hat gerade der Ewald gekündigt!“

„Der Ewald? — gekündigt, Mutter?“

„Ja wohl, der Ewald! Und mir ist es auch ganz lieb, dem steht der Kopf auch auf Großes! Will nach München, will Dekorationsmaler werden! Natürlich, wenn dem Esel zu wohl wird, geht er auf's Eis tanzen!“

„Aber, Mutter!“

„Hahaha, die Esel tanzen! Willy, hast Du's gehört? Mutter sagt, Ewald wäre ein Esel, denn er ginge auf's Eis!“ jubelte Fritz.

„Juchhe! der Ewald ist ein Esel!“ schrie Willy.

„Ihr ungezogenen Schlingel! Hinaus mit Euch! Was habt Ihr in der Küche zu suchen!“ Frau Tannberg greift nach dem ersten besten Kochlöffel, die Jungen aber ducken sich rechtzeitig und tanzen nun auf dem Flur herum und brüllen vor Vergnügen, bis Fritz ein Stück Kreide aus der Tasche zieht und einen Esel an die Stubenthüre malt, einen Esel, der Ewald, dem Gehilfen, ähnlich sieht und

auf dem Eise stolpert. Die Jungen sind bei ihrer künstlerischen Beschäftigung plötzlich ganz mäuschenstill geworden.

Mutter und Tochter blieben unterdeß in der Küche zurück. Das heiße Roth, welches in Mariens Wangen gestiegen war, trat langsam zurück. Von Ewald war nicht mehr die Rede.

„Kommerzienraths geben heute ihren Ball! Ich habe für Fräulein Emmy ein Kränzchen zu machen und ihr Kleid mit Blumen zu garniren, vor acht Uhr komme ich nicht nach Hause!" sagte die Tochter.

„Dann zieh' aber doch Dein braunes Tibetkleid an, Kind!" mahnte die Mutter.

„Mein allerbestes? O nein, ich kann ja mein schwarzes anziehen, die gucken doch nicht nach mir. Wenn ich einen Kragen und Manschetten anmache, ist's genug."

„Ach, wie schön wird es bei Kommerzienraths sein. Sieh' zu, ob Du nicht noch etwas dableiben kannst, ich will Dich wohl abholen."

„Ja, wenn Du das thun wolltest! Kommerzienraths Köchin hat bei Frau Treßler erzählt, sie hätten Möbel aus Berlin bekommen, es soll ganz was Wundervolles sein. Weißt Du, Mutter, Fräulein Emmy kam neulich selbst in die Ladenstube, um sich mit mir zu besprechen, sie war sehr freundlich und legte mir das Probekränzchen, welches ich machte, auf den Kopf, um zu sehen, wie es steht."

„Ja, die kann wohl lachen! Die hat Alles, was das Herz begehrt!" sagte Frau Tannberg mit einem Anflug

von Neid auf das reiche Fräulein, indem sie ihr eigenes Kind ansah.

Die Mietze war doch auch hübsch! Hübscher als manche Andere, sie durfte es nur nicht selbst wissen; aber freilich, eine Schönheit in einem schimmernden Atlaßkleide oder in einem alten Wollrock — das ist ein Unterschied!

Sie seufzte leise, wandte sich dem Herde zu und legte Kohlen auf die Gluth.

„Was die nur so ewig lange zu reden haben?“ sagte sie eben, da öffnete sich die Thüre der Werkstatt und der Herr Kommerzienrath Platter, eine gedrungene Gestalt, mit kurzem Hals und darauf einen dicken, eckig geformten Kopf, trat heraus. Das Gesicht des Herrn war sehr roth, und seine tiefliegenden, kleinen blauen Augen funkelten gar klug.

Hinter ihm erschien der Meister Tannberg; er hatte über die Schürze nur rasch einen Rock geworfen. Das etwas blasse Gesicht des schlanken, noch ganz jugendlich aussehenden Mannes trug den Ausdruck großer Erregung.

Er mochte etwa in der Mitte der Vierziger stehen; seine grauen Augen, mit meist stillem, sinnendem Blick, gingen hin und her und seine Hände fuhren unruhig durch sein leicht gelocktes dunkles Haar, welches ihm infolge dieser Behandlung förmlich zu Berge stand.

„Na, Meister Tannberg, so überlegen Sie sich also die Sache, und wenn Sie mit sich im Klaren sind, so bringen Sie mir Bescheid. Ihre Farbe ist gut; was ich Ihnen für die Erfindung geboten habe, ist kein Pappenstiel, und Sie sollten eigentlich froh sein, daß ich sie Ihnen

abkaufen will! Hören Sie, Frau Tannberg, Ihr Mann ist ein reicher Mann, wenn er will! Braucht nur die Hand aufzuthun. Aber er weiß wieder Alles besser und ist so bockbeinig, wie er schon in der Schule war!"

Der Herr Kommerzienrath hat die ersten Worte im Heraustreten aus der Werkstatt gesagt, dann ist er vor die Küche gegangen, in deren Thüre die Hausfrau geschmeichelt und verlegen lachend erscheint und allerlei Entschuldigungen über ihren Morgenrock und die Küchenschürze zu machen sucht.

Der reiche Herr Platter hört nicht darauf, er hört überhaupt selten, was andere Leute sagen, sondern spricht stets, ohne auf Antworten zu reflektiren, weiter.

Dazwischen ist er bis zur Hausthüre gekommen, begleitet vom Meister Tannberg und seiner Hausfrau. „Na, nun besprechen Sie sich mit Ihrer Frau," sagte er noch, „die wird wissen, daß ein Sack voll Geld Einem nicht alle Tage geboten wird." Dann grüßte er kurz und ging davon.

„Was wollte er? Er sagt ja, Deine Farbe wäre gut! Und was meint er mit dem Sack voll Geld? Mein Gott, Christian, so sprich doch. Wie siehst Du nur aus? Herr des Lebens, Mieze, sieh doch den Vater an, was hat er?"

Marie Tannberg war längst neugierig in die Küchenthüre getreten, und sah jetzt den Vater ganz erstaunt und dann erschrocken an, denn der stand mitten auf dem Hausflur, hatte die Hände gefaltet und starrte auf die Fliesen nieder, wie Einer, der ganz „von sich" ist, wie nachher die Mutter sagte. Und als sie dann Beide in plötzlicher

Angst zu ihm traten und ihn anfaßten, die Eine an der Hand, die Andere an der Schulter: „Vater, liebster Vater, was ist Dir? So sprich doch?" da hob er plötzlich die gefalteten Hände empor und rief: „Ist es denn möglich? Soll ich so glücklich sein? O Gott, o Gott!"

Und dann schlug der Meister seine Arme um die Frau und rief wie außer sich: „Zehntausend Thaler baar! Zehntausend! Und wir sollen Laura-Aktien dafür kaufen, die fliegen auf 200 und darüber, und über's Jahr wären wir steinreiche Leute, er wollt' es wohl besorgen!"

„Wir? Wir? Das ist ja nicht möglich! Ist ja Unsinn. I, du liebe Zeit, so sprich doch vernünftig, Vater! Ach, und da brennt der Eierkuchen! Mieze, ich bitte Dich, Du läßt Alles anbrennen! Vater, nun komm in die Küche, ich muß den Eierkuchen backen, die Jungen müssen zur Schule! Was habt Ihr bösen Buben da wieder gemacht? So, da kommt der Ewald! Na, wartet, der wird Euch —!"

Und während ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, ein strammer, blonder Bursch mit keckem Schnurrbärtchen und militärischer Haltung, aber in einer grauen Malerblouse, in die Hausthüre tritt, bei welcher Gelegenheit ein tiefes Erröthen über Mariens Gesicht fliegt, ziehen sich Mutter und Vater in die Küche zurück, und die Tochter mit einem scheuen Lächeln, als Antwort auf Ewald's Gruß, folgt zögernd.

„Was habt Ihr Racker da wieder gemacht?" rief dieser, indem er zu den Knaben trat.

Sobald er aber das Kunstwerk näher ansah, brach er in ein lautes, fröhliches Lachen aus: „Das bin ich ja!

Na, Bengel, Du hast schon so viel auf dem Kerbholz, den Esel müßt' ich Dir anstreichen."

Fritz aber hatte sich in eine sichere Entfernung zurückgezogen. Die offenbare Zustimmung Ewald's zu seiner Kunstleistung entzückt ihn, der Ewald ist wirklich ein famoser Kerl, versteht Spaß und haut ihn und Willy nur sehr selten und auch dann nicht arg! Aber heute! Der Esel ist eigentlich doch zu grob, so schön er ist! Besser, die Sache einstweilen von Weitem abwarten.

Ewald aber steht noch immer an der Thüre und lacht.

„Das bleibt hier stehen! Das ist gut!" dekretirt er endlich.

Für Fritz ist dies ein dunkles, räthselhaftes Urtheil, welches ihn unbehaglich stimmt. Auch Willy muß wohl ähnlich empfinden, denn er ruft Ewald entschuldigend zu: „Du, der Fritz ist nicht schuld, die Mutter hat zur Mietze gesagt, Du wärst ein Esel!"

Ein heißes Roth schießt urplötzlich über des jungen Gesellen Stirn und Nacken, und ein zorniger Blick fliegt nach der Küche hinüber. Dann wirft er trotzig den Kopf zurück und geht pfeifend die steile, schmale Treppe im Hintergrunde des Flurs hinauf nach seiner Kammer, sich zu waschen und zu kämmen, ehe er am Mittagstische erscheint.

Der Meister hatte heute keinen Appetit. Er saß mit seltsam aufgeregten Mienen und fieberisch funkelnden Augen vor seinem Teller und rührte keinen Bissen an. Nicht viel anders ging es Marie und der Mutter. Die Unterhaltung war eine sehr einsilbige. Frau Tannberg hatte heute eine

Art, sich umzusehen und den Kopf zu tragen, welche den Gehilfen Ewald denken ließ: „Ja, sei Du noch so hochmüthig, wenn ich von München wieder da bin, gelte ich ebenso viel, als der Meister, und ich hoffe wohl, ich bringe es mit Fleiß zu was Rechtem."

Marie wurde einmal über das andere glühend roth, besonders wenn er sie ansah. Was hatte sie nur?

„Die Alte hat über mich räsonnirt, das ist's!" dachte er ärgerlich.

Dann bemerkte er, wie Tannberg und seine Frau sich einmal so seltsam ansahen.

„Soll ich's ihm sagen?" fragte leise der Meister.

Sie schüttelte den Kopf. „Nur nicht eher Hering rufen, als bis man ihn an der Angel hat!" gab sie leise zurück, er hörte aber jedes Wort ihrer Lieblingsredensart.

„Was haben sie? Wie sehen sie Alle so sonderbar aufgeregt aus?" dachte er abermals.

Plötzlich wurde er wieder ganz roth und dann blaß. Ein schrecklicher Gedanke war ihm gekommen. Er legte Messer und Gabel aus der Hand, sein Hals war plötzlich wie zugeschnürt, in seinen Ohren brauste es und ihm wurde, als solle er laut aufschreien.

Das Mittagessen war vorüber, die Jungen rannten zur Schule, Marie öffnete die Fenster, frische Luft herein zu lassen, trug mit der Mutter die Schüsseln und Teller hinaus, fegte die Stube und legte ein reines Deckchen auf den Tisch vor dem alten Sopha. Als dann das Stübchen wieder schmuck war, lief sie hinaus, sich für den Weg zu

Kommerzienraths hübscher anzuziehen, und Mutter und Vater saßen schweigend und tief erregt neben einander im Sopha.

„Ich will die Sache mit dem alten Neurath besprechen, Mutter!“ sagte endlich der Meister. „Was meinst Du, wenn wir zusammen hin gingen. Der alte Mann ist klug und Dein Onkel!“

„Ja, ja, das laß uns thun, Vater, damit bin ich zufrieden!“ stimmte die Frau ihm bei.

Marie trat eben aus ihrem Kämmerchen neben der Küche. Sie sah allerliebst aus in ihrem alten Konfirmationskleide. Da begegnete ihr Ewald, der die Treppe vom oberen Stock herab kam. Die beiden jungen Leute erschraken förmlich ob des unerwarteten Zusammentreffens. Ewald aber noch mehr und recht sichtlich über das feierliche Gewand.

Sie sah ihn erstaunt an. Was hatte er denn, daß er sie mit so bangen, traurigen Blicken maß?

„Marie!“ begann er. Er sagte niemals Mieze; zuerst hatte er Fräulein gesagt, aber das hatte, bald nachdem er vor zwei Jahren zu ihnen kam, die Mutter verboten, ihre Tochter sei kein Fräulein. „Marie, haben Sie —? Sie haben sich wohl verlobt?“

„Verlobt? Ich? Da weiß ich noch nichts davon!“ lachte sie.

„Nun, so ist ein Heirathsantrag für Sie gekommen! Sagen Sie es mir nur, ich weiß es ja doch!“

Sie lachte wieder. Seine Angst freute sie, doch machte sie sich das nicht klar.

„Auch kein Heirathsantrag! Was fällt Ihnen ein! Wer sollte mich wohl wollen?“

„Wahrhaftig nicht? Ach, Marie, ich bitte Sie, lügen Sie mir nichts vor?“

„Aber Ewald —“

„Ja, wenn Sie wüßten, wie mir zu Muthe ist, Marie! Und wenn ich nun weggehe —“

„Ja, das ist schön von Ihnen! Mutter hat mir's schon gesagt!“ entgegnete sie ärgerlich und sah ihn ganz böse an.

„Sie werden sich verloben, wenn ich fort bin, Marie!“

„Nun, was würden Sie sich daraus machen?“

„Marie — o Marie!“

Und wie er das so voll Herzeleid, Angst und Liebe rief und sie in seine Augen sah, da hielten sie sich plötzlich umschlungen und küßten sich.

„Marie, liebe süße Marie! Ich habe Dich ja so lieb!“

„Lieber, lieber Ewald.“

Und wieder fanden ihre Lippen sich flüchtig, verstohlen; und dann flogen sie von einander weg, denn drinnen in der Stube rückte man einen Stuhl. Gleich darauf fiel die Hausthüre zu und Ewald ging an die Arbeit. Marie aber saß auf dem Bettrand in ihrer Kammer, hielt die Hände vor das tief erglühte Gesicht und konnte zitternd und bebend vor wonnevollem Schrecken nur eines denken: „Er hat mich geküßt! Er hat mich lieb!“

Endlich schlug die Uhr in der Küche und störte sie auf aus ihren süßen Träumen. Eilig mußte sie fort, und athemlos langte sie im Blumenladen an.

„Es ist schon zehn Minuten über Zwei!“ bemerkte Madame Treßler. Marie sagte kein Wort. Bei ihren Blumen aber saß sie den ganzen Nachmittag wie in seliger Verzückung, und als Hauptmann v. Rochlitz ein Bouquet bestellte — er war, wie man hörte, der bevorzugte Verehrer von Emmy Platter — da machte Mietze ein wahres Wunderwerk von Schönheit und Poesie aus Blumen, und der Hauptmann war so entzückt davon, daß Mietze hörte, wie er zu Madame Treßler sagte:

„Wer ist denn die Fee, die so wundervolle Sträuße zaubert?“

Und Frau Treßler sagte: „Es ist die Tochter vom Maler Tannberg, sie hat geschickte Hände und viel Geschmack.“

„Ah, dann danken Sie ihr doch in meinem Namen, ich würde ihr gern eine Kleinigkeit extra —“

„Bitte, bitte, Herr Hauptmann, das ist gegen die Geschäftsordnung. Ich bin sehr froh, daß Sie so zufrieden sind.“

Marie dachte, ob er wohl Emmy Platter so lieb habe, wie ihr Ewald sie? Und dann kam die Erinnerung an den Kuß und ein süßer Schauer überrieselte sie.

Abends brachte sie dem Fräulein Emmy das Kränzchen, es war sehr theuer und sehr schön, und das Bouquet war auch schon da und das schöne Fräulein sah aus wie ein Engel.

„Der Herr v. Rochlitz war so froh, daß es so hübsch geworden ist!“ hatte Marie verständnißinnig geplaudert. Die beiden jungen Mädchen sahen sich dabei an, und

Emmy sagte leise: „Haben Sie auch schon einen Schatz?“ worauf Mietze tief erröthend nickte und dann bat: „Aber bitte, gnädiges Fräulein, nicht wiedersagen!“

## 2.

Es war mehrere Monate später. Vor dem Thore auf einem wüsten Platze war eine Fabrik errichtet, das heißt, man hatte ein im Wege des Konkurses verkauftes, halb fertiges Gebäude für ein Spottgeld erstanden und es ausbauen lassen.

Am Eingang desselben las man in prangender großer Goldschrift: Farbenfabrik von Platter & Tannberg, und in einem Seitenflügel, wo heute fast alle Fenster offen standen, wehten an einigen derselben elegante, neue Gardinen, während Frauen und Arbeiter beschäftigt waren, vor den übrigen Fenstern die noch fehlenden Vorhänge aufzustecken.

Dort zog heute der neue Compagnon ein. Der Kommerzienrath gab das Geld her und Tannberg, der Erfinder der für gewisse Fabrikationszweige hochwichtigen, in stärkster Hitze unzerstörbaren Farbe war der „technische Direktor“ des Etablissements.

In der geschmackvoll dekorirten Wohnung stand Frau Tannberg in einem eleganten Morgenrock mit Schleppe und einem koketten Morgenhäubchen auf dem Kopfe und befehligte die Leute, welche die neuen Möbel herauftrugen und die Teppiche legten.

„Es muß zusammen passen,“ war ihr drittes Wort gewesen in dieser letzten Zeit, darum hatten sie ihren bis-

herigen Hausrath bis auf das letzte Stück und auch das alte kleine Haus, worin schon Tannberg's Großeltern gewohnt, verkauft und sich von Grund aus neu eingerichtet.

Welche Wochen unaussprechlicher Aufregung lagen zwischen dem Heute und jenem Tage, an welchem der Kommerzienrath in Tannberg's Hause gewesen war und Ewald heimlich Marie geküßt hatte!

Der Onkel Neurath hatte bewiesen, daß er wirklich ein kluger, alter Mann war.

Als Meister Tannberg und seine Frau zu ihm kamen und ihm endlich aus ihren konfusen Reden klar wurde, daß Tannberg in der That eine Farbe erfunden, welche für die Hersteller derselben von bedeutendem Werthe werden mußte, und daß der Kommerzienrath Platter diese Farbe in jeder Richtung als „das Beste, was bisher in dieser Art bekannt sei", anerkannt habe, hatte er mit erhöhter Aufmerksamkeit viele Fragen an den Mann seiner Nichte gethan und bald festgestellt, daß außer ihm, dem Erfinder, keine Menschenseele das Geheimniß seiner Farbe kenne und daß der Kommerzienrath Platter ihm zehntausend Thaler geboten, wenn er ihm die Erfindung mit allen Rechten daran verkaufen wolle.

„Das wirst Du nicht thun!" rief der alte Materialwaarenhändler. „Du wendest Dich vielmehr sofort an das Patentamt und läßt Dir ein Patent auf Deine Erfindung geben. Wenn Du Geld brauchst, so bekommst Du es von mir zu fünf Prozent. Und mit dem Patent kommst Du zu mir und wir gehen zum Rechtsanwalt Solling, den fragen wir vorher ganz genau um Rath und Unterweisung, und dann gehe ich mit Dir zum Herrn Kommerzienrath

und zu dem sagen wir so: ‚Wir wissen, hochverehrter Herr, daß die Erfindung sehr viel Geld werth ist; wir wollen sie nicht verkaufen, wir wollen eine Fabrik gründen, aber wir haben kein Geld.‘ Und paß nur auf, der Platter läßt Deine Erfindung nicht los; er macht Compagnie mit Dir und Du wirst ein Fabrikant!"

Und der alte Herr lachte und fragte seine Nichte, ob sie sich das wohl hätte träumen lassen?

„Wer weiß, wenn's Deinem Manne glückt, wird er auch noch einmal Kommerzienrath und Du trägst eine Schleppe und einen falschen Zopf," neckte er.

„Mein Gott, ist es möglich! Mir ist, als träumte ich!" stotterte, ganz überwältigt von diesem Phantasiegemälde ihres sonst nicht eben spaßhaften Onkels, Frau Tannberg.

Und dann ging Alles, wie es der Onkel vorhergesagt, und über das Ehepaar kamen viele schlaflose Nächte, viel Herzklopfen und unerträgliche Spannung, noch mehr Hin- und Herlaufen Tannberg's vom Onkel zum Kommerzienrath und von diesem zum Advokaten und zum Gericht, und ein tägliches Seufzen seiner Frau über die endlose Schererei, bis man die vielen tausend Thaler sicher hatte und Kommerzienraths Compagnon wurde.

Welche Stürme brausten dabei durch die Seele der Eheleute! Tannberg dachte Tag und Nacht nichts, als an den großartigen Fabrikbetrieb; ein Thatendurst und Schaffenstrieb sonder Gleichen wachte in ihm auf; jede Minute grübelte er über weitere Erfindungen und im Geiste vergrößerte er schon die Fabrik, die noch nicht einmal fertig

war, um den unermeßlichen Bestellungen, welche er erhalten würde, gerecht zu werden.

Frau Tannberg war seit jenem Moment, wo der Onkel ihr scherzend die Schleppe und den falschen Zopf prophezeit, nicht mehr dieselbe. Das eine Wort: „Du wirst am Ende auch noch einmal eine Frau Kommerzienräthin!“ hatte ihr den realen Boden unter den Füßen weggezogen, und wenn sie auch schlau genug war, kein Wort von ihrem Zukunftstraum zu reden, so setzte sich derselbe binnen wenigen Wochen in ihrer Seele doch vollständig fest. Ein tiefer Ekel vor den ärmlichen und kleinen Verhältnissen, in welchen sie lebten, erfüllte sie. Eine fieberhafte Ungeduld, in die Direktorswohnung zu ziehen, ließ ihr nirgends Ruhe. Sie lief aus einem Möbelmagazin in das andere und kaufte hier und dort, bald einen Schrank, wie ihn Kommerzienraths besaßen, bald ein Sopha, wie sie es beim Herrn Präsidenten gesehen, bei dem sie vor ihrer Heirath Köchin gewesen war.

Endlich ging die Unternehmung rasch vorwärts; es galt, so schnell wie möglich große Vorräthe der neuen Zuckerformen mit Tannberg's Farbe herzustellen; der Kommerzienrath war ein schneidiger Geschäftsmann, Kosten kamen nicht in Frage, Tannberg erhielt beliebige Vorschüsse und mußte nicht nur schon in der kaum fertig gestellten Fabrik zu arbeiten beginnen, sondern wurde von Platter auch ermahnt, die Uebersiedelung seiner Familie nach der Fabrik baldmöglichst in's Werk zu richten.

Besseres wünschte sich seine Frau nicht. Marie hatte längst ihre Arbeit bei Madame Treßler aufgeben und statt

dessen jeden Tag mit der Mutter in den Läden herum laufen müssen, um die neue „stylvolle“ Einrichtung zu besorgen. Das braunrothe Tibetkleid, früher das Festtagskleid, wurde auf Befehl der Mutter angezogen, „denn wir können es ja jetzt, Mieze,“ sagte diese bei jeder Gelegenheit; und das reizende braunrothe Atlaßhütchen mit dem feinen, zart rosenfarbenen Blüthenzweige, welches die Mutter dazu gekauft, machte aus der bescheidenen Mieze ein schönes junges Fräulein, dem die Herren ganz erstaunt nachsahen, denn es war eine völlig neue Erscheinung auf der Straße.

Marie Tannberg hätte nicht jung und ein weltunerfahrenes Mädchen sein müssen, um nicht mit vollem Jubel den Glückswechsel zu empfinden, der ihre Eltern und sie so hoch emporhob. Mit tausend Freuden lief sie mit der Mutter aus einem Laden in den anderen, und da es natürlich in der ganzen Stadt bekannt wurde, welches Glück der Maler Tannberg hatte und wie reich die bisher so armen Leute werden würden, so empfing man die beiden „Damen“ mit der größten Aufmerksamkeit und beeiferte sich, ihnen so viel wie irgend möglich zum Ankauf aufzuschwatzen, so daß sie bald einsehen mußten, sie hatten mit dem ihnen vom Vater festgesetzten Gelde nicht vorsichtig genug gerechnet.

Aber was machten ein paar hundert Thaler jetzt! „Sannchen“ — wie Frau Tannberg von ihrem Manne titulirt wurde — bekam eine kleine Vermahnung über weise Sparsamkeit von ihrem Gatten, gelobte Besserung und suchte auch klüger zu sein. Aber es war unglaublich, was dazu gehörte, ein anständiges Haus einzurichten. Sann-

chen schoß wiederum mit einigen Hunderten über ihr Budget hinaus.

Zuweilen, wenn sie an dem Blumenladen der Madame Treßler vorbei gingen, stand Marie still und sagte leise zur Mutter: „Die Neue versteht doch nichts, sieh nur, wie hart die Farben der Blumen neben einander stehen!“ und dann sagte die Mutter stolz: „Das hast Du nun nicht mehr nöthig!“ Marie lief auch, wenn sie allein war, öfter zur Madame Treßler hinein und diese freute sich der Anhänglichkeit des Mädchens und wie es die Blumen so liebevoll ansah und eine Rose so zärtlich an die Lippen führte, als es sich unbeachtet glaubte.

Die Mutter aber sah diesen Verkehr mit den Treßlers gar nicht gern. „Wir müssen uns jetzt zu den Leuten halten, zu welchen wir gehören, Mietze.“

Aber es kamen auch Stunden, wo Marie seufzte und traurig war; das geschah stets am Sonntag Nachmittag.

Sonst waren sie Alle hinaus gewandert nach den Zelten, oder gar nach der Hasenhaide und immer war Ewald mit ihnen gegangen, denn der hatte sonst keine Bekannte, und der Meister hatte versprochen, ihn in der Familie wie sein eigen Kind zu halten. Das war auch geschehen und Ewald hatte sich nichts Besseres je gewünscht. Jetzt war er fort, in München, und es hatte noch Verdrießlichkeiten gegeben, ehe er Abschied nahm, was auch noch schneller geschah, als Marie gedacht.

Denn der Ewald war so selig in seinem geheimen Herzensglück, daß die Augen zu Verräthern wurden, und da steckte sich Frau Tannberg hinter ihren Mann und

sagte: „Das könnte uns gerade passen, Vater, ein simpler Malermeister! Denn so klug wie Du ist der Tausendste nicht!"

So hatte denn der Vater eines Tages nach dem Essen zu Marie gesagt: „Was hat denn der dumme Junge, der Ewald, daß er Dich so ansieht! Der sollte mir kommen! Und Du, Mietze, wirst doch Deinen Eltern keinen Kummer machen wollen?" Die arme Mietze hatte einen Todesschrecken bekommen und wagte gar nicht aufzusehen, sondern schüttelte nur den Kopf.

Zum Ewald aber sagte der Meister: „Ewald, Sie wissen es ja, wir ziehen aus und geben das Geschäft auf; hier ist Ihr Lohn und das Beste wäre wohl, Sie machten sich auf nach München, da ist für Sie was Rechtes zu lernen."

So großartig war der Meister dem armen Jungen noch niemals gekommen. Das böse Gewissen schlug ihm auch, er sagte kein Wort weiter.

Und dann flüsterten Mutter und Vater in der Stube: „So, das haben wir recht gemacht! Besser früh gesorgt, als spät beklagt. Ja, ja, wir sind ihnen zu schlau gewesen!"

„Und nun, Mutter," setzte Vater Tannberg hinzu: „läßt Du mir das Mädchen nicht aus den Augen, bis der Ewald fort ist."

„Sei nur still, Vater, ich lasse nicht locker!" versicherte sie und hielt Wort.

„Adieu, Ewald, reisen Sie mit Gott! Und es gehe Ihnen gut!" sagte wenige Tage darauf der Meister und die Frau Meisterin.

Jetzt kam das alte Wohlwollen doch wieder zum Durchbruch und sie schüttelten ihm herzlich die Hand.

Fritz und Willy heulten jämmerlich; wollten aber Ewald zur Bahn begleiten.

„Adieu, Marie!“ sagte er leise zu dieser. Sie konnte kein Wort hervorbringen vor Thränen, aber sie sah ihn an und der Blick sank wie ein Glück in sein Herz. Ihre Hände waren fest zusammengefügt, ihre Herzen drängten zu einander und stummes heißes Weh und glühende Sehnsucht erfüllte sie übermächtig. Aber sie durften nichts sagen, die Eltern blickten jetzt ernst und kühl; es mußte geschieden sein.

„Leben Sie wohl! Alle! Alle!“ sagte er noch mit schwankender Stimme. Dann ging er hinaus.

Bei dem einen Kuß von damals war es geblieben. In einem Hause wohnend, sahen sie sich doch nur bei den Mahlzeiten, und ihre jungen reinen Herzen ließen sich bescheiden genügen an dem Glück, einander nahe sein zu dürfen.

Heute aber kam es Ewald zum Bewußtsein, daß er es besser hätte haben können! Er ärgerte sich eine Weile über sich selbst, denn so zu scheiden für lange, lange Zeit, ohne noch einen einzigen Kuß auf die Reise, das war doch auch gar zu schrecklich!

Aber dann, als der Zug über die weite Haide dahin brauste und Ewald den wolkenlosen blauen Himmel sah, da dachte er: „So rein ist ihre Seele!“ Und da begann er sich zu freuen, daß sie Beide nie begehrt, fernere Küsse zu tauschen. Dieser eine in jenem glückseligen gesegneten

Augenblicke war ihnen Beiden das Unterpfand ihrer gegenseitigen Treue für jetzt und immer.

Derweilen aber saß Marie auf ihrem Bette und meinte zu vergehen vor Herzweh, bis die Mutter rief und ihr befahl, den Hut aufzusetzen und mit zu kommen. Da schloß sie ihr Leid ein in das Herz und sagte sich fest: „Ich bleibe ihm treu!"

Und nun war endlich der ersehnte Tag gekommen, an dessen Abend sie sich zum ersten Mal in der neuen prächtigen Wohnung zur Ruhe legten.

Frau Sannchen hatte immer gedacht, sie werde wohl vorher sterben, oder es käme sonst irgend ein Unglück, welches das ganze herrliche Zukunftsgebilde, das Tag und Nacht vor ihrer Seele schwebte, wieder in das Nichts zurücksinken ließe. Aber nein! Es traf wirklich Alles so ein, sie athmete hoch und beseligt auf. Da war die neue Wohnung und da war sie mitten darin und konnte ihr Glück kaum fassen.

Alles so wundervoll! Diese Tapeten! Parquetboden im Salon und überall Teppiche! Und Bilder im goldenen breiten Rahmen! In dem Punkt wären sie recht vernünftig gewesen, sagte sich Frau Sannchen mit Genugthuung; Kommerzienraths hatten eine Masse Bilder, jedes hatte Hunderte gekostet. Sie hatte auch Bilder, aber nicht einmal den zehnten Theil hatten die ihrigen gekostet und waren doch eben so schön. Ja manche waren noch viel größer! Aber sie hatte auch Glück gehabt! Als Kommerzienraths ihre Bilder kauften, gab es noch keinen Oeldruck. Das war eben auch so eine neue Erfindung!

Sie mochten Alle gar nicht zu Bett gehen am ersten Tage, denn es war doch ein zu köstliches Gefühl, immer wieder diese schönen Zimmer zu besehen, bald hier- bald dorthin zu treten und sich zu sagen: „Das ist Alles unser!“

„Wie in einem Märchen!“ lachte Marie, und die Mutter blickte sie ganz erschrocken an: „Herr Gott, wenn nun doch Alles ein Traum wäre!“

Aber das konnte doch kein Traum sein, daß der schreckliche Junge, der Fritz, die neu angestrichenen Fensterbänke schon wieder mit rother Kreide beschmiert hatte und daß Willy, aus der Fabrik kommend, Theer an den Stiefeln herauftrug, und den neuen Teppich gleich so zurichtete, daß Mutter anfing zu weinen. Und das war doch auch kein Traum, daß beide Jungen zur Feier des Einzugs Schläge bekamen, und daß Mutter in ihrer Erregung heute ihren neuen Sonnenschirm auf Willy's Rücken entzwei schlug.

„Ach, Mutter, beruhige Dich doch,“ sagte Marie, „etwas Unglück muß ja dabei sein, sonst wär' es gar zu schön!“

„Ja, Mieze, Du hast Recht, aber Du solltest jetzt doch auch ‚Mama‘ sagen! Ich wollte es ja früher immer schon gern, aber der Vater widersprach mir, nun ärgert es mich, daß ich nachgab — alle feinen Kinder sagen ‚Mama‘!“

„Ja, Schneider Leutner's Emil sagt auch Mama und Papa, und die Jungens von der Apfelfrau auch,“ murrte Fritz.

„Willst Du wohl still sein, Du Naseweis! Du sagst von jetzt an immer ‚liebe Mama‘! Kommerzienraths sagen

auch nie blos ‚Mama‘, immer ‚liebe‘ davor, und so schickt es sich. Ueberhaupt müßt Ihr jetzt immer denken, was Ihr Eurem Stande schuldig seid.“

Endlich mußten sie aber doch zu Bett, der Vater kam auch nach Hause, der hatte mit dem Kommerzienrath eine Konferenz gehabt.

Wie herrlich doch Alles war! Um die Betten von Vater und Mutter hingen Gardinen von bunter Cretonne und Marie hatte um das ihrige weiße Vorhänge mit blauen Schleifen.

Und die wunderschöne neue Wäsche überall!

„Ja, Alles aus einem Guß!“ sagte Mutter Sannchen.

So traten sie ein in das neue Leben und waren ganz überrascht, sich nach sechs Wochen schon so allgewohnt darin zu fühlen, als ob sie nie anders gelebt hätten.

3.

Zwei Jahre waren dahin geflogen. Die Farbenfabrik von Platter & Tannberg hatte sich unaufhörlich vergrößert; das ganze umliegende wüste Terrain war von ihnen angekauft worden und die Zahl der sich weit hinstreckenden Gebäude wuchs noch immer.

Die Zuckerformen, welche mit der Tannberg’schen Farbe ausgestrichen waren, hatten mit überraschender Schnelligkeit jedes andere derartige Fabrikat vom Markte verdrängt, aber auch außerdem lieferte die Fabrik in der Farbenbranche allerlei Neues.

Der technische Geschäftstheilhaber war in der Stadt eine bekannte Persönlichkeit geworden. Seine Intelligenz, wenn auch einseitig genug, wurde von den Fachleuten an-

erkannt; die Menge bewunderte sein Glück und deshalb auch ihn, und wenn Frau Sannchen mit ihrer schönen Tochter in der neuen Equipage, welche sich die Tannbergs jetzt hielten, spazieren fuhr, so blieben die Leute stehen und sahen ihnen nach. „Ja, diese Tannbergs! Ich habe sie noch gekannt, als sie in der kleinen, alten Baracke wohnten, an der Hinterstraße, und als Frau Tannberg noch nicht einmal ein Dienstmädchen halten konnte! Jetzt hat sie einen Kutscher und eine Köchin!"

Und dann erwiederte der Zuhörer: „Ja, ja, das schießt heutzutage aus der Erde wie Pilze! Sie sagen immer, das Geld läge auf der Straße, man müßte es nur aufnehmen! Aber ich sehe nichts, ich mag noch so sehr mich umschauen! Nein, nein! Glück muß man haben, das ist's! Und bemerken Sie doch nur, die reiche Frau sieht nicht einmal vergnügt aus! Ach, wie wollt' ich lachen an ihrer Stelle!"

Frau Susanna Tannberg, so stand auf den Visitenkarten der reichen Frau, sah in der That mißvergnügt aus. Sie hatte auch wohl Grund dazu, sich furchtbar zu ärgern, und das that sie denn auch schon seit gestern, so daß kein Zureden ihres Mannes, oder ihrer Mie — nein, Marie hieß sie jetzt, oder lieber noch Mary -- sie zu besänftigen vermochte, denn die Thatsachen konnte Keiner mehr ändern.

Und war es denn nicht auch empörend! Die Kommerzienräthin gab einen Kaffee und hatte Frau Susanne Tannberg und ihre Mary wieder nicht eingeladen.

O, man war nicht mehr so harmlos, wie im Anfang, wo man nichts merkte und sich glücklich schätzte, überhaupt

in das vornehme Haus des Herrn Compagnon gebeten zu werden!

O nein, man kannte jetzt seinen Werth und dankte dafür, immer nur zu den großen Abfütterungen sich einladen zu lassen! O, nein, nein! Man fühlte sich durchaus nicht davon befriedigt und hatte gerechten Grund zur Erbitterung gegen die Frau Kommerzienrath, die allemal, wenn sie die Frau Generalin Excellenz und die Frau Baronin v. Wernheim, oder die Präsidentin v. Bucholtzy einlud, that, als ob es keine Tannbergs auf der Welt gäbe.

Und gerade in diese intimen Kaffees ginge Frau Susanne für ihr Leben gern. Je mehr sie einsieht, es ist unmöglich, mit den genannten Damen und noch manchen Anderen gleichen Ranges in Verbindung zu treten, um so glühender ist ihr Verlangen darnach.

Ach, es gibt ohnehin so manche Verdrießlichkeiten, welche sie als Dame und Mutter bedrücken!

Mit der Einführung in die Gesellschaftskreise will es überhaupt so recht nicht glücken! „Was für ein Hochmuth in diesen Leuten steckt, ist nicht zu denken!“ sagt Frau Susanne, bebend vor Aerger, oft zu ihrer Mary, und das arme Ding erhält auch noch Vorwürfe, daß es sich nicht genug bemüht, vornehmen Umgang zu bekommen.

„Habe ich Dir darum die theuren Malstunden geben lassen, daß Du dahin gehst und malst eine Tischplatte nach der andern? Gelegenheit wollt' ich Dir geben, mit Fräulein v. Conrad bekannt zu werden; ihre Mutter, die Frau Geheimräthin, der ich unseren Wagen zur Spazierfahrt

schickte, war so freundlich, aber Du verstehst nicht, Dich beliebt zu machen!"

„Ach, liebe Mama," wagt Mietze schüchtern zu erwiedern, „sie sind Alle ganz freundlich mit mir, aber Fräulein v. Lohstätt fragte mich, warum ich nicht bei meinem Papa malte und da kicherten die Anderen, als ich sagte, der sei kein Künstler, sondern nur ein Stubenmaler gewesen!"

„Nein, aber auch so was Dummes!" schalt die Mutter heftig. „Konntest Du nicht lieber antworten, Dein Papa habe zu viel Geschäfte mit der Fabrik? Aber so bist Du! Nicht ein bischen weltklug! So wirst Du's auch wohl mit dem Assessor Neidwald gemacht haben?"

Der Assessor hatte der schönen Mary Tannberg auf einem Balle bei Kommerzienraths sehr lebhaft die Cour geschnitten und dann gleich darauf bei Tannbergs seine Visite gemacht.

Sie hatten ihn dann eingeladen und Emmy, welche jetzt Frau v. Kochlitz war, mit ihrem Hauptmann dazu, und es ging ja auch Alles ganz leidlich, wenn zuweilen auch ein eigenthümliches Lachen durch die Augen der Gäste huschte, die übrigens keine Miene verzogen.

Das war dann eine Weile so fort gegangen; als aber der Assessor Neidwald oft so eigenthümliche Blicke auf Mary warf, da wurde dieser plötzlich angst und sie sagte sich mit Schrecken: „Er sieht mich ja fast so an, wie Ewald!"

Von der Stunde an wich Mary dem Assessor aus, wo sie konnte, zeigte sich ohne bestimmte und klare Absicht

so kühl gegen ihn, daß er begriff, er hatte keine Chancen und sich zum hohen Aerger der Frau Susanne zurückzog. „Das hast Du davon, warum warst Du nicht freundlicher!“ schalt sie, ohne Ahnung, daß Mary nur für Einen freundlicher sein konnte, für Ewald, der zuweilen an seinen „verehrten Herrn Tannberg“ schrieb und Alle herzlich grüßen ließ, besonders Fräulein Marie!

Ach, wenn so ein Brief kam, war Marie immer selig, aber kein Mensch sollte und durfte es merken. Es hatten sich auch noch andere Bewerber eingestellt, junge Kaufleute, sowie ein Ingenieur, aber Frau Susanne hatte in vertraulichem Geplauder gemeint: „Es eilt uns nicht, wir werden ja immer reicher, Du brauchst noch nicht zu sorgen, Du bekommst noch alle Tage einen Mann, ich wünsche mir für Dich nun doch einen Studirten.“

Ja, reicher wurden sie wahrhaftig alle Tage! Frau Susanne begriff erst nicht, wie es zuging, fand es aber schließlich ganz natürlich und lernte auch schon den Kurszettel verstehen.

Sophienthaler Prioritäten! Die hatte ihr Mann — da stand’s, sie waren gestiegen! Grauhütte! Herr Gott — von 75 auf 127 in wenig Monaten! Dabei gewannen sie ja wieder Tausende! Leoberger Schmiedwerk — Oregon Kupferbergwerke — Alexander Vereinsbank — Alles stieg.

Herr Tannberg spekulirte natürlich, wie alle Welt das jetzt that! Anfangs hatte er kein Geld dazu gehabt, aber die Herren Geschäftsleute lachten ihn aus. Kein Geld? Kredit genug! Und der Agent Blankenheim lieh ihm was; natürlich nicht gerade billig, aber Tannberg hatte

ein fabelhaftes Glück, er gewann und gewann. Und dann kam der erste Jahresabschluß und der brachte baares Geld, daß Tannberg selbst staunte.

Sie bauten natürlich alle diese Gebäude für die Fabrik nicht mit eigenem Gelde, so dumm wollten sie doch wohl nicht sein! Das konnten sie an der Börse besser brauchen! Und Blankenheim stand mit seiner Schlauheit neben dem unerfahrenen Tannberg. „Aber das geht ja immer so, je dummer —!" und dann brauchten die Herren eine Redensart in Bezug auf Tannberg, in welcher Schweine und Kartoffeln das Subjekt und Objekt des Satzes bildeten, eine Redensart, welche für Tannberg nicht gerade schmeichelhaft war. Aber er hörte es ja nicht!

Der Kommerzienrath und Tannberg standen vortrefflich mit einander. „Die Frauenzimmer müssen sehen, wie sie sich zusammen schicken, wir wollen uns die Laune nicht davon verderben lassen," hatte einmal lachend der Kommerzienrath gesagt, als just wieder eine kleine Gesellschaft bei ihm gewesen war, wozu man Tannbergs nicht eingeladen hatte. Tannberg fand das auch in der Ordnung. Er machte sich aus diesen Gesellschaften überhaupt nichts, der Frack war ihm nur ein vom Teufel erdachtes Marterwerkzeug, und solche Soupers und Diners zum Sterben langweilig. Ach nein, für ihn hatte all' dieses Geflimmer, welches seine Susanne so sehr reizte und beglückte, keinen Werth.

Sein Glück bestand darin, die Fabrik floriren zu sehen und mit vollen Händen über die Seinigen das Geld auszuschütten, welches er so verhältnißmäßig mühelos gewann.

Er hatte Tags über in der Fabrik fleißig zu thun, Abends trank er seinen Schoppen und spielte mit einigen Herren seinen Skat; das ging heute wie morgen und immer in gleicher Weise, außer wenn Susanne verlangte, daß er in seinen Frack krieche und sie und „Mary" in eine Gesellschaft oder ein Konzert führe.

Diese war in ihren reizenden Toiletten ein auffallend hübsches Mädchen, wie sie es in ihren armseligen Fähnchen als Madame Treßler's Arbeiterin gewesen. Sie hatte sich im Herzen nicht verändert, und doch war sie eine Andere geworden. Die friedliche Kindlichkeit, das offene Vertrauen zu allen Menschen hatten sich ängstlich versteckt vor der Erkenntniß von der Bosheit und dem hochmüthigen Spott, welcher sie zuweilen sich nicht hatte verschließen können. Ihre schönen liebevollen Augen hatten einen bangscheuen Ausdruck bekommen; es lag auf dem Mädchen wie ein Schleier, ihre unbefangene Fröhlichkeit wagte sie nur im engsten Familienkreise zu zeigen, plaudern mochte sie nur mit den Wenigsten, d. h. plaudern, wie sie es so reizend verstand, denn sie war immer in Angst, daß man ihr ihren Mangel an Schulbildung anmerken könnte. Freilich hatte sie in der Bürgerschule die besten Zeugnisse gehabt, aber Französisch, Englisch, Literaturgeschichte und dergleichen, davon wußte sie nichts. So fühlte sie sich unendlich klein und unbedeutend neben den jungen Damen, welche so geläufig von allen Künsten und aller Wissenschaft redeten. —

Eines Tages gingen der Kommerzienrath und Tannberg zusammen durch die Fabrik, es galt eine Veränderung an einer Maschine.

„Ich habe wieder eine neue Idee, Herr Kommerzienrath,“ äußerte Tannberg, „ich kann unsere Farbe noch verbessern!“

„Das wäre?“ sagte dieser und blieb stehen.

„Ja wohl! Ich habe mich Tag und Nacht nicht dabei beruhigen können, daß die Farbe nur etwa ein Jahr hält. Wenn man ihre Widerstandsfähigkeit noch erhöhen könnte, dachte ich. Und jetzt habe ich's gefunden, und das Pfund wird noch dazu um drei Pfennige billiger!“

Der Kommerzienrath machte ein ungläubiges Gesicht. Tannberg setzte ihm seine Ideen auseinander, führte den Compagnon in das Laboratorium, welches er sich hatte bauen lassen, und legte diesem die Sache dar.

Ein sonderbarer Blick war es, der den Eifrigen aus den Augen des Kommerzienraths traf, aber er sah ihn nicht.

„Hm! Hm! Ich will Ihnen etwas sagen, Tannberg! Ihre Frau hat Recht mit ihrem Sprichwort vom Hering, schreien wir nicht eher, als bis wir ihn am Schwanze haben! Da müßten wir doch erst genügende Proben —“

„Ja freilich, aber ich werde Sie schon überzeugen, und dann können wir billiger produziren.“

„Na — na — warten, abwarten!“

Und der Kommerzienrath drückte seinem Compagnon die Hand. An die Veränderung der Maschine konnte er heute nicht denken, es fiel ihm auf einmal ein, daß er eilig nach Hause müsse, er wollte telegraphiren, die Alexander Vereins-Aktien, die er hatte, verkaufen.

„Nehmen Sie sich in Acht, Tannberg, es weht auf

einmal ein Thauwind, der schmilzt die Werthe zusammen! Schlagen Sie los, was Sie können, aber sachte, eins nach dem andern! Baar Geld jetzt! Baar Geld lacht!" flüsterte er im Abgehen.

„Ich will verkaufen," sagte Tannberg anderen Tages zu Blankenheim, „es weht ein Thauwind, der mir bedrohlich scheint, verkaufen Sie also."

Herr Blankenheim zuckte die Achseln.

„Nur nicht ängstlich, Herr Tannberg! Das überlassen Sie den Anderen, wenn Alle verkaufen, machen wir anscheinend mit, sehen uns aber die Papierchen 'mal genau auf den Thauwind an und kaufen in aller Stille wieder, damit kann man einen Schlag machen, der Oel gibt, das sag' ich Ihnen, ich, der Blankenheim!"

Zu dieser selbigen Minute saß Frau Susanne in ihrer Stube am Nähtisch und verpustete sich ein wenig nach einem gründlichen Aerger über ihre Köchin! Das freche Geschöpf verschwendete, daß es eine Schande war; das hausmütterliche Gefühl der im Grunde so braven Frau empörte sich gegen diese „Sündhaftigkeit" und das Vergeuden der lieben Gottesgabe; es hatte einen lebhaften Streit gegeben, die Köchin hatte die Arme in die Seite gestemmt und zuletzt mit rohem Lachen geschrien: „Na, ich hätte die Herrschaft aber auch nicht sein mögen, wo Madame Köchin gewesen ist! Aber so geht's, wenn man zu vornehm wird, meint man aufprotzen zu dürfen! Danke schön, gehe lieber heute wie morgen."

„Nun, dann packen Sie Ihren Koffer!" hatte Frau Susanne nur sagen können, und nun saß sie allein und

bebte und weinte vor Aerger, sich „so was“ vorhalten lassen zu müssen.

Da schoß Willy herein, jetzt ein Gymnasialschüler, und rief: „Der Ewald, Mutter! Der Ewald ist da!“ Und leise setzte er hinzu: „Piquefein, Mutter! Schwarzer Rock und Handschuhe!“

Ehe Frau Susanne sich besinnen konnte, hatte Fritz ihr schon den jubelnd von den Knaben begrüßten Ewald zugeführt.

Wie sie ihn überrascht ansah! War es möglich, daß zwei Jahre einen solchen Herrn aus dem schlichten jungen Menschen machen konnten?

Und er stand vor ihr, nicht minder erfreut, ja, mit einer gewissen Befangenheit sich überall umsehend.

Sie gab ihm die Hand, und ohne daß sie sich Rechenschaft davon ablegte, hatte das einstige Wohlwollen beim Anblick des ehemaligen Hausgenossen sie sagen lassen: „Ei sieh, Ewald, das ist hübsch von Ihnen, daß Sie uns nicht vergessen haben!“

Das helle Freudenlächeln Ewald's über so gütigen Empfang rührte sie und schmeichelte ihr.

Sie ließ ihm neben ihrem Fensterplatz einen Stuhl geben und sprach mit ihm, während die Jungen dicht neben ihm standen und ihn anstaunten.

„Ich kann gar nicht sagen, Frau Tannberg, wie ich mich wundere über die großartigen Veränderungen.“

Sie verzog den Mund ein wenig; hätte er nicht gnädige Frau sagen können? Zu der Kommerzienräthin sagten es doch die Herren, und sie ärgerte sich jedesmal, wenn sie dann Frau Tannberg genannt wurde.

„Ja, wir haben es gut gehabt! Das konnte ja auch nicht anders kommen bei einem so klugen Mann, wie meiner ist!“ sagte sie würdevoll.

„Nein, wie schön das Alles ist! So habe ich es mir freilich nicht denken können,“ bewunderte er listig, er hoffte sich damit angenehm zu machen.

Das gelang ihm auch. Sie brannte auf Bewunderung, und so stand sie nach einem Weilchen auf, ihm das Haus zu zeigen.

Ewald war nicht umsonst in der Münchener Kunstschule gewesen. Er hatte nicht umsonst beim Grafen L. dort die feinere Dekorationsarbeit gemacht, zu welcher sein Lehrer ihn als einen seiner talentvollsten Schüler vorgeschlagen.

Das Leben in jener Kunststadt hatte den feinen Sinn für das Schöne in ihm gebildet; die Geschmacklosigkeiten, auf welche sein Auge fiel, verletzten ihn, aber er lobte freudig, was er loben konnte.

Und dabei fragte sie auch so obenhin nach seinem Leben während dieser letzten Zeit. Er fühlte, sie wollte ihn wieder empfinden lassen, daß sie sich zu ihm herabließ.

Er erzählte, wie er gelernt und wie sein Professor ihn so freundlich förderе und ihm eine große interessante Arbeit verschafft habe. Sie verstand wenig, was er sagte, prahlte aber mit allerlei vornehmen Bekannten, und hoffte ihm klar zu machen, daß der Abstand zwischen dem Dekorationsmaler und den reichen Tannbergs ein sehr großer sei.

Ewald merkte ihre Absicht gar wohl, und dieselbe ver-

stimmte ihn auch. Aber der Trotz und die Kampfeslust regten sich zugleich.

„Werde ich Fräulein Marie heute nicht sehen? Ist sie nicht zu Hause?“ fragte er endlich ohne Umschweife geradezu.

Frau Tannberg's Gesicht wurde um einige Linien länger, ihr Ton merklich kühler.

„Mary ist im Nähverein beschäftigt. Sie geht dahin mit den beiden Fräulein v. Dringer, mit Fräulein Cardels, der Tochter des Obersten, und mit ihrer liebsten Freundin, der Frau v. Rochlitz,“ sagte sie und dachte: „Gott behüte uns nur, daß Mary nicht gerade nach Hause kommt.“

Aber sie hatte den Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, da ging die Thüre auf und Marie trat, blühend und lieblich wie nur je, ein. Das junge Mädchen war ganz ahnungslos und rief, ehe es den Gast sah, heiter: „Essen wir bald? Ich bin halb todt vor Hunger!“

Dann erblickte sie den eleganten Herrn. Ueberraschung, höchstes Staunen, helle, warme Freude malten sich auf ihrem Gesicht, aber es war zuviel der letzteren, sie vergaß die strenge Mutter, und nun standen die jungen Leute da: „Ewald!“ — „Marie!“ und wenn nicht Frau Susanne, energisch dazwischen tretend, mahnend gerufen hätte: „Mary! aber Mary!“ so hätte sich vielleicht jenem seligen ersten Kuß hier in ihrer Gegenwart der zweite hinzu gesellt. Aber der strenge Ruf der Mutter verfehlte seine Wirkung nicht.

Hand in Hand standen sie vor einander, durch einen einzigen Blick sich sagend, daß sie sich liebten in unwandel-

barer Treue, und daß das Glück dieser Minute überschwenglich groß sei.

„Mary, der Vater kommt, geh' ihm entgegen!" sagte streng die Mutter, nach einem Sekunden langen allgemeinen Schweigen.

Sie sah zürnend auf den Verwegenen, welcher so ganz vergaß, wo sein Platz war. Und „Mary" sollte es schon kriegen! Sich so wegzuwerfen an den Farbenkleckser!

Da trat Tannberg herein, eh' ihn irgend Jemand verständigen konnte.

„Ewald! Da sieh Einer! Willkommen! Na, das freut mich doch! Und nun bleiben Sie und essen Sie einen Löffel Suppe mit uns. Was gibt's denn, Mutter? Hast Du auch 'was Ordentliches!"

Ach! Das war nun rein zum Todtärgern! That der Mann nicht gar, als wäre dieser Ewald ihr liebster Sohn? Aber so sind diese Männer! Nein, so unklug zu sein!

Ewald machte Einreden, aber Tannberg ließ sie nicht gelten.

„Natürlich, nun hält er ihn auch noch mit Gewalt!" dachte Frau Tannberg. „Und wie die Mary strahlt! Ja, warte nur, ich werde Euch schon zeigen, daß ich weiß, was uns ziemt, wenn Ihr Alle es auch vergeßt!"

Die unbefangene Freude des Hausherrn erhielt durch Frau Susanne's Gesichtsausdruck allerdings einen kleinen Dämpfer, aber Tannberg war jetzt zu weit gegangen, um mit Anstand zurück zu können, und so führte er Ewald selbst in das Eßzimmer, wo gleich darauf das Mittagsmahl aufgetragen wurde.

Die Mißlaunigkeit der Köchin rächte sich. Die Suppe war wässerig, der Braten trocken wie Holz, der Salat zu sauer und das Apfelcompot angebrannt!

Ja, so geht es immer! Alles schlecht, wenn man nun gerade gern gezeigt hätte, wie elegant man zu leben verstand! Frau Susanne's üble Laune stieg noch. Ihr Aerger über die Köchin mußte Luft haben, sie schilderte bei Tisch die unerquickliche Scene, war aber doch wenigstens so klug, daß sie nichts über ihre eigene Vergangenheit als Köchin sagte. Dabei fiel ihr indeß ein, daß man in Gesellschaften sie darum vielleicht so oft von oben herab behandle. Nun, sie konnte nicht dafür, daß sie keine geborene Kommerzienrathstochter war, aber dafür wollte sie denn doch sorgen, daß ihre Kinder emporstiegen auf der Standesleiter.

Und diese Gedanken machten sie heute den ganzen Mittag verdrießlich bis zur Unartigkeit, Mann und Kinder suchten sie zu besänftigen, aber es brauchte nur einen Blick in Mariens von rosigster Gluth verklärtes, strahlendes Antlitz, so war alle Mühe, sich zu einer liebenswürdigeren Stimmung aufzuraffen, vergebens.

Ein sehr erquicklicher Besuch war Ewald also für Tannberg auch nicht. Er schämte sich, es ärgerte ihn, daß der junge Mann seine Frau in einer Mißstimmung sah, welche im kleinen Hause an der Hinterstraße ganz unerhört gewesen war.

Ewald suchte unterdeß auf alle Weise sich als Gast liebenswürdig zu machen. Er behauptete, der Salat sei vortrefflich, rohes Fleisch zu essen zieme Kannibalen, und

Suppen, in welchen der Löffel steif stehen bleibe, seien ihm abscheulich. Dann erzählte er von München und seinen dortigen Erlebnissen und Gelegenheiten zu lernen, ein Gegenstand, welcher Tannberg mehr interessirte, als seine Frau passend fand, und schilderte mit solcher Wärme die reichen Kunstschätze Münchens und die schöne Natur des bayrischen Gebirges, daß zuletzt doch Alle mit gleicher Theilnahme ihn anhörten und, ohne es sich später einzugestehen, übereinstimmten in dem Staunen über die Art, wie Ewald sich gebildet und wie sehr er doch dabei derselbe liebe, treuherzige Mensch geblieben war, den sie in ihm gekannt.

Nicht eine Minute ließ Frau Susanne trotz ihrer nach und nach günstigeren Stimmung die beiden jungen Leute aus den Augen. Ewald litt Folterqualen. Die Geliebte sehen, ihr so nahe sein zu dürfen, zu fühlen, daß sie ihm noch von Herzen gut war, und keine Silbe sagen zu können von seiner heißen Liebe und der Sehnsucht, sie die Seine zu nennen, das war geradezu fürchterlich.

Er sprach mit Absicht von seinen Zukunftsplänen — er durfte mit Stolz davon reden, denn er hatte sich durch Fleiß und Talent so weit gebracht, daß man ihm die Dekorationsmalerei der St. Vitikirche in A. übertragen, eine Arbeit, die, wenn auch bescheidener in ihren Ansprüchen, als die des Künstlers, welcher die Fresken malte, gleichwohl ihr Verdienst haben und guten Verdienst abwerfen würde.

Frau Susannens Lippen kräuselten sich in geringschätzendem Lächeln und ein heißes, zorniges Erröthen

stieg in Ewald's Stirn, welcher nur zu gut die Bedeutung dieses Lächelns errieth.

Dann aber fielen seine Blicke auf der Tochter feuchte Augen und zitternde Lippen. „Arme liebe Marie, man will uns unsere Liebe nicht gönnen, aber Du wirst mir vertrauen und wir werden glücklich werden!" sagten seine Augen ihr so deutlich, daß sie hoch aufathmend sich beruhigte und mit einem Male einen Strom reinen Glückes durch ihre Seele fluthen fühlte. Ja, Vertrauen, das war's! Und sie konnte Ewald so von Herzen vertrauen.

Wäre Frau Susanne nur entfernt so klug gewesen, wie sie zu sein meinte, so würde sie sich wohl gehütet haben, Ewald zu tadeln, als dieser sich dann empfohlen und mit warmen Worten für die freundliche Aufnahme gedankt hatte.

Zum ersten Male, so lange die Tochter lebte, gerieth sie mit der Mutter in einen Wortwechsel, der in ernsten Streit ausartete, und Marie zeigte sich dabei von einer solchen Unbeugsamkeit und Herbheit, daß Frau Susanne keine andere Waffe, als die der Thränen blieb, die empörte Tochter zur Unterwerfung zu bringen.

Der Vater erfuhr von dieser Scene nichts. Frau Susanne wollte sich wohl hüten, ihm zu gestehen, daß sie Ewald einen Farbenklecker, Hungerleider und Prahlhans genannt und sich so weit übereilt hatte, daß sie der Tochter gegenüber seine Sitten- und Ehrenhaftigkeit zu verdächtigen gesucht.

Aber als Marie am anderen Tage in die Klavierstunde gehen wollte, da fand es sich, daß trotz des äußeren

Friedens der gestrige Sturm noch in ihnen nachwirkte, denn die Mutter verbot der Tochter scharf, auszugehen, und beleidigte dieselbe durch Reden von „Begegnungen suchen“ u. s. w. so sehr, daß Marie in voller Empörung erklärte, sie werde freilich heute nicht ausgehen, aber eben so wenig, wie auf die Straße, werde sie mit der Mutter das Abendkonzert besuchen, für welches der Lieutenant Malthus schon Billets im Auftrage der Mutter bestellt hatte.

„Du wirst mir verbieten können, glücklich zu werden, aber Du wirst mich niemals zwingen, etwas gegen meine Neigung und mein Rechtsgefühl zu thun,“ hatte Marie mit flammenden Augen gesagt, denn der Offizier interessirte sich ohne Zweifel lebhaft für sie, und Frau Tannberg hatte demselben diese Gelegenheit geben wollen, Marie näher zu treten.

Und Marie blieb bei ihrer Weigerung; das Konzert mußte abgesagt werden; zwischen Mutter und Tochter stand wie ein drohendes Gespenst die Aussicht auf ein ernstliches Zerwürfniß.

Der arme Ewald suchte unterdeß in fieberhafter Unruhe den ganzen Tag die Straßen ab, welche Marie möglicher Weise kommen konnte; aber müde und enttäuscht und beinahe verzweifelnd mußte er zwei schlaflose Nächte damit hinbringen, sich zu fragen, warum sie wohl so unsichtbar bleibe, da sie doch wissen konnte, daß er auf diese Begegnung mit Schmerzen hoffte.

Endlich am dritten Tage ging sie aus; er saß in der Nähe ihres Hauses in einer Restauration und bewachte den Zugang zur Fabrik.

Da kam sie endlich! Aber wie trübe und gedrückt sie aussah! Er ließ sie ganz heran kommen, dann trat er aus der Thüre und ging ihr entgegen.

Wie heller Sonnenschein flog es über ihr Gesicht.

„Marie, liebe, theure Marie, wie lange läßt Du mich warten!“ sagte er zitternd vor Freude, Glück und Schmerz.

„Ewald, lieber Ewald!“ hauchte sie und plötzlich stürzten Thränen aus ihren Augen.

„Meine Marie! Mein Lieb! Sie haben Dich gequält! Und um meinetwillen?“ rief er erschrocken. Dann zog er ohne Weiteres ihren Arm unter den seinigen, und als sie unruhig bat, sie loszulassen, alle Leute würden es ja sehen, wenn sie so Arm in Arm gingen, antwortete er fest: „Hast Du mich lieb, Marie? Sage es mir!“

„O Ewald, wie kannst Du fragen, mehr wie Alles auf der Welt!“

„Du Engelskind! Du hast mich also lieb? Marie — wohl so sehr, daß Du mich heirathen würdest?“

„Natürlich, Ewald. Wie Du fragst!“

„Herr Gott, und das muß man hier auf der Straße anhören und kann sich nicht einmal durch einen einzigen kleinen Kuß bedanken!“ stöhnte er. Dann fragte er weiter: „Marie, wenn Du mich heirathest, mußt Du aber mit mir gehen!“

„Ach, Ewald, das ist's ja gerade, sie werden es nicht leiden, daß wir uns lieb haben.“

„Das kann uns kein Mensch verwehren! Aber hast Du wohl schon darüber nachgedacht, daß Du dann mit mir nach München ziehen mußt, süßes Lieb? Kannst Du

das? Ihr seid reich, ich bin arm und Du mußt mein Loos theilen."

„Das will ich ja auch gern, Ewald, aber die Eltern leiden es nicht; daß ich Heimlichkeiten vor ihnen habe, ist mir so drückend — es ist nicht recht und nicht schön!" klagte sie.

„Da hast Du ganz Recht, und Heimlichkeiten wollen wir nicht. Offen und ehrlich will ich um Dich anhalten, und wenn wir Beide fest entschlossen sind, so sagen sie auch wohl ‚Ja', denn sie haben ihre Kinder ja herzlich lieb, und Dich besonders. Mein Brod habe ich und vom Herrn Professor ein gutes Zeugniß; brav habe ich mich auch gehalten und für den Anfang ein Sümmchen erspart."

Sie waren in einen Heckenweg eingebogen, der ihm eine günstige Gelegenheit bot, den vorhin nicht bezahlten Dank an Marie abzutragen.

Da hielt er sie umschlungen und sie küßten sich wie rechte Liebesleute. Dann sagte Marie aber ernst und trat vor ihm zurück: „So, Ewald, nun sind wir ordentliche Brautleute, aber nun muß es auch genug sein, denn wenn nicht erst die Eltern es wissen, hab' ich das Gefühl, als sei unsere Verlobung nicht recht in Ehren. Nun komm' mit, wir sagen es ihnen gleich, und ob sie nein oder ja sagen, wir bleiben uns treu!"

So gingen sie Arm in Arm wieder der Fabrik zu und fühlten sich voll ruhigen Muthes.

Vor dem Fenster ihrer Stube stand Frau Susanne und schaute unruhig nach ihrer „Mary" aus, denn eine

Ahnung trug ihr zu, daß Unglück heranziehe. Da kamen die Beiden still und gefaßt auf den Fabrikhof.

Frau Susanne schrie in leidenschaftlicher Wuth auf, stürzte auf ihren erschrockenen Mann zu, riß ihn an das Fenster und keuchte: „Siehst Du, siehst Du, da kommt der Habenichts, der kommune Mensch, der Handwerksbursche, da kommt er und unsere Mamsell Tochter hat er am Arm! Die hat der Schuft an sich gelockt! Um's Geld will er sie, um weiter nichts. Und sie ist ein schlechtes, falsches Geschöpf!"

Dem Manne schwindelte. Das hatte er sich denn doch nicht gedacht! Sein Kind, seine schöne, liebe Tochter! Und der Ewald hatte nichts, war nur ein Maler, ein simpler Arbeiter, und Mieze konnte, wenn sie nur wollte, den Lieutenant oder einen Studirten haben!

Er hatte ja gewußt oder geahnt, daß Ewald die Marie gern hatte, aber wie immer hatte er sich die unangenehmen Gedanken daran aus dem Sinne geschlagen.

Da traten die Beiden ein, Hand in Hand.

Mit rothen, zornigen Mienen standen die Eltern ihnen gegenüber, flammende Blicke drohten sie zu vernichten. Die armen Kinder wurden todtenblaß.

„Herr Tannberg," begann Ewald, „und werthe Frau! Sie sehen es wohl, die Marie und ich — wir sind uns gut —"

„Ja, das sehen wir wohl, aber da müssen wir doch auch ein Wort dazu sagen!" schrie Frau Susanne.

„Und ich meine, Ewald, daß es hinterlistig, falsch und tückisch ist, daß Sie unser Kind umgarnen und wollen es losreißen von uns," redete Tannberg.

„Und in's Elend bringen und unter ihren Stand! Und das ist eine Blamage für uns, denn wir haben unser Kind nicht großgezogen, daß der erste, beste —“

„Nein, Ewald, ich versage meine Einwilligung,“ unterbrach Tannberg seine Frau, er war schon ruhiger und fühlte Mitleid; sie brauchte den armen Jungen nicht noch zu beleidigen.

„Herr Tannberg, Sie sind aufgeregt, ich glaube, Sie besinnen sich noch, machen Sie uns doch nicht unglücklich!“ bat Ewald, weiß bis auf die Lippen und wie ein Mann seine Wuth über diese unverdiente Behandlung beherrschend.

„Besinnen? Da ist nichts zu besinnen! Das ungerathene Mädchen dankt es uns noch auf den Knieen, wenn wir heute nein sagen, und das thun wir ein- für allemal!“ eiferte Frau Susanne. Sie sah in ihrem Zorn nichts weniger als vornehm aus, und doch hatte sie nie sich so hoch über dem „Malerburschen“ gefühlt, wie heute.

„Vater! Mutter! Ich habe ihn lieb mit meiner ganzen Seele, und ich lasse nie von ihm! Seid doch nicht so hart, er ist ja brav und geschickt und wir können nicht mehr von einander lassen!“ flehte Marie.

„Ach, Larifari! Liebe! Liebe! Allein von Liebe wird man nicht satt, und wenn Ewald denkt, Du seiest ein reiches Mädchen —“

„Frau Tannberg!“ rief Ewald. „Ich habe Marie lieb gehabt, als sie noch zu Madame Treßler ging und als Sie Alle nichts hatten, nicht mehr wie ich!“

„Junger Mensch, wie können Sie wagen, gegen meine

Frau so aufzutreten?" wurde Tannberg nun seinerseits wüthend.

Frau Susanne keifte, der Vater schalt, Ewald suchte in leidenschaftlicher Bitterkeit sich gegen die Verdächtigung, als habe er auf Mariens Vermögen spekulirt, zu verwahren. Marie weinte bitterlich.

„Ich habe an Mariens Mitgift nie gedacht, weiß nicht, ob sie eine solche hat und habe noch gestern in einer Bierstube öffentlich sagen hören, Sie, Herr Tannberg, seien gar nicht so reich, wie die Welt glaube!" rief Ewald.

„So? Nun wollen Sie meinem Mann noch wohl nachsagen, daß er ein Schwindler ist?" schrie die Frau.

„Mutter, Mutter! Wer sagt denn das? Ewald sagt ja nur, daß er mich ebenso lieb hätte, wenn ich arm wäre!"

„Haha! Das wollten wir denn doch erst 'mal sehen! Vater, mache ein Ende und sage dem Herrn, daß unsere Mary nicht für ihn ist! Nie und niemals! Hören Sie wohl! So lange ich lebe, gebe ich Ihnen meinen Segen nicht, und wenn Marie Sie ohne den will, so mag sie es thun!"

Frau Tannberg war ganz besinnungslos vor Wuth, das sah Ewald so gut, wie es ihr Mann und ihre Tochter sahen.

„Und Sie, Herr Tannberg? Wollen Sie auch nichts von mir wissen?" fragte der junge Mensch und Thränen schossen ihm in die Augen.

„Thut mir leid, Herr, unsere Verhältnisse sind zu verschieden. Ich wünsche Ihnen sonst alles Glück!" zwang Tannberg sich hart zu sagen.

Ewald begriff diese Härte gar nicht. „Sie ist doch aber Ihr Kind!“ stammelte er.

Da war Mieze aus ihrem trostlosen Weinen emporgefahren und trat in flammender Erregung vor die Eltern.

„Wir sollen uns nicht haben!“ sagte sie bebend und gab dem Geliebten mit zärtlichem Blicke ihre Hand. „Das könnt Ihr verbieten. Aber daß wir uns lieb haben, so lieb, wie nur je zwei Herzen sich haben können, und daß wir einander treu bleiben, das könnt Ihr nicht verbieten und das lasse ich mir auch nicht verbieten! Zieh' hin, Ewald! Ich bleibe Deine Marie und Du bleibst ewig mein Geliebter. Die Eltern besinnen sich wohl; dann will ich Dir schreiben; und über's Jahr komme wieder und frage noch einmal. Dann sollst Du von mir bessere Antwort haben, jetzt darf ich noch nicht mit Dir, denn wir wollen erst mit Güte und Geduld sehen, ob die Eltern nicht nachgeben.“ Und dann umschlang sie den todblassen Ewald, dem die hellen Thränen über die Wangen liefen, küßte ihn zärtlich und sagte immer wieder: „Wir bleiben uns treu, Ewald! Wir lieben uns allezeit!“

Finster stand der Vater daneben, sein Herz krampfte sich zusammen vor Weh, als er sein liebes Kind so grausam leiden sah, aber Susanne war so entschlossen! Sie hatte sich gegen das Fenster gewendet und hatte kein Wort des Abschiedes, keinen Blick für Ewald.

„Leb' wohl! Leb' wohl, Marie!“

Die Thüre schlug zu, das arme Mädchen schrie laut auf und warf sich in leidenschaftlichem Kummer auf den Teppich.

Die eine Stunde später abgehende Köchin fand sofort einen Dienst bei der Frau Geheimräthin Liebenfeld und erzählte dort, es sei großer Lärm gewesen bei Tannbergs, Fräulein Marie, die übrigens ein liebes, herzensgutes Mädchen sei, habe sich verplempert mit einem Stubenmaler. Na, Art läßt nicht von Art! Aber das wollten die Eltern von Fräulein Marie nicht wissen, die strebten hoch hinaus und hätten den Maler zum Hause hinausgeworfen. Frau Tannberg wolle durchaus einen Lieutenant zum Schwiegersohn haben, am liebsten von der Garde, und weil ihr dies nun fehlschlage, denn Marie wolle von ihrem Maler nicht lassen, da habe sie ihren Aerger in der Küche ausgetobt, und das könne denn doch selbst einem Engel zu viel werden.

4.

Ein Jahr und ein halbes waren wieder dahin gegangen, ein schweres, unruhvolles, kummer- und thränenreiches Jahr, in welchem die Menschheit aufwachte aus dem thörichten Traum, daß eine neue Aera für die Welt gekommen sei.

Das fröhliche, thatenlustige Lachen war aus den Mienen der Leute verschwunden und hatte einem ernsten, fragenden Ausdruck Platz gemacht, bange Sorge blickte aus den Augen der Anderen, finsteres Mißtrauen, tiefer Kummer und bei fast Allen die gleiche Unsicherheit, welche der fühlt, dem der Boden unter den Füßen wankt.

Welches Jahr! Erst hatten allerlei Anzeichen drohenden Sturm geweissagt, aber die Einen wollten nicht daran glauben, die Anderen mochten nicht, nur Wenige refften

die Segel und bargen mit weiser Vorsicht ihr Schiff. Und dann brach das Unglück los, erst hier und dort und wieder dort, vereinzelte Fälle, dann plötzlich folgten die sichersten, vornehmsten Firmen, mitgerissen von den ersten, und dann war es, als stürze Alles zusammen in totaler, rettungsloser Verwirrung. Ein furchtbares Entsetzen ergriff die Menschen, und was die Aengstlichsten befürchtet, wurde noch von der Wirklichkeit übertroffen. Aber was das Schlimmste war, noch immer wollte die Krisis nicht vorüber gehen; die Anstrengungen der Einzelnen, sich zu retten, waren unerhört; sie verzögerten die Katastrophe, ohne sie verhindern zu können, und da kam der Schluß des Jahres heran, des Unglücksjahres, welches so hart auf den Gemüthern der Menschen gelegen, daß Niemand so recht den Muth behalten hatte, zu hoffen.

Es war am Morgen des Sylvestertages. In seinem Comptoir in der Fabrik saß Tannberg. Dies letzte Jahr hatte sein Haar grau und dünn gemacht, seinem Antlitz tiefe Furchen und den Ausdruck äußerster Nervosität aufgeprägt und seinen sonst so sinnenden Blick unruhig und flackernd werden lassen.

„Wie er sich verändert hat!" dachte der Kommerzienrath, der ihm gegenüber saß und auch seinerseits die Spuren der Sorge und Aufregung in dem sonst so wohlgenährten, jetzt welk gewordenen Gesicht trug. „Wie er sich verändert hat!"

Sie hatten mit einander gearbeitet, die Bilanz gezogen, man konnte immerhin zufrieden sein; in einer solchen Zeit, wie diese, war es ein Stolz, wenn ein Unter-

nehmen, wie die Fabrik, sich bewährte. Profit gab es nicht eben groß zu verzeichnen, das war sicher, aber Tannberg's neueste Verbesserungen hatten gute Frucht getragen. Und — nun, der Kommerzienrath Platter war ein Mann, der auch einmal einen Ausfall tragen konnte.

Nachdem die Geschäfte erledigt, ging der Kommerzienrath nicht, sondern blieb vor dem Tische sitzen und sah mit forschendem, ernstem Blick in Tannberg's Gesicht.

Dann sagte er mit ermuthigendem Tone und nicht ohne eine gewisse achtungsvolle Theilnahme: „Ich habe immer gedacht, Sie würden mir etwas zu sagen haben, Tannberg, sollte ich mich darin irren? Ich meine doch, Sie müßten leichter zu mir sprechen können, als —“

Ein tiefer Seufzer des Angeredeten, einem unterdrückten Aufschrei gleich, antwortete ihm.

„Seien Sie offen gegen mich, Tannberg; ich weiß, was leider alle Welt weiß; es steht sehr schlimm mit Ihnen, Sie haben an der Börse schlechte Geschäfte gemacht.“

Tannberg nickte. Dichter Schweiß trat auf seine früher so klare Stirne, er blickte nicht auf, preßte die Hände fest in einander und senkte den Kopf, als sei es ihm unerträglich, seinen Compagnon anzusehen.

„Sie brauchen heute Geld, Tannberg, viel Geld! Haben Sie daran gedacht, wie Sie es bekommen wollen?“

„Ich kann nichts denken, mir ist, wie wenn ich wahnsinnig werden sollte!“ stöhnte der Unglückliche.

„Vor Allem, Tannberg, halten Sie den Kopf oben. Daß Sie kein Geschäftsmann sind, weiß ich, aber ein

Mann müssen Sie sein, und nun raffen Sie sich zusammen und lassen Sie sehen, ob Ihnen zu helfen ist. Wie viel Geld brauchen Sie? Ich begreife nicht, Mensch, daß Sie thatlos die Hände in den Schoß legen! Jede Stunde bringt Sie dem Ruin näher!"

„Was soll ich thun? Blankenheim hat meine guten Papiere verkauft und mir seine schlechten dafür aufgeschwatzt."

„Das weiß ich. Sie haben dem elenden Kerl ein unbegrenztes Vertrauen geschenkt, er hat es mißbraucht."

„Aber er hatte einen ganz guten Ruf! Nun macht er Hunderte unglücklich, wie mich."

„Ja, es ist furchtbar! Aber nun sprechen Sie, Tannberg, lassen Sie uns die Sache praktisch anfassen. Sind Sie Willens, mir jetzt Ihr Patent zu verkaufen? Ich möchte die Fabrik allein übernehmen, mein Sohn kommt zurück."

„Herr Kommerzienrath!" Es war ein Schreckensschrei. Tannberg war aufgesprungen und stierte ganz außer sich den Compagnon an.

„Ja, haben Sie sich denn nicht klar gemacht, Mann, daß dieser Weg der einzige ist, der Ihnen offen bleibt?"

„Das Patent? Ich soll mich selber brodlos machen?" keuchte Tannberg.

„Oder bankerott! Und zwar — Tannberg, Sie haben an der Börse gespielt, ohne jeden soliden Rückhalt — Sie wissen, wie man das nennt."

„Ohne jeden Rückhalt? Wie können Sie das sagen? Ich hatte im ersten Jahre nahezu fünftausend Thaler Rein-

gewinn auf meinen Antheil, Blankenheim lieh mir zehntausend dazu und darauf hatte ich an den Neuhütte-Aktien so viel gewonnen, daß ich Blankenheim das Geld wieder zahlte, so gehörte es mir doch!"

Der Kommerzienrath sah seinen Compagnon förmlich mitleidig an. Welch' naive Unkenntniß der Verhältnisse!

„Und jetzt haben Sie an die vierzigtausend Thaler Passiva. Mensch, Sie begreifen nicht einmal, wie Sie stehen!"

„Nein, ich begreife es nicht; weiß nicht, wie ich in dies Elend komme. Blankenheim hat allein die Schuld!"

„Wer leichtsinnig sein Vertrauen weggibt, hat auch Schuld."

„Sie sagen ja, daß ich gerettet werden könnte!" ächzte der gebrochene Mann.

„Nein, das sage ich nicht, sondern ich fordere Sie auf, mit mir zu berathen, wie Sie sich vor dem Schlimmsten retten können."

„Ja, Sie meinen das Patent! Wenn ich es verkaufe, bin ich brodlos — ich und die Meinen!"

„Das fragt sich noch. Uebrigens biete ich Ihnen fünfzigtausend Thaler. Und Sie sind tüchtig, ein fleißiger Mensch, Sie finden immer wieder Ihren Platz. Hier können Sie natürlich nicht bleiben."

„Nein, nein! Ich verkaufe nicht!"

„Nun, das ist Ihre Sache. Morgen werden die Kinder auf der Straße wissen, daß Sie auch Einer von diesen Börsenspielern sind."

„Leihen Sie mir die Summe, Herr Kommerzienrath,

ich danke es Ihnen ewig und zahle das Geld zurück, Sie haben ja Sicherheit."

„Aber kein Geld zum Ausleihen! Donnerwetter, Tannberg, ich verstehe gar nicht, wie Sie so unwissend in Geschäftssachen sein können!"

„Ich kann es vielleicht anderwärts leihen."

„Aber, Mensch, wer hat denn jetzt Geld?"

„Sie wollen das Patent haben, darum ließen Sie mich in mein Unglück rennen!"

Der Kommerzienrath war aufgesprungen, ganz roth vor Zorn sah er seinen Compagnon an. „Herr, wie können Sie wagen, mich so zu beschimpfen?"

Tannberg fühlte sein Unrecht sofort. „Herr Kommerzienrath, ich meinte das nicht so! Bedenken Sie doch! Ich bin ja meiner nicht mächtig."

„Gut, ich will es Ihnen nachsehen, was Sie mir angethan haben. Aber Sie werden begreifen, daß zwischen uns jede Verhandlung abgebrochen ist. Sie haben mir das Vertrauen aufgekündigt! Das hat noch Niemand gethan!"

Der erzürnte Fabrikherr nahm seinen Hut und ging. An der Thüre holte Tannberg ihn ein.

„Ich bitte um Vergebung, Herr Kommerzienrath, ich that Unrecht. Sie müssen bedenken, daß ich ein verlorener Mann bin, der nicht weiß, wem er noch vertrauen soll."

„Dann sind Sie wirklich verloren, Tannberg, denn der, dem Sie noch vertrauen sollten, sind Sie selber, Mann! Alle Hagel — lassen Sie sich die Wahrheit einmal ehrlich sagen! Sie sind kein Geschäftsmann, auch

sonst nicht besonders intelligent. Ihre Spezialität ist die einseitige praktische Kenntniß der Farbstoffe und ihrer Zusammensetzung. Das Glück hat Ihre Untersuchungen begünstigt, Sie haben Ihre Erfindung gemacht, wie etwa ein Goldsucher einen Klumpen Gold findet. Arm, wie Sie waren, haben Sie nicht gewußt hauszuhalten, denn ich weiß, Sie haben weit über Ihre Mittel verbraucht. Was Sie hatten, war ja meist geliehenes Geld oder eingebildeter Reichthum! Bei alledem hätten Sie anständig und sorgenlos leben können, wenn Sie sich vernünftig eingerichtet hätten. Das haben Sie nicht gethan. Sie sind nicht an den Besitz von Geld gewöhnt gewesen. Die Schuld werden Sie einsehen, Buße müssen Sie leisten. Und nun gehen Sie, Tannberg. Ich trage Ihnen nichts nach."

„Und das Patent? Wenn ich es Ihnen verkaufe —?"

Der Kommerzienrath schüttelte den Kopf. „Darüber sprechen wir heute nicht mehr."

Tannberg warf einen Blick auf die Uhr. „Es geht bereits auf Elf! Dann beginnt die Börse! Ich brauche Geld!" sagte er fieberhaft.

„Von mir bekommen Sie es nicht, Tannberg; heute kaufe ich Ihnen das Patent nicht ab; Sie sollen nie denken können, daß ich es Ihnen abgeschwindelt habe."

„Ich bat um Vergebung, mehr kann ich nicht thun, Herr Kommerzienrath," flüsterte der Unglückliche demüthig.

„Ich denke nicht daran, Ihnen einen Vorhalt machen zu wollen. Aber ich sehe, Sie sind nicht in der Gemüthsverfassung für Geschäfte."

„Wer eine Stunde vor der Bankerotterklärung steht,

soll das wohl nicht sein! Wenn Sie wollen, daß — daß —“

Der Kommerzienrath trat vor der wilden Verzweiflung, die aus Tannberg's Augen sprach, zurück. „Ich habe Sie schon einmal gemahnt, seien Sie ein Mann, Tannberg. Es falliren in dieser Zeit so Viele, darum braucht man noch nicht an's Sterben zu denken.“

„Ich überlebe es nicht, ich bin nicht der Mann, ich verstehe nichts, bin ein elender, verlorener Patron! Ach, wäre ich doch in der Hinterstraße geblieben, arm, aber ehrlich!“

„Na, Tannberg, was das betrifft, zurück zu ihren Farbentöpfen ist es noch immer Zeit.“

„Ja, ja! Aber die Schande! Also gut, ich biete Ihnen das Patent an! Geben Sie mir das Geld, es ist ein guter Preis. Sie bieten reell, ich will's thun! Es ist doch besser, als Tod und Schande.“

Die Uhr tickte immer laut und gleichgiltig in das Gespräch hinein, das hier so aufgeregt geführt wurde.

Der Zeiger rückte weiter und weiter.

Der Kommerzienrath schwankte. Man sah ihm an, er wollte gern zugreifen, der Alleinbesitz der Fabrik, das Patent waren ja sein heißester Wunsch, aber er scheute davor zurück, Tannberg's Aufgeregtheit zu benutzen. Seinem guten Namen sollte der Makel nicht angeheftet werden, er habe Tannberg übervortheilt.

Doch es war ja kein Uebervortheilen; er bot einen guten Preis; er hätte, ohne sich zu schaden, allerdings noch mehr bieten können, aber wozu das? Was man für fünf Groschen haben kann, bezahlt man nicht mit sechs!

Es war dreiviertel auf elf Uhr.

„Nehmen Sie das Patent, hier ist es!“ schrie Tannberg und riß mit zitternden Händen ein sorgfältig zwischen Pappumschlag gelegtes Papier aus seinem Schreibtisch. „Fünfzigtausend Thaler, Herr Kommerzienrath, und es ist das Ihre!“

Er hatte Alles vergessen, was er vorhin dagegen angeführt; in diesem Augenblicke sah er nur den Bankerott vor sich und leichenblaß erschien sein verzerrtes Gesicht, als er in furchtbarer Spannung so in des Kommerzienraths überlegene Mienen blickte.

„Gut, Tannberg, ich nehme es! Vergessen Sie aber nie, daß ich Sie zurückgewiesen habe, weil Sie aufgeregt sind!“

„Sie nehmen es? Ja? Fünfzigtausend Thaler? Ja? Gott sei Dank! Gott sei Dank!“

„Machen wir es schriftlich, Tannberg. Dann gehen wir zusammen zum Notar und dann an die Börse; das Geld sollen Sie dort haben.“

## 5.

An der Börse herrschte eine entsetzliche Unruhe. Bleiche, verstörte Mienen überall. Der Telegraph hatte neue Schreckenskunde gebracht, die Kurse fielen mit grauenhafter Schnelligkeit.

„Der ist auch Einer! Ist auch —“ und ein junger naseweiser Bengel hielt seine flache Hand hoch und blies mit spöttischem Lächeln über die Innenseite derselben weg, als just Tannberg an ihm vorüber ging.

Allgemeine Ueberraschung. „Tannberg zahlt!“ — „Woher hat er das Geld?“ — „Platter gibt's.“ — „Na, dann kauft er Tannberg aus, das ist klar!“ ging ein Flüstern durch die Menge.

Ja, er zahlte. Wie sich das so leicht machte! Blankenheim war verduftet, der hatte seinen Raub in Sicherheit, aber die Gläubiger Tannberg's waren nicht viel besser.

„Wie der Mann nur an alle diese Schwindler kommt?“ dachte der Kommerzienrath, während er die Leute musterte. „Nun natürlich, von den Dummen müssen sie's nehmen.“

Tannberg zahlte. Ein paar Herren schrieben Notizen in ihre Bücher, der Kommerzienrath sprach ein paar Worte, es wurden Papiere ausgetauscht, dünne, unscheinbare Papiere mit guten Unterschriften, und dann war die Sache fertig.

Tannberg ging von der Börse weg als ein ehrlicher Mann.

Dies Gefühl überragte vorerst jedes andere in ihm. Stolz, frei, leicht schritt er dahin.

Aber dann folgten die anderen Gedanken. Mit der Fabrik war es vorbei für ihn; was nun? Aus der Wohnung mußten sie fort; wohin? Und Sannchen —? Herr Gott, Sannchen! Was würde sie sagen? Sie ahnte nichts! Sie verstand ja nichts vom Geschäft! „Noch weniger als ich!“ dachte er zerknirscht.

Er hatte in seiner stets innerlich beschäftigten Weise nie so recht nachgedacht über die häusliche Einrichtung und den Fuß, auf dem sie lebten, das war Sannchen's Sache.

Er hatte eben Alles ihr anheimgestellt, Alles gehen lassen, wie es ging, sich glücklich gefühlt, daß sie und die Kinder es waren, und nun er heute sich besann, wußte er nicht einmal, von welcher Farbe die Möbelüberzüge waren, noch von welchem Stoff. Nur der Summe erinnerte er sich, welche damals die ganze Einrichtung gekostet, die schöne Einrichtung! Was sollten sie damit nun machen? Sie konnten doch nicht neun Zimmer miethen, nur um die Möbel zu stellen!

Und dann: wovon leben? Er hatte noch etwa zehntausend Thaler, das war immer noch viel, aber wenn sie vom Kapital lebten?

Sie hatten diese Jahre her so viel ausgegeben; er wußte nicht genau, wie viel, aber die Equipage, der Kutscher, die Köchin, zwei Mägde hatten viel Ausgaben verursacht. Und nun mußte das Alles natürlich aufhören. Du großer Gott! Wie sollte er Sannchen sagen, daß er —!

Immer schwerer, unruhiger, unklarer wurde ihm zu Muthe. Er lief aus der Stadt und im Park herum, auf den einsamsten Wegen. Der Schnee lag tief, es war schlechtes Gehen. Endlich fühlte er sich geistig und körperlich so todmüde, daß er eine Droschke anrief und nach Hause fuhr.

Die Mittagszeit war längst vorüber. Seine Frau kam ihm mißvergnügt entgegen. „Wo Du aber auch bleibst!"

Dann sah sie ihn an und erschrak.

„Was ist Dir, Mann? Wie siehst Du aus?"

Sie waren in das Wohnzimmer getreten, Marie saß

am Fenster und stickte Namen in Tücher. Sie hatte geweint. Ach, ihr war so weh zu Muthe. Heute war Sylvester! Als im vorigen Sommer das Jahr um war, welches sie sich und Ewald als Wartezeit auferlegt, da hatten Vater und Mutter ihr strenge jede Hoffnung abgeschnitten und sich jeden Versuch Ewald's, ihre Einwilligung zu erhalten, mit scharfen Worten verbeten.

Damals schrieb sie an Ewald und bat ihn unter vielen Thränen, noch einmal geduldig zu sein; der Vater habe so viel Sorgen und Verdruß, sie könne ihm nicht noch Kummer dazu machen. Ewald hatte ihr damals sehr aufgeregt geantwortet. Er klagte sie an, daß sie ihm zu Schweres aufbürde, ihm alle Freudigkeit zur Arbeit nehme. Da hatte sie gebeten: „Noch ein halbes Jahr!"

Und das war nun um und Ewald kam sicher in diesen Tagen. Das ängstigte sie und doch hatte sie so heiße Sehnsucht nach ihm und wartete so voll Liebe auf seinen Anblick. Die Thränen waren ihr gekommen in dem Mitleid mit ihm und sich selbst; nein, sie hatten sich so treu geliebt, sie konnten nicht von einander lassen, die Eltern mußten nachgeben.

Ach, und was dachte denn die Mutter nur, daß sie durchaus einen vornehmen Schwiegersohn wollte? Für den wäre ja ihr Kind nicht gebildet genug!

Marie Tannberg war im eigensten Sinne dieselbe geblieben, die sie bei Madame Treßler gewesen. Trotz allem Firniß, den der Verkehr mit feinen Leuten über ihre einfachen Gewohnheiten und Manieren gebreitet, hatte sie doch niemals jene Sicherheit in sich aufkommen gefühlt, welche

zu ihrem Schmerze die Mutter zur Schau trug. So wenig ihr gerades, ehrliches Herz, ihr jungfräuliches Zartgefühl jemals eine Spur von Gefallsucht in ihr hatten entstehen lassen, so wenig war es ihr möglich gewesen, schöne Worte und Redensarten zu machen. Mietze Tannberg aus der Hinterstraße, in einfachem Wollrock, und Mary Tannberg, die Tochter des Fabrikanten, waren genau dieselben. Nur ein gut Theil klüger, hellsehender war die Mietze geworden, und diese Weisheit hatte ihre Dornen tief in ihr junges Herz gedrückt. Sie wußte jetzt ganz gut, daß ihre arme, eitle Mama sich nur zu oft lächerlich machte.

Ach, und die Mutter war gar nicht zu beeinflussen!

Und ein schmerzliches Heimweh nach den früheren Tagen ergriff Marie. Sie gehörten nicht hinein in diese vornehmen Kreise, zu diesen klugen, fein gebildeten Leuten von denen so wenige ein Herz zu haben schienen, und noch weniger das arme, verschüchterte Mädchen mit den großen traurigen Augen verstanden.

Arme Mietze! Ach, wie sie sich nach Ewald sehnte, nach seiner Liebe!

Da traten Mutter und Vater ein und sie sah sogleich, es war ein Unglück geschehen!

„Vater, liebster Vater! Was ist Dir? Sprich, Vater, ach sprich, wir haben Dich ja so lieb!“ bat sie mit ihren weichsten Tönen.

Des gequälten Mannes letzte Kraft brach vor seiner Tochter Liebe zusammen.

„Vergebt mir, ach, vergebt mir! Wir sind wieder

arm! Mutter, wir haben nichts mehr!" schluchzte er auf, schlang seinen Arm wie ein Ertrinkender um seiner Tochter Hals und weinte laut.

Frau Tannberg stand wie erstarrt, jeder Blutstropfen wich aus ihrem Gesicht, und Marie, die mit dem Vater weinte, schrie laut auf, als ihr Blick auf die Mutter fiel.

„Arm, wieder arm? Alles weg?" sagte diese und sah ihn so sonderbar an.

„Alles? Nein! Aber der Schurke, der Blankenheim —" Er lief wild im Zimmer umher.

Die Frau sah vor sich hin wie in's Leere, immer noch todtenblaß. Marie blickte mit einem unbestimmten Entsetzen in ihrer Mutter Gesicht. Das Armwerden ging ihr nicht so nahe. Wäre nur der Vater nicht so verzweifelt gewesen — und die Mutter so stumm.

„Müssen wir Alles hergeben?" fragte Susanne endlich mit einem trostlosen, raschen Blick um sich her.

„Wir müssen aus dem Hause!"

„Aus dem Hause?" schrie sie auf. Dann besann sie sich auf einmal und rief, von der irrigen Voraussetzung eines Zerwürfnisses mit dem Compagnon, Herrn Platter. ausgehend: „Aber das Patent hast Du, er muß Dir schon kommen!"

„Das Patent — hat er —! Ich habe es ihm verkauft," sagte Tannberg düster.

„Und das Geld? Was hat er Dir bezahlt —?"

„Es ist fort, verloren, Susanne! Fast Alles!"

Sie blickte ihn an wie eine Wahnsinnige.

„Verloren? Verloren? Wo! Mensch, rede! Soll ich

sterben?“ schrie sie auf und riß an ihrem Kleide, als ersticke sie.

„Verloren — an der Börse! O Gott, Susanne, trag' es geduldig! Vergib mir!“

„Geduldig tragen — vergeben? Dir? Du schändlicher Wicht! Arm machst Du uns? In's Elend bringst Du uns? Alles verthan! Das Geld, das Patent! O Du niederträchtiger —!“

Und sie sprang auf ihn zu und mit geballter Faust schlug sie dem unglücklichen Mann in's Gesicht.

Aber nein, nein, sie kam nicht dazu. Mit einem furchtbaren Schrei hatte sich die Tochter zwischen sie und den Vater geworfen, ein Schrei, der durch das ganze Haus hallte. Mit ihren zitternden Händen fing sie die Faust der Mutter auf.

Ein zweiter Schrei gellte hinter dem ihren her, und im selben Augenblicke rannte ihr Vater wild, mit verzerrten Mienen aus der Stube.

In der Thüre prallte er gegen Jemand, der in höchster Eile hereinstürzte, aber er lief weiter. Und Mietze stand vor der wie irrsinnig in's Leere starrenden Mutter, hielt immer noch deren Rechte umklammert und schluchzte ganz außer sich: „Mutter, Mutter, Du weißt nicht, was Du thust!“

Da tönte eine bekannte Stimme.

„Marie! Geliebte, was ist geschehen? Wer will Dir ein Leid thun?“

Sie wußte nicht, wie ihr wurde. Da war ja der Ewald! Ewald! Das Zimmer und Alles darin schien zu schwanken,

es war ihr, als sinke sie in einen tiefen, bodenlosen Abgrund.

Er aber hielt sie umschlungen und küßte sie zärtlich.

Da traf ihr Blick die Mutter, die wie ein zusammengeknicktes Rohr bleich, entstellt, die Lippen im Krampf zusammengepreßt, zur Erde glitt. Das brachte sie sofort wieder zu sich.

Sie beugten sich Beide über die Bewußtlose, besprengten sie mit Wasser, suchten sie aufzuheben, aber sie war zu schwer.

„Was ist? Was ist geschehen?“ stieß Ewald dabei heraus.

„Ach, Ewald, wir sind bankerott,“ rief sie, aber sie hatten Beide keine Zeit jetzt. Ewald gelang es endlich, die Mutter auf die Chaiselongue zu legen, Marie lief nach frischem Wasser. Sie benetzte ihr Gesicht, ihre Schläfe und rief dann in Todesangst: „Sie stirbt! Sie stirbt, weil wir wieder arm sind, bankerott —!“

Plötzlich stutzte der junge Mann.

„Bankerott? Und Tannberg? Sein Blick! Sein Aussehen! Herr Gott, da geschieht ein Unglück!“

Ohne ein Wort zu sagen, stürzte er hinaus nach Tannberg's Stube. Sie war verschlossen. Er rüttelte, er donnerte dagegen. Kein Laut! Aber drinnen rührte sich dennoch etwas, er hörte es deutlich.

„Hilfe! Hilfe! Die Frau stirbt!“ schrie er, instinktiv das Richtigste wählend, in großer Angst, denn ihm war es, als wisse er bestimmt, Tannberg gehe sich jetzt an's Leben. „Tannberg! Ihre Frau stirbt!“

Da stürzte ein Stuhl um, man hörte Schritte, dann ging die Thüre auf. Es war Tannberg, er lebte!

Aber wie sah er aus!

Ein einziger Blick sagte Ewald Alles. Das verwilderte Starren der Augen, der entblößte Hals! Und dort war der Spiegel abgehoben und an dem Nagel ein Strick befestigt. Und um so hoch hinauf zu kommen, hatte der Unglückliche erst noch einen Stuhl auf einen Tisch gesetzt; der Stuhl lag jetzt an der Erde.

„Laufen Sie, laufen Sie, sie stirbt!" schrie Ewald seinem früheren Meister zu. Der stürzte fort, ohne zu denken, ohne Verständniß.

Es war klar, der Unglückliche war vollkommen unzurechnungsfähig.

Im Nu war Ewald in dem leeren Zimmer. Er rückte den Tisch fort und nahm den Strick herab! Er hängte den Spiegel wieder auf: er hatte äußerste Mühe damit und alle Kraft nöthig. Endlich war das gethan.

Noch einmal sah er sich um. Keine Spur mehr von der schrecklichen Absicht des Unglücklichen!

Dann rief er Fritz, der eben aus der Schule kam, zu, zum Arzt zu laufen, die Mutter sei krank. Der Junge lief, was er laufen konnte.

Als Ewald in die Wohnstube zurück kam, hielt Marie ihren Vater mit strömenden Thränen umschlungen. „Vater, lieber Vater, sie ist so gut, sie wußte nicht, was sie that, der furchtbare Schrecken —!" stammelte sie und der Meister saß wie gebrochen neben dem Sopha und lehnte seinen Kopf an Mariens Schulter.

Die Frau lag noch immer da, aber sie hatte die Augen offen und man sah, das Bewußtsein kehrte ihr zurück.

„Herr Tannberg, ich höre, Sie haben Unglück gehabt! Lassen Sie mich für Sie eintreten, so weit ich kann. Ich wäre so glücklich, Ihnen zu dienen!" sagte Ewald weich zu seinem einstigen Meister.

Seine milde, liebevolle Art fiel wie ein lösender Zauber in des Mannes verstörte Seele.

„Ewald! Ewald! Gott hat Sie gesandt!" sagte er tief erschüttert, mit fast verlöschender Stimme.

Sie gaben sich die Hände, fest, bedeutsam.

Da richtete sich Frau Tannberg auf. Mit der Hand, die sie gegen ihren Gatten geballt hatte, griff sie jetzt nach seiner herabhängenden Rechten und dann zog sie dieselbe an ihre Lippen.

„Vater, lieber Vater, verzeihe mir, ich wußte nicht, was ich that!" sagte sie und da kamen ihr erlösende Thränen.

Ewald und Marie traten bei Seite, die Eltern mußten jetzt allein sein.

Es war für sie Alle eine tief ernste, heilige Stunde.

## 6.

Während der nächsten Tage kam wieder etwas mehr Ruhe in's Haus. Es wurde beschlossen, fortzuziehen. Die Vergangenheit in der Hinterstraße, die ihnen jetzt so schön und friedvoll erschien, konnten sie natürlich nicht wieder zurückrufen, das sahen sie ein, und wenn Tannberg auch meinte, es werde ihm leichter werden, hier in der alten Heimath, wo man ihn doch als redlichen Mann kannte

Kundschaft zu bekommen, so genügte doch Frau Sannchen's angstvoller Blick schon, ihn diesen Gedanken aufgeben zu lassen. Und Ewald und Marie waren auch dagegen.

„Arbeit gibt's genug, der Vater soll nur mit nach München kommen!" überredete dieser.

„Wir sind ja nicht so ganz arm!" wiederholte Frau Sannchen oft und oft und war ganz getröstet, als man sich endlich dafür entschieden hatte, die Möbel und den Hausrath nicht zu verkaufen, sondern damit zwei nette kleine Wohnungen auszustatten, eine für die jungen Leute, die andere für Vater und Mutter.

Ihre schönen Kleider durften sie auch behalten. „Da braucht uns Keiner scheel anzusehen, Mietze, wir können uns zeigen, und Bankerott haben wir nicht gemacht, das kann uns Keiner nachsagen!" plauderte sie beim Einpacken.

Die Tochter hörte sie freundlich an und nickte. Ihr war das Alles so gleichgiltig, so nichtsbedeutend neben dem großen Glück ihres Herzens.

Und sonderbar! Die Leute, die sich früher hochmüthig verwahrt hatten gegen den Umgang mit den Tannbergs — jetzt grüßten sie Marie und Ewald mit den freundlichsten Mienen und die Damen redeten Marie im Laden oder auf der Straße an: „Wir haben Sie immer gern gehabt, Fräulein Marie, und freuen uns, daß Sie einen so hübschen, braven Mann bekommen! Grüßen Sie ihn doch und auch den Vater und die Mutter! Sie finden viel Theilnahme in der Stadt und allenthalben hat der Vater sich Achtung erworben, das muß ihn trösten über seine Verluste!"

So sagten die Leute, und es freute die Tannbergs doch.

In München leben sie Alle jetzt, zufrieden und ohne große Sorgen bei fleißigem Schaffen, und Marie und Ewald sind glückliche Eheleute.

Fritz wird Maler, das heißt ein Künstler. Ewald hat ihn zu einem berühmten Meister gebracht und der sagt: „Der Junge ist fleißig und hat Talent.“

Willy will studiren.

„Mag er,“ sagt der Vater, und Frau Sannchen, welche ihrer Tochter beiden Kinder auf den Knieen hält, nickt freundlich dazu. — „Ein Studirter!“ das ist Mutters schönster Traum jetzt.

# Eine stürmische Jugend.

## Aus den Erlebnissen eines berühmten Mannes.

Von

**Th. Winkler.**

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Schulhause des Städtchens Perpignan im südlichen Frankreich stand eines Tages — es war im Jahre 1799 — ein junger kaum dreizehnjähriger Bursche und betrachtete mit vielem Wohlgefallen einen Bergwerks-Ingenieur, der in seiner Uniform dort auf und ab ging, um einen der Schüler, der mit ihm verwandt war, zu erwarten. Dieser kam auch nach einer Weile und entfernte sich mit dem Ingenieur. Der junge Bursche aber verfolgte den Letzteren mit seinen Augen so lange er konnte, und als ihm derselbe aus dem Gesichte war, wandte er sich an einen seiner älteren Mitschüler mit der Frage: „Was muß man thun, um eine solche Uniform tragen zu dürfen?"

Der Gefragte, der in solchen Dingen schon genügend Bescheid wußte, antwortete: „Die polytechnische Schule besuchen und mit Auszeichnung das Examen in der Mathematik bestehen."

„Gut! Das werde ich thun!" rief der jüngere Knabe entschlossen, ohne sich daran zu kehren, daß seine Kame-

raben, die das gehört hatten, in ein Gelächter ausbrachen und gar wenig freundliche Glossen daran knüpften.

Franz Dominik Arago (geboren 26. Februar 1786 zu Estagel bei Perpignan), so hieß der junge Bursche, war nicht nur ein Mensch von ungewöhnlichen Geistesgaben, sondern auch von einer Festigkeit des Willens, wie sie in diesem jugendlichen Alter nur höchst selten gefunden wird. Das, was er soeben als seinen Entschluß kundgegeben, war keine vorübergehende Laune, sondern ernste Absicht, und wie ernst es ihm damit war, das bewies er vor Allem durch den Eifer, mit dem er sich fortan auf's Lernen warf, um sein Ziel zu erreichen. Sein Vater, dem er sein Anliegen offenbarte, hätte zwar lieber gesehen, daß sich sein Sohn der Landwirthschaft gewidmet hätte, er war aber doch verständig genug, dem Drange des Knaben nachzugeben, und so ging denn Franz Dominik, nachdem er in der Zwischenzeit noch eine vorbereitende Anstalt in Toulouse besucht hatte, als achtzehnjähriger Jüngling nach der französischen Hauptstadt, um dort das Polytechnikum zu beziehen.

Die dazu erforderliche Prüfung ging in überraschender Weise von statten. Schon die ersten Fragen, die ihm vorgelegt wurden, beantwortete der junge Arago auf so treffende, von gründlichem Studium zeugende Art, daß der examinirende Professor gar keine weiteren Fragen mehr stellte, sondern ihn sofort zur Aufnahme für reif erklärte, ein Fall, der seit langer Zeit dort nicht vorgekommen war.

Auch als Zögling dieser Anstalt lag Arago dem ge-

wählten Studium mit musterhaftem Fleiße ob, und wenn er auch die bergmännische Wissenschaft nicht mehr speziell als Ziel seines Strebens verfolgte, so blieb er doch der Mathematik treu und gelangte schon nach zweijährigen Studien, in einem Alter von kaum zwanzig Jahren, so weit, daß ihm eine Stellung von großer Wichtigkeit übertragen werden konnte. Dies war das Sekretariat am Bureau des Longitudes, d. h. an dem Institut, welches sich von Staats wegen mit der Ausmessung der Längen- und Breitengrade der Erde beschäftigte.

Auf Befehl der konstituirenden Versammlung waren nicht lange vorher die berühmten französischen Mathematiker Delambre und Médraine beauftragt worden, ein neues Maßsystem auf den Erdmeridian zu gründen und den Meridianbogen zwischen Rhodez und Barcelona zu messen, hatten aber dabei mit vielen von der spanischen Regierung in den Weg gelegten Hindernissen zu kämpfen und mußten ihre Arbeiten unterbrechen. Jetzt sollten dieselben wieder aufgenommen und die Messung bis zur Insel Formentera fortgesetzt werden.

Zu dieser wissenschaftlichen Sendung wurde unter Anderen auch Franz Dominik Arago ausersehen und zwar als Assistent des gefeierten Physikers Jean Baptist Biot, während ihnen von spanischer Seite zwei nicht minder namhafte Gelehrte in den Herren Chaix und Rodrigues beigesellt wurden.

Diese Mission sollte für den jungen Arago eine Kette von theilweise recht gefährlichen Abenteuern nach sich ziehen und seine Jugend zu einer sehr stürmischen gestalten.

Guten Muthes hatte sich der Jüngling zu Beginn des Jahres 1808 mit seinen Gefährten auf die Reise begeben. Es war zu einer sehr unruhigen Zeit. Napoleon, dem die spanische Krone im Sinne lag, hatte seine Truppen die Grenze überschreiten lassen und drang immer weiter in spanisches Gebiet vor. Die Spanier erhoben sich dagegen mit einer Einmüthigkeit und Widerstandskraft, die man ihnen kaum zugetraut hatte. Ueberall, auch in den Provinzen, griff man zu den Waffen, und Alles, was mit Frankreich zusammenhing, wurde verfolgt.

Arago befand sich gerade in dem Städtchen Galazo auf der spanischen Insel Majorka im mittelländischen Meere (ungefähr 150 Kilometer von Spaniens Küste entfernt), als der Aufstand auch dort losbrach. Die Vermessungsarbeiten waren bereits in vollem Gange und täglich durchstreifte Arago mit einigen Gehilfen die Gegend, um seiner Aufgabe nachzukommen. Dabei war es zuweilen nöthig, ein Feuer auf freiem Felde anzuzünden, um die Anfangs- und Endpunkte der gemessenen Strecken zu markiren. Hatten aber die Bewohner von Galazo die eigenthümliche Hantierung des Fremden schon von Anbeginn mit Argwohn beobachtet, so schien es ihnen jetzt außer allem Zweifel, daß sie es mit einem Spion zu thun hatten, der mit dem Feinde Zeichen des Einverständnisses wechsle. Dieses Gerücht, das sich mit Blitzesschnelle verbreitete, fand überall Glauben und man beschloß, den frechen Eindringling in Gewahrsam zu bringen.

Noch rechtzeitig erhielt Arago von diesem Vorhaben Kunde und fand es für besser, sich der ihm zugedachten

Einkerkerung durch die Flucht zu entziehen. Er entkam auch glücklich an die Küste, wo ein Schiff „Der Mystique" vor Anker lag, dessen Kapitän mit ihm befreundet war. Arago bat denselben, ihn nach Barcelona zu fahren, wo er weiteren Schutz zu finden hoffe. Allein so zuvorkommend und dienstfertig der Kapitän vorher gegen den Franzosen gewesen war, jetzt verweigerte er ihm jede Unterstützung, da er den Pöbel fürchtete, welcher in Massen den Strand belagerte. Offenbar hatte man den Flüchtling erkannt und beobachtet. Während man Anstalten traf, einen Angriff auf das Schiff zu machen, um des vermeintlichen Verräthers habhaft zu werden, stieg dieser in den unteren Schiffsraum hinab und kroch in eine dastehende leere Kiste. Allein dieselbe war zu klein, um seinen Körper ganz aufzunehmen; obwohl auf's Möglichste zusammengekauert, ragten doch noch die Füße hervor und der Deckel ließ sich nicht schließen. In dieser Situation sah der Verfolgte keine Sicherheit, und da der Tumult der aufgeregten Volksmenge sich nicht beruhigte, so ergab er sich in sein Schicksal, kroch aus seinem Versteck wieder hervor und beschloß, sich selbst als Gefangenen zu stellen und sich unter den Schutz der Behörden zu begeben.

Auf sein Ersuchen machte nun der Kapitän eine Schaluppe bereit, um den Flüchtling an's Land zu befördern. Kaum aber hatte Arago den Boden wieder betreten, als der Pöbel sich auf ihn stürzte und ihn zu ermorden drohte. Nur mit großer Mühe konnte eine Gewaltthat verhindert werden und der Verfolgte durfte noch von Glück sagen, daß er blos mit einem leichten Dolchstich in die Seite davonkam.

Er wurde jetzt in der Citadelle der Festung Belver bei Palma gefangen gesetzt. Eine Zeit lang mußte sich Arago mit dieser Verwahrung zufrieden geben, und sie würde sich bei dem Schlendrian, der damals in allen öffentlichen Angelegenheiten bei den spanischen Behörden herrschte, gewiß noch ziemlich lange hingezogen haben, wenn sich nicht ein Spanier seiner angenommen hätte.

Dies war sein wissenschaftlicher Mitarbeiter Don Rodrigues. Er war allerdings am besten im Stande, den Gefangenen von dem Verdachte der Spionage zu reinigen, und er verwandte sich denn auch für ihn nach Möglichkeit. Ihm hatte es Arago vornehmlich zu danken, daß er mit Vorwissen des spanischen Generalkapitäns und von einem treuen Diener begleitet, in der Tracht eines Bauern aus dem Gefängnisse entkam und ein Boot erreichte, das am Gestade für ihn bereit lag.

In diesem gebrechlichen Fahrzeuge hatte er den Muth, mitten durch die englische Flotte zu segeln, und erreichte glücklich den Hafen von Algier, wo es ihm gelang, ein besseres, zur Fahrt nach Frankreich geeigneteres Schiff zu finden.

Einige Tage ging nun die Reise ganz glücklich von Statten. Schon glaubte Arago alle Gefahren überstanden zu haben, schon war das Schiff in den Meerbusen von Lyon eingelaufen und näherte sich dem Hafen von Marseille, als ein spanischer Kaper daherkam, sofort auf das Fahrzeug lossteuerte, mit einem Kanonenschuß den Mast desselben zerschmetterte und die gesammte Mannschaft gefangen nahm. Es wurde Kehrt gemacht, und Arago mit allen

[illegible]

Halsgenossen [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Arago [illegible]
[illegible]
[illegible] ausgewanderten [illegible]
[illegible]
[illegible] zu bringen [illegible]
[illegible] Soldaten mit geladenen [illegible]
[illegible] und alle Anstalten [illegible]
[illegible] ein [illegible] reisender Kaufmann [illegible]
[illegible] nachgeht,“ sagte er, da er es nicht für gerathen [illegible]
[illegible] Wahrheit anzugeben, und bei dieser [illegible]
[illegible] „Ich bin in Ihrer Gewalt,“ bemerkte er dem [illegible]
[illegible], „und muß mich bei meiner Wehrlosigkeit [illegible]
[illegible] gen, was Sie über mich beschließen. Thun Sie [illegible]
[illegible] verantworten können; ein etwaiges Unrecht wird [illegible]
Rächer finden.“

[illegible]iese Bemerkung blieb nicht ohne Wirkung. Man [illegible]
[illegible]as Militär wieder abziehen und begnügte sich damit,
[illegible] vermeintlichen Schiffseigenthümer in's Gefängniß zu
[illegible]en. Dies war freilich hart genug. Arago wurde in [illegible]
[illegible] Kellergewölbe eingeschlossen, wo er längere Zeit ohne [illegible]
[illegible] und von Ungeziefer aller Art geplagt, ja nicht [illegible]
mit der nöthigsten Nahrung versehen, zubringen [illegible]

Es vergingen mitunter zwei volle Tage, ohne daß ihm Speise und Trank gebracht wurde.

Wer weiß, wie lange der Gefangene in diesem abscheulichen Verließ noch hätte schmachten müssen und was sonst noch aus ihm geworden sein würde, wenn ihm nicht selbst ein glücklicher Gedanke zu seiner Befreiung gekommen wäre.

Das Schiff nämlich, mit welchem Arago in die Hände des Kapers gefallen war, hatte unter anderen Insassen zwei prachtvolle Berberlöwen an Bord gehabt, mit welchen der Dey, das Oberhaupt der den Raubstaat Algerien beherrschenden Janitscharenmiliz, dem Kaiser Napoleon ein Geschenk machen wollte. Eines dieser Thiere verendete jedoch, höchst wahrscheinlich aus Mangel an der nöthigen Pflege, und Arago benutzte diesen Umstand, sich mit dem Dey in Verbindung zu setzen. Er wußte Mittel und Wege ausfindig zu machen, um denselben davon zu benachrichtigen, was mit dem einen Löwen geschehen war. Arago hatte sich nicht verrechnet. Der Dey, nicht wenig stolz auf sein Geschenk, von dem er sich bei dem französischen Machthaber eine große Wirkung versprach, gerieth in höchsten Zorn und richtete voll Erbitterung ein Schreiben an die spanische Regierung, in welchem er für die unrechtmäßige Wegnahme des Schiffes Genugthuung forderte und mit Krieg drohte, wenn man nicht Schiff und Mannschaft unverzüglich frei gebe.

Das wirkte. Arago, der inzwischen auf die Pontons von Palamos gebracht und dort zu den härtesten Arbeiten verwendet worden war, befand sich bereits der Verzweif-

kung nahe, als ihm mit einem Male seine Befreiung angekündigt wurde und er die Erlaubniß erhielt, nach Marseille zu gehen.

Während aber der junge Gelehrte mit so wechselvollen Schicksalen im fremden Lande zu ringen hatte, blieb auch seinen Angehörigen daheim Kummer und Leid nicht erspart. Lange war Arago's Vater ohne jede Nachricht von dem Sohne geblieben und schwebte darum in größter Sorge, wie es ihm ergehen möchte. Da fiel in den Kämpfen der Spanier mit den Franzosen die katalonische Hafenstadt Rosas, deren wir oben gedachten, in die Gewalt Napoleon's und die gefangene Besatzung wurde nach Frankreich geschickt, wo sie auch Arago's Geburtsstadt Perpignan passirte. Der Vater unseres jungen Forschers benutzte nun die Gelegenheit, nach dem für ihn verschollenen Sohn zu fragen. Keiner der Soldaten konnte ihm Auskunft geben, aber der alte Mann fand zufällig in den Händen eines der Gefangenen eine Uhr, die er sofort als die seines Sohnes erkannte, und fiel darüber vor Schreck in Ohnmacht. Der Soldat hatte die Uhr aus dritter Hand erhalten und konnte nicht angeben, wie sie in diese gelangt war; aber dem Alten schien es nun außer Zweifel, daß man Franz Dominik erschlagen und beraubt hatte. Noch lange Zeit blieben alle Nachrichten über denselben aus und die Familie ergab sich ganz in den Gedanken, einen Todten betrauern zu müssen.

Indessen hatte der junge Arago doch das Glück, trotz aller Gefahren und Widerwärtigkeiten sich mit heiler Haut durchzuschlagen. Seine Uhr hatte er nur verkauft, um

Geld zu gewinnen und seine Instrumente und Papiere zu retten, die ihm denn auch sämmtlich erhalten geblieben waren.

Aus der Gewalt der Spanier befreit, wollte er geraden Weges nach Marseille fahren, allein der Schiffer, dem er sich zu diesem Zwecke anvertraut hatte, erwies sich seiner Sache so wenig kundig, daß er nicht einmal die einzuschlagende Richtung kannte und auf's Gerathewohl mehrere Tage im Mittelmeer herumsegelte, bis er durch einen heftigen Sturm an die afrikanische Küste zurückgeworfen wurde und endlich bei Bugia landete.

Das Schiff war durch diese Affaire so seeuntüchtig geworden, daß Arago gezwungen wurde, nach einer anderen Fahrgelegenheit auszuschauen; aber nirgends war eine solche zu finden, und so verfiel er in seiner Rathlosigkeit auf die Idee, um Algier sicher erreichen zu können, sich zu Fuß dahin aufzumachen. Der Kommandant von Bugia, an den er sich um einen Paß wandte, verweigerte diesen anfangs entschieden.

„Sie kommen unterwegs um," sagte er, „und Ihr Konsul wird mich am Ende dafür verantwortlich machen."

Arago aber ließ sich nicht von dem Vorhaben abbringen. Er stellte dem besorgten Beamten ein Schriftstück aus, worin er bekannte, daß er trotz dessen ernster Abmahnung die Reise unternommen, und machte sich dann als Beduine verkleidet, unter der Führung eines Marabut (mohammedanischer Einsiedler) auf den Weg.

Die Abmahnungen erwiesen sich gar bald als sehr begründet. Der ganze Landstrich war von Kabylen bewohnt, die, in

verschiedene Stämme getheilt, ebenso viel streng abgegrenzte Republiken ausmachten und Niemandem ohne besondere Erlaubniß gestatteten, ihr Gebiet zu betreten. So mußten die Reisenden von Ort zu Ort um die Fortsetzung ihres Unternehmens parlamentiren und hatten dabei unsäglich mit dem Mißtrauen zu kämpfen, das man dort allem Fremden entgegenbringt. Besonders gefahrvoll wurden die Nächte, die ausnahmslos unter freiem Himmel verbracht werden mußten; doch blieben die beiden Wanderer nicht allein, vielmehr schlossen sich ihnen unterwegs noch mehrere Kabylen an, welche ebenfalls nach Algier wollten, so daß allmählig eine förmliche Karawane heranwuchs, die dann auch nach einem dreißigtägigen Marsche voll unbeschreiblicher Strapazen wohlbehalten am Weihnachtstage des Jahres 1808 ihr Ziel erreichte. Als die Ankömmlinge erzählten, daß sie zu Fuße von Bugia kämen, schlug man erstaunt die Hände zusammen, denn ein solches Wagniß hatte seit Menschengedenken Niemand glücklich vollbracht.

Allein Arago's Abenteuer sollten ihr Ende noch nicht erreicht haben. Er hätte zu einer ungünstigeren Zeit als jetzt kaum den Boden von Algier betreten können. Eben spielte sich dort einer jener Regierungswechsel ab, die in jenem Lande niemals ohne Blutvergießen und Gewaltthätigkeiten abgingen.

Der Dey war gerade gestorben und zu seinem Nachfolger hatte sich ein Mensch aufgeschwungen, der nach der Ansicht der Bewohner kein Recht dazu besaß. Es kam deshalb zu einem Aufruhr, bei welchem der Thronräuber gestürzt und ermordet wurde. Ein neuer Dey setzte sich an

dessen Stelle und dieser eröffnete seine Regierung sogleich damit, daß er von Frankreich die Bezahlung einer angeblichen Schuld forderte. Von Paris aber traf darauf eine entschiedene Weigerung ein, und nun wußte der neue Machthaber seine gekränkten Rechte nicht besser geltend zu machen, als daß er alle in Algier weilenden Franzosen auf die Sklavenliste setzen und zu den Galeeren verurtheilen ließ.

Dank seinen Sprachkenntnissen erhielt Arago dabei noch ein etwas erträglicheres Loos, als manche seiner Landsleute, indem man ihn als Dolmetscher auf den Korsarenschiffen verwendete. Gleichwohl war er immer Sklave, mußte sich die übelste Behandlung gefallen lassen und war beständig den härtesten Entbehrungen ausgesetzt.

Wiederholt hatte die französische Regierung durch ihren Konsul wegen dieser Vergewaltigung ihrer Unterthanen sich mit ernsten Vorstellungen nach Algier gewendet, aber ohne Gehör zu finden. Die Antwort lautete stets, Frankreich möge erst seine Schuld bezahlen, dann sollten die Sklavenfesseln der gefangenen Franzosen fallen. Darüber verging beinahe ein ganzes Jahr. Endlich faßte Napoleon die Angelegenheit doch etwas energischer an und die Folge war, daß Arago die Erlaubniß erhielt, mit einem Konvoi algierischer Schiffe und einem Seeräuber derselben Nation Afrika zu verlassen. Ueberglücklich packte der moderne Odysseus seine wenigen Sachen, die hauptsächlich aus Meßinstrumenten und Schriften bestanden, und machte sich reisefertig, in der Hoffnung, nun endlich sein Vaterland wieder zu sehen.

Der Abfahrt wurde auch wirklich kein Hinderniß mehr

in den Weg gelegt, aber das Meer bot deren noch genug. Kaum hatte der Konvoi den Hafen verlassen und noch war den Davonsegelnden Algier nicht ganz aus dem Gesichte geschwunden, als zwei englische Fregatten auftauchten und die algierischen Schiffe anhielten.

Admiral Lord Collingwood, Befehlshaber der britischen Seemacht im Mittelmeer, befand sich selbst auf einer der Fregatten und hielt es für nöthig, die Führer der verdächtigen Fahrzeuge in strenges Verhör zu nehmen. Wer weiß, welches Schicksal dem jungen Franzosen noch beschieden gewesen wäre, wenn es nicht dem Korsaren, bei dem er sich an Bord befand, geglückt wäre, in einem unbewachten Momente mit seinem Schiffe zu entkommen. Zwar wurde seine Verfolgung sofort in's Werk gesetzt und eine Zeit lang jagten die Engländer mit vollen Segeln hinter dem Flüchtling her; aber endlich wurden sie es doch müde, kehrten um, und Arago konnte unbehelligt der französischen Küste zusteuern, die er um die Mitte des September 1809 glücklich erreichte.

Hiermit hatten seine Irrfahrten ein Ende.

Nach Paris zurückgekehrt, fand der so hart Erprobte die gerechte Anerkennung für seine Arbeiten, seinen Muth und die ausgestandenen Beschwerden. Obwohl erst dreiundzwanzig Jahre alt, wurde er doch schon zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt und mit einer Professur an der polytechnischen Schule betraut, wo er in der Folge zwanzig Jahre als Lehrer thätig war. Die wissenschaftlichen Beobachtungen, die er auf seiner Reise gemacht, wurden von der Akademie veröffentlicht.

Aber auch weiterhin machte sich Arago um die Wissenschaft verdient, und eine Anzahl werthvoller Entdeckungen rühren von ihm her. Es sei hier nur angeführt seine Bestimmung des Durchmessers der Planeten, die Laplace später vervollständigte, seine Entdeckung der farbigen Polarisation des Lichtes und seine Hypothese über die Entstehung der magnetischen Kraft durch Rotation.

Alle gelehrten Gesellschaften der Welt rechneten es sich zur Ehre an, Arago zu ihrem Mitgliede zu zählen, und mit allen Kapazitäten der Wissenschaft stand er im brieflichen Verkehr. Selbst die Engländer haben ihn so gefeiert, wie vor ihm keinen Franzosen. In seinen Schriften, wie in seinen Vorträgen, glänzte er durch die Klarheit, Eleganz und Geistesschärfe seiner Ausdrucksweise. Er steht in diesem Punkte würdig da neben Alexander v. Humboldt; die Franzosen zählen ihn mit Recht zu ihren Musterschriftstellern.

Ueberblickt man das Verzeichniß seiner Schriften und seine Wirksamkeit als Forscher und Lehrer, so erhält man den Schlüssel zu dieser außerordentlichen Thätigkeit nur in seinem wahrhaft erstaunlichen Fleiße. Wohl selten, sagt einer seiner Biographen, hat ein menschliches Gehirn, ohne zu erlahmen, eine so enorme Masse von Anstrengungen ausgehalten. Arago hielt Jeden für träge, der nicht täglich seine vierzehn Stunden arbeitete; Tage, an denen er dieses Maß nicht einhielt, nannte er Ruhetage. Nur so konnte es ihm gelingen, sich so gründliche Kenntnisse in der Chemie, Physik, Mechanik, Astronomie, Naturgeschichte, Philosophie und Literatur zu erwerben. Sein Studir-

zimmer war stets mit Plänen, Schriften und Büchern angefüllt.

Uebrigens hatte die Natur diesem großen Geiste auch die entsprechende Hülle gegeben. Wenige Zeitgenossen Arago's waren von so stattlicher Erscheinung, wie er; selten sah man edlere und ausdrucksvollere Gesichtszüge als die seinen. In seinem Mienenspiel und seinen Bewegungen prägte sich die ganze Gluth des Südens aus, der ihn geboren. Seine klangvolle und biegsame Stimme steigerte sich, wenn es die Gelegenheit gebot, zu gewaltigem Umfange. So waren ihm alle natürlichen Gaben der Rede verliehen, und so oft er das Wort ergriff, hatte er die aufmerksamsten Hörer.

Arago spielte auch in der Politik eine Rolle. Während der Julíregierung war er mehrmals Präsident des Generalkonseils der Seine, in welcher Eigenschaft er kräftig für die Sklaven-Emanzipation wirkte. Die Februarrevolution von 1848 rief ihn als Mitglied in die provisorische Regierung, in welcher er das Ministerium des Innern und kurz darauf auch das des Krieges übernahm. Vermöge der großen Popularität, die er überall und namentlich in seiner Heimath genoß, gelang es ihm, die leidenschaftliche und verwilderte Bevölkerung im Departement Ostpyrenäen nach den Februartagen von Blutvergießen und Verwüstungen zurückzuhalten.

Später war Arago auch in der Nationalversammlung mit segensreichem Erfolge thätig. Seit dem Regierungsantritte Napoleon's III. aber zog er sich ganz aus dem öffentlichen Leben zurück. Ein Augenleiden, das ihn be-

fallen und seine Sehkraft immer mehr verringerte, nöthigte den rastlos schaffenden Mann, jeder Thätigkeit zu entsagen.

Fast ganz erblindet, starb Arago am 2. Oktober 1853, 67 Jahre alt. An seinem Leichenbegängniß sollen über 15,000 Personen theilgenommen haben, die zusammengeströmt waren, um dem seltenen Manne die letzte Ehre zu erweisen. Der hundertjährige Gedenktag seiner Geburt ist in Frankreich kürzlich feierlich begangen worden.

---

# Auf dem Lord-Mayors-Bankett.

## Skizze aus England.

Von

**Wilh. F. Brand.**

(Nachdruck verboten.)

Ausübung unbegrenzter Gastlichkeit ist eine der vornehmlichsten Pflichten des jeweiligen Lord-Mayors oder Oberbürgermeisters der City von London. Mir war nur ein einziges Mal die Ehre zu Theil geworden, den gegenwärtigen City-Monarchen kurz vor seiner Wahl zum Inhaber dieses Ehrenamts in einer Gesellschaft im Hause eines gemeinsamen Freundes zu treffen, und doch erging auch an mich der gastliche Ruf, beim Fest der Einweihung in sein Amt zugegen zu sein: dem Lord-Mayors-Bankett beizuwohnen. Mehr als dem guten Gedächtniß seiner Lordschaft allein, glaube ich freilich den freundlichen Bemühungen

des erwähnten gemeinsamen Freundes meine Einladung zu verdanken.

Als den ersten Lord-Mayor der City von London nennen die Chroniken Henry Fitz-Alwin, der bereits im Jahre 1189 diesem Amte vorstand. Seinen Nachfolgern in den ersten zwei Jahrhunderten wurde der Dienst weniger leicht gemacht, als denen der Jetztzeit. Zu wiederholten Malen von den Königen, sonderlich von Richard II. (1377 bis 1399) in den Tower gesteckt, wenn sie zu hartnäckig auf ihren Gerechtsamen bestanden, retteten sie sich bei anderen Gelegenheiten nur durch ein artiges Lösegeld oder auch durch die Flucht vor ähnlichen Unbilden. Doch die Bedeutung der „Mayoralty“ und die unabhängige Machtstellung der ganzen City wurde durch solche opferwillige Beharrlichkeit jener Männer dermaßen gefestigt, daß im Laufe der Zeit die Könige sich gewöhnten, wenn sie offiziell die City besuchen wollten, den Bürgermeister um den Schlüssel zu bitten, eine Ceremonie, die, obschon sämmtliche Citythore längst niedergerissen sind, noch heute strengstens beobachtet wird. —

Schon unter Richard's Vorgänger, unter Eduard III., gelangte das Recht der Wahl des Mayors ausschließlich in die Hände der Gilden, deren Zahl etwa achtzig beträgt, und die heute, jeder Existenzberechtigung an sich verlustig, nur noch durch dieses Wahlrecht und mehr noch durch ihr außerordentliches Vermögen aufrecht erhalten werden. Ihre Mitglieder wählen aus ihrer Mitte erst die „Aldermen“ und aus dem Court of Aldermen dann — gewöhnlich der Seniorität nach — auf ein Jahr den Lord-Mayor.

Der Tag der Einführung in sein Amt, die alljährlich am 9. November stattfindet, der Lord-Mayors-Day, ist noch heute, wie vor Jahrhunderten, ein großer Festtag in der City. Ein langer Zug Gildenmitglieder, wie aus den Gräbern früherer Jahrhunderte erstanden, in ihren alterthümlichen Gewändern und mit altersgeheiligten Bannern, die Aldermen in ihren dunkelsammetenen Kostümen, die Sheriffs und eine Reihe anderer Würdenträger der City, und am Schluß, zusammen mit seinem Kanzler, dem Scepterträger und dem Schwertträger in einer goldstrotzenden, alterthümlichen Staatskarosse der neu gewählte Lord-Mayor selbst: so geht es durch die Straßen der Stadt nach dem Justizpalast, wo der Lord-Mayor sich dem Lord-Oberrichter vorstellt und im Namen der Bürgerschaft auf's Neue Bestätigung der alten Rechte und Privilegien der City beansprucht. Auf dem Rückwege schließt sich die Lady-Mayoreß mit ihren Ehrendamen dem Zuge an, und je näher die Prozession ihrem Endziele kommt, um so größer wird der lärmende Jubel der Bevölkerung, die sich am Lord-Mayors-Day für ganz besonders privilegirt bedünkt, sich die derbsten, um nicht zu sagen: rohesten Scherze zu erlauben.

Stunden lang schon vor Annäherung des Zuges ist in denjenigen Straßen, durch welche derselbe geht, jeder Verkehr zu Wagen polizeilich untersagt, und zu Fuß durch die dicht gedrängte Menge für einen anständig gekleideten Menschen unmöglich gemacht. Geriethe er in die Menge, so würde ihm unfehlbar der Hut eingetrieben und für andere derartige „Scherze" würde er bald zur Zielscheibe ausersehen sein. Ein anständiger Mann und vollends

Damen können also die Prozession nur von den Fenstern der Wohnhäuser aus ansehen. Der Zug selbst muß durch berittene Polizei und Militär stark umgeben und geschützt sein. Der „Mob“ (Pöbel) zöge, wenn er an ihn herankommen könnte, den Lord-Mayor selbst aus seinem Wagen und liefe mit ihm davon! Und das gälte gewiß nur für einen dem Tage angemessenen „Scherz“! Die englische Volksmenge ist im Allgemeinen die roheste, die mir je vorgekommen ist.

Ganz anders ging es Abends beim Bankett in Guildhall zu, zu dem nicht nur die hervorragendsten Cityleute, sondern die bedeutendsten Männer ganz Englands geladen waren. Vor dem Gebäude selbst und in den stattlich geschmückten Vorhallen bildete ein Trupp blutjunger „Soldaten“ Spalier, offenbar eine Kompagnie jener Sonnabend-Nachmittags-Krieger, die im Nothfall eine so große Rolle in der Vertheidigung des Vaterlandes spielen — sollen! Die jungen Herren schienen sich hier weidlich zu vergnügen und befanden sich augenscheinlich unter dem Eindruck, hier aufgestellt zu sein, um recht ungenirt die ankommenden Gäste anstarren zu können. Selbst wenn ein Minister oder ein General oder gar — ein Alderman hindurch passirte und das Kommando „attention“ (Achtung) ertönte, befiel sie ein gewaltiges Recken und Strecken und ein Verzerren der Gesichtszüge, als wollten sie sagen: „Paßt nur auf, wenn wir erst anfangen, stramm zu stehen,“ allein es kam zu nichts weiter, als daß sie den Hals noch etwas länger reckten, um so noch einen besseren Anblick der Vorübergehenden erlangen zu können!

Zahlreiche ältere Herren liefen in einem rothen, militärisch zugeschnittenen Rock mit einem langen Säbel an der Seite umher, die ich auf den ersten Blick für Offiziere hielt. Freilich hatten sie außer ihrer Uniform durchaus nichts Militärisches an sich, aber sie schienen mir genau zu den Spalier bildenden grimmen Kriegern zu passen. Ein gütiger Mentor klärte mich indessen bald darüber auf, daß diese Herren biedere Citymänner waren, die als hervorragende Geschäftsleute zu Ehrenmitgliedern des Count of Lieutenancy — einer Art Verwaltungsbehörde der Grafschaft — ernannt worden. Warum aber gerade für diese Leute eine gar nicht in den Rahmen des alterthümlichen City-Pompes passende, verhältnißmäßig moderne militärische Uniform ausgewählt wurde, ist nicht recht ersichtlich. Es mögen, ja es werden ohne Frage diese Herren recht gute Geschäftsleute und im Uebrigen recht wackere Männer sein, aber wie rühmenswerth solche Eigenschaften auch an sich sind, verleihen sie doch keineswegs ihrem Inhaber gerade immer ein martialisches Aussehen. Jedenfalls dürfte es sich empfehlen, daß diesen Rothröcken zugleich mit der Einladung zu einem so großartigen Fest, wofür keine Unkosten gescheut werden, in Zukunft auch für ein paar Pence Watte eingesandt wird.

Als ich geraume Zeit vor der zum Diner festgesetzten Stunde in den großen Bibliotheksaal eintrat, den man zum Empfangszimmer hergerichtet hatte, war der stattliche Raum schon ziemlich gefüllt mit einer glänzenden Gesellschaft, und es währte nicht lange, da kündeten schmetternde Fanfaren das Nahen des Lord-Mayors an. Voran die City-

trompeter. Ihnen folgen die „Masters of the ceremonies“ (Ceremonienmeister), die Sheriffs, der Citymarschall, der Schwertträger, die Scepterträger mit ihren Amtsinsignien, darnach „The Right Honourable“ (der Hochwohlgeborene) Lord-Mayor selbst mit der Lady-Mayoreß am Arm, der wieder eine Anzahl Jungfrauen, die „maids of honour“ (Ehrenjungfrauen), Alle in Rosa gekleidet, folgen. Nach ihnen kommen eine Reihe würdiger Greise, die Väter der Stadt, in dunklen Sammetröcken und entsprechenden Kniehosen, wie sie auch der Lord-Mayor als der oberste der Aldermen trägt, von denen er sich nur durch die dicke goldene Amtskette, die er auf der Brust trägt, unterscheidet. Ihnen schließt sich endlich noch eine stattliche Reihe von City-Notabilitäten an. Wir haben uns Alle von unseren Sitzen erhoben und verneigen uns ehrfurchtsvoll vor dem vorüberschreitenden Citykönig. Der ganze Zug bewegt sich nach dem entgegengesetzten Ende des Saales hin, wo auf einer leichten Erhöhung ein goldglänzender Thron für den Lord-Mayor und seine Gattin errichtet ist. Sie nehmen darauf Platz und der Hofstaat gruppirt sich um seinen Souverän.

Jetzt beginnt die Cour. Alle hervorragenden Gäste — und solche, die sich dafür halten! — defiliren langsam am Throne vorüber. Der Ceremonienmeister verkündet mit Stentorstimme ihre Namen, sie verbeugen sich, das „Königspaar“ reicht Jedem die Hand, richtet auch wohl ein paar freundliche Worte an Einzelne, und diese verschwinden wieder in der Menge. Eine gar stattliche Reihe hervorragender Persönlichkeiten zieht so an uns vorüber, die je

nach ihrer Bedeutsamkeit und Beliebtheit in der City eine Ovation in Gestalt von Händeklatschen und selbst enthusiastischen Zurufen von Seiten der versammelten Gäste erhalten.

Es hatten sich eine Anzahl ausländischer Gesandten eingestellt, darunter der amerikanische, der chinesische und der japanesische, die in ihrer Amtstracht, der Erstere im Frack, die Letzteren in ihren auffallenden goldstrotzenden Gewändern, einen seltsamen Kontrast bildeten. Fast sämmtliche Kabinetsminister mit ihren Frauen waren erschienen und unter ihnen ward dem Marquis v. Salisbury und Lord Iddesleigh ein besonders enthusiastischer Empfang zu Theil. Unter den militärischen Gästen erregte General Wolseley das meiste Aufsehen. Der Lord-Großkanzler und eine Anzahl der obersten Richter des Landes blieben gleichfalls nicht aus und erweckten in ihren uralten, blutfarbenen, sackartigen Gewändern und langen Allonge-Perrücken mehr Heiterkeit, als Respekt vor dem Gesetz. Der Speaker oder Präsident des Parlamentes, Mr. Peel, fehlte ebenso wenig, wie Sir Frederik Leighton, der Präsident der Akademie. Und in dieser Weise waren alle bedeutendsten Stände des Königreichs vertreten.

Abermals ertönten die Fanfaren: der Hof brach auf. Wie bei dessen Eintritt, so zogen auch jetzt die Insignienträger vorauf. Der Lord-Mayor aber führte nun die Marquise v. Salisbury und der damalige Premierminister die Lady-Mayoreß. Ihr folgten wieder ihre maids of honour und denen schlossen sich in bunter Reihenfolge die anderen Gäste an, ein stattlicher Zug, der sich unter fortwährendem Fan-

farengeschmetter nach dem großen Saal von Guildhall hin bewegte, wo Gedecke für etwa achthundert Personen aufgelegt waren. Und königlich, wie bislang Alles zugegangen, so war auch das Mahl, das geboten wurde. Man veranschlagt die Unkosten desselben auf etwa 4000 Pfd. Sterl. (über 80,000 Mark), eine ganz erkleckliche Summe, die von dem Lord-Mayor und den gleichfalls nur auf ein Jahr gewählten beiden Sheriffs gemeinsam bezahlt wird. Diese beiden Letzteren bekommen gar keinen Gehalt, sondern übernehmen den Posten nur um der Ehre willen und als eine nothwendige Stufe zur Erreichung der höchsten Citywürde. Wer diese erlangt, bekommt zwar ein Gehalt von 10,000 Pfd. Sterl., aber es schickt sich für einen Lord-Mayor, wenn er populär sein will, daß er ungefähr das Doppelte seines Gehalts in seinem Amtsjahr verausgabt!

Bei einem solchen Gastgeber läßt sich's denn auch recht nett speisen. Das Mahl mit Schildkrötensuppe zu beginnen, ist ein stehender Brauch, dessen Ursprung sich im Dunkel der Jahrhunderte verliert und von dem heute kein Lord-Mayor abzugehen wagen würde. Uralt ist auch die Sitte, auf einem besonderen erhöhten Gerüst im Saale selbst einen ganzen „Baron of beef", das sind die beiden Keulen eines Rindes, unzertheilt aufzustellen, die erst mit Beginn des Essens im Angesicht aller Gäste ein Koch zu tranchiren begann. Dieser hatte von seinem hohen Piedestal aus jedenfalls den besten Ueberblick über die glänzende Gesellschaft.

Es läßt sich nicht leugnen, es waren darunter Manche,

die das Gepräge von Männern trugen, welche plötzlich durch ihren Handel in die Höhe gekommen, und jedenfalls mehr an das Kaufhaus und die Lagerräume gewöhnt waren, als an den Salon, ein Charakter, der in entsprechender Weise auch ihren Frauen aufgeprägt war und der die vornehme Welt Englands nur zu häufig veranlaßt, über die „City-Gesellschaft“ die Nase zu rümpfen. Im Großen und Ganzen aber ist dazu wenig Grund vorhanden; und so konnte sich insonderheit die Lady-Mayoreß sammt ihren Angehörigen all' den Damen der Aristokratie, die hier zu Gaste gekommen waren, was das Aeußere anbetrifft, in jeder Weise als völlig ebenbürtig an die Seite stellen.

Sobald der Nachtisch aufgetragen, wurden die in England bei einem öffentlichen Diner überall gebräuchlichen mehr oder weniger stereotypen Toaste vom Lord-Mayor ausgebracht: zuerst derjenige auf „die Königin“, dann der auf „den Prinzen und die Prinzessin von Wales und den Rest der königlichen Familie“; darnach derjenige auf „Heer und Flotte“, der auf „die Gesandten“, auf die „Richter“, auf „die Minister“, „das Parlament“ u. s. w. Jeder der Trinksprüche bedurfte einer besonderen Einleitung von Seiten des Lord-Mayors und fast jeder fand auch wieder eine mehr oder weniger angemessene Beantwortung von einem der auf den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens besonders hervorragenden Gäste. Nicht zufrieden damit, glaubten Alle uns auch noch einen eingehenden Bericht über den Stand der Dinge auf dem von ihnen vertretenen Felde schuldig zu sein. Das war ja interessant genug; es wurde nur Alles zu sehr in die Länge

gezogen. Die bedeutendste Rede des Abends war, wie sich leicht denken läßt, die Antwort des Marquis v. Salisbury auf den Toast der Minister, die, von mehr als halbstündiger Dauer, alle möglichen Gebiete der Politik berührte und mit einem Toast auf den Lord-Mayor schloß. Eine solche Premierminister-Rede wird seit vielen Jahren ebenso sicher auf dem Lord-Mayors-Bankett erwartet, wie die Schildkrötensuppe. Dessen sind auch die Herren Premiers sich wohl bewußt und sie geben sich deshalb auch die größte Mühe, etwas Redenswerthes zu verkünden. Reden sie doch auch nicht nur für den Lord-Mayor und seine Gäste, sondern für ganz England und selbst das Ausland! Und so hallte auch von Lord Salisbury's Rede am nächsten Morgen das ganze Land wider.

Nun wurde auch bald der „Loving Cup" (Liebesbecher) aufgetragen, ein kolossaler, kunstvoll gearbeiteter goldener Becher, der mit „sack", einem wunderlichen Gemisch von Portwein mit Muskatnuß und anderen Spezereien angefüllt war. Zuerst trank der Lord-Mayor selbst daraus. Dann fuhr ein Diener mit einer Serviette über den Rand des Bechers, wo Seiner Lordschaft Lippen ihn berührt, und reichte ihn der Nachbarin, die nun ihrerseits ein Schlückchen daraus trank und ihn weiter gab. In dieser Weise machte der „Liebesbecher" einem uralten, wenn auch nicht gerade appetitlichen Brauch gemäß, die Runde durch den Saal. Der Kelch ging an Keinem von uns vorüber!

Mehr als vier Stunden hatten wir so bei der Tafel gesessen, da endlich war des Redens ein Ende. In derselben Weise, wie man in den Saal eingetreten war, so begab

sich jetzt der Zug — mit Ausnahme derjenigen, die schon vorher davon gelaufen! — in heiterster Laune in die Bibliothek zurück, wo ein Tanz die jüngeren Elemente der Gesellschaft noch lange beisammen hielt.

Wenn man übrigens aus dieser Schilderung die Meinung schöpfen sollte, daß der Lord-Mayor eine besonders einflußreiche und wichtige Geschäfte verwaltende Persönlichkeit ist, so sei zur Aufklärung des deutschen Lesers hinzugefügt, daß auch hier, wie bei so Vielem, der Schein trügt. Vielmehr ist die Stellung eines Lord-Mayors fast nur eine repräsentative, das höchste Ziel des Ehrgeizes für reich gewordene Kaufleute, Rheder und Baumwollespekulanten.

---

# Unser Garten und seine Geschichte.

## Kulturhistorische Skizze.

Von

**A. Gröning.**



„Der Garten ist die der Kunst unterworfene Natur," heißt es ebenso einfach als klar in einem neueren Gartenwerke. Demgemäß ist die erste Entstehung des Gartens in den Augenblick zu setzen, wo man von der Natur oder ihren Erzeugnissen einen willkürlichen und künstlichen Gebrauch machte, d. h. den ersten Baum neben die Erd- oder Lehmhütte pflanzte. Von diesem Moment aber bis zu

dem, welcher einen wohlangelegten Garten nach unseren Begriffen sah, mußte dann noch eine lange Zeit vergehen.

Die Egypter sind das erste Volk, über dessen Gartenanlagen wir nähere Kunde haben. Sie durften sich deren bereits rühmen, als man in Europa noch nicht über die Pfahlbauten hinaus gelangt war. Ebenso besaßen die Inder schon vor 2500 Jahren prächtige parkähnliche Gärten mit Grotten und Teichen, über die uns aber nur einzelne Notizen in den heiligen Büchern der Buddhisten zugekommen sind. Besser sind wir über die egyptischen Gärten unterrichtet.

In Egypten mußte das grelle Gelb des Wüstensandes, das stetige Blau des Himmels, die schattenlosen, von Sonnenbrand ausgedörrten Ebenen das Verlangen nach Anpflanzungen wachrufen, welche alsdann durch die Gunst des Klima's rasch empor wuchsen.

Für reichliche Bewässerung sorgte der Nil mit seinen zahlreichen Kanälen. Die Anpflanzungen waren von größter Regelmäßigkeit. Die gleichmäßigen Ebenen, die gerade, rechtwinkelige Form der Kanäle waren das Vorbild der Architektur, an welche sich die Gestalt des Gartens anschloß.

Der wohlhabende Egypter hatte viele und verfeinerte Bedürfnisse. Dazu gehörte auch eine große Dienerschaft. Das führte zur Erbauung eines Häuserkomplexes, den Höfe unter sich verbanden, während das Ganze eine Mauer umgab. Diese Höfe gestalteten sich im Laufe der Zeit zu Gärten um, Cedern, Palmen, Sykomoren wurde alleenweise gepflanzt, geradlinig und im rechten Winkel sich kreuzend, wie es der Anschluß an die Architektur noth-

wendig machte. Wasser war das belebende und erfrischende Element, und der Kanal oder das Bassin, in welche es geleitet, groß genug, um die von Sklaven gezogenen Gondeln zu tragen. Auf seiner Oberfläche wiegte sich die Lotosblume. An seinem Ufer blühten Gewächse in künstlich bemalten Thongefäßen, ausgezeichnet durch Farbe und Duft, wie die Egypterinnen sie liebten. Beschnittene Hecken grenzten das Wasser ab, durch ihre Form eine Wiederholung der Grundlinien bildend.

Im Schatten der Alleen oder im Bereich des kühlenden Wassers erhoben sich Lusthäuschen, aus denen im Laufe der Zeit ganze Paläste wurden. Demgemäß dienten sie immer weniger einem vorübergehenden Aufenthalt und ihre innere Ausstattung wurde von einer einfachen, obzwar künstlerischen, in die kostbarste und raffinirteste umgewandelt.

So erhielt der Garten frühzeitig ein Prinzip, einen Styl. Er ging nicht mit den Egyptern und ihrer Kultur zu Grunde, sondern dehnte sich durch die Vermittelung der Araber bis auf unsere Zeit aus. Nur China und Japan blieben von einer direkten Berührung ausgeschlossen.

Zunächst verpflanzte sich der Garten in die Ebenen Mesopotamiens und Assyriens, wo die Armuth der Vegetation und der Mangel an Wasser ungleich größere Anstrengungen nöthig machten. Aber außer der Neigung zur Nachahmung reizte es die Herrscher, ihrer Machtfülle einen dauernden Ausdruck zu geben. So entstanden Gärten wie die der Semiramis, welche auf gemauerten Wölbungen ruhten, die nach einem Jahrhundert unter ihrer Last zusammenbrachen.

Auch die Beherrscher anderer Länder liebten und hegten Gärten. Vor Allem Alexander der Große, welcher den berühmten babylonischen Gärten besondere Pflege widmete. In Persien, wo die Rose heimisch ist, mochte er dafür Vorliebe gewonnen haben. Durch Alexander den Großen wurde der asiatische Garten dann auch nach Griechenland verpflanzt.

Für eine Pflege des Gartens aus rein ästhetischen Gründen besaßen die Griechen der älteren Periode nur geringe Fähigkeit. Er diente lediglich dem Nutzen. Man hegte wohl Blumen, aber um des Handels willen. Der Einfluß der Egypter war zunächst nur ein wissenschaftlicher. Botaniken wurden geschrieben und Pflanzen akklimatisirt, auch wurde die Vegetation eine künstlichere, man legte Lauben und Grotten an, führte Jagdgärten ein. Doch die alte Quadratform blieb.

Die Beziehungen Italiens zu Griechenland brachten dann abermals eine Veränderung mit sich. Ersterem Lande wurden durch die griechischen Kolonien eine Menge Kulturpflanzen zugeführt: der Weinstock, Oelbaum, die Mandel, Kirsche, Kastanie, Rose, Lilie, Myrte, Krokus, Veilchen. Ihre Einbürgerung in das pflanzenarme Land, das hauptsächlich dem Ackerbau sich widmete, war eine günstige Vorbereitung für den nun durch die Römer entwickelten Garten. Diese waren das einzige Volk des Alterthums, welches seinen Garten in engere Beziehungen zum Familienleben brachte, indem es seine Wohnung in ihn hinein ausdehnte. Doch auch dies geschah erst, als sie sich auf dem Gipfel ihrer Weltmacht dem Luxus ergaben und der griechisch-asiatische

Einfluß ihr Wesen zu zersetzen begann. Die ungepflegte Umgebung, das bloße Feld genügte eben nicht mehr für die Stunden der Ruhe und des Genusses. So entstanden Luxusgärten, über welche jedoch nur spärliche Kunde erhalten ist.

Bald genügte für sie die Nähe der Stadt nicht mehr. Das Terrain war allzu beschränkt, das überreizte Leben verlangte nach größerer Abgeschlossenheit, klimatische Einflüsse machten sich geltend. So entstanden die Villen am Meeresufer oder im Gebirge, von denen wir eine Schilderung des jüngeren Plinius besitzen. In der Villa lebte der Römer nur sich und seinen Gästen.

Die überall ungleiche Lage und Bodenbeschaffenheit bedingte eine stets neue Anlage auch für die Gärten. Sie enthielten freie und umschlossene Sitze, nach dem wechselnden Bedürfniß abgelegen, sonnig oder schattig, da je nach der Tageszeit bald ein Aufenthalt in kühlen, dunklen Gemächern vorzuziehen war, bald in Gallerien über dem Meere. Es gab Laubengänge zum Träumen, zum Ruhen in der Sänfte, Plätze für körperliche Uebungen, Alleen zum Fahren und Reiten. Wie in Egypten war auch hier die Kunst das leitende Prinzip, mit dem man schließlich über sich hinaus gerieth. Wie in der Zopfzeit deuteten auch hier die willkürlichen Formen darauf hin, in welche man den Taxus- und Buchsbaum verschnitt. Noch deutlicher trat das Uebermaß in der Verwendung des Wassers hervor. Anfangs war es nur eine eingefaßte Quelle, deren Geplätscher die Stille unterbrach. Eine Statue oder Nymphe schmückte allenfalls den Ruheplatz,

dann schleuderte ein Springbrunnen seine Wassermasse empor, welche in kostbare, mit Figuren geschmückte Schalen zurückstürzte. Später überbot man sich in Spielereien, lagerte am Rande des Bassins auf Marmorbänken, unter welchen plötzlich, scheinbar durch das Gewicht des Sitzenden getrieben, das Wasser einherfloß, oder man nahm daselbst seine Mahlzeiten ein, ließ die kleineren Schüsseln auf dem Wasser schwimmen und stellte die größeren auf den Rand des Bassins.

Im Gegensatz zur Villa blieb das römische Stadthaus, mit dem man ebenfalls Gartenpflege verband, seiner ursprünglichen Anlage zu allen Zeiten treu. Die daran angeschlossenen zwei Höfe benutzte man zur Herstellung des Peristyles (Gartenhofes). Unter dem Säulengange des Hauses brachte man das perspektivische Wandgemälde an, welches uns erst durch die Ausgrabungen Pompeji's bekannt wurde. Eine Brunnenanlage in der Mitte des Platzes, mit Rasen darum, Blumenbeete und dekoratives Schlinggewächs, das waren die stets gleichen Bestandtheile, welche je nach Geschmack und Reichthum ihre Verwendung fanden.

Direkte Nachbildungen des römischen Peristyls sind der Klostergarten, den man noch heute an manchen romanischen Kirchen und Klöstern sieht, der arabische und der Haremsgarten. Statt des geraden Ganges, der in das römische Atrium führte, hatte der Orientale indeß den gewundenen. Folgte auf ihn nur ein Hof, so gestattete eine abgeschlossene Gallerie den Frauen den Mitgenuß. Der Hof entwickelte sich auch hier zum Garten, in welchem

man das süße Nichtsthun mit allen Mitteln eines raffinirten Geschmackes unterstützte. Man leitete das Wasser in von kostbaren Steinen gebildete Bassins oder Kanäle, von Rosenhecken umgeben und durch Fische, Vögel, Blumen belebt. Blüthengebüsche gingen in imposante Alleen über, dem Hauptbestandtheil des orientalischen Gartens. Ihre Baumarten, Palmen, Cedern, Sykomoren, vervollständigten den Eindruck des vorherrschend Architektonischen, dazu fehlte es nicht an reichem ornamentalen und dekorativen Schmuck.

Die neue abendländische Kultur, welche sich an Stelle der zertrümmerten antiken aufbaute, hatte harte Kämpfe zu bestehen, welche eine künstlerische Gestaltung des Gartens vorerst unmöglich machten. Die auf das antike Haus folgende Burg wurde nicht wie jenes nach einem einheitlichen Muster erbaut, sondern durch Willkür und Zufall.

Während des ganzen Mittelalters war die Form des Gartens die stets gleiche quadratische, auch dann, als man unter dem Einfluß der Gothik begann, sein Inneres umzuformen. Selbst jetzt bedurfte es noch geraumer Zeit, ehe man mit der Monotonie des Quadratfeldes zu brechen vermochte, und eigentlich waren es erst die Schöpfer der Renaissancegärten, welche einen wirklichen Umschwung herbeiführten.

In dieser Epoche gewährt uns der französische Garten durch Wort und Bild eine eingehendere Vorstellung, und wir dürfen bereits eine gewisse Uebereinstimmung zwischen den einzelnen Ländern annehmen. Umgab eine Mauer den Garten, so fehlten ihr die gothischen Stütz- und Strebepfeiler nicht. Die Eingangspforten hatten Portale und

mit Figuren ausgestattete Nischen. An Lusthäuschen aus Holz oder Stein, an Lauben, steingefaßten Springquellen war kein Mangel. Die Hecken wurden sorgsam verschnitten und Gesträuch in größeren Parthien zusammengestellt. Mit Vorliebe verwendete man jetzt die Rose. Lauben und tonnenartig gewölbte Gänge überspannten ganze Wege und ihre Kreuzungen. Eine beliebte Neuerung war das Labyrinth, ein räthselhaft in sich verschlungener Heckengang. Es scheint antiken Ursprunges.

Wie Italien den letzten entwickelten Garten gesehen, sollte es auch den ersten künstlerisch angelegten neuen wiederum hervorbringen. Es ist nicht festgestellt, wie weit hierbei antike Traditionen nachwirkten. In diesem Lande vereinigte sich Alles, um ihn zu einem architektonischen, d. h. lediglich durch die Kunst gebildeten zu machen. Man liebte die Natur nicht um ihrer selbst willen, wie im Norden geschieht, aber man wußte ihre Linien und Formen zu würdigen. In Italien bedarf es dazu eines vorgebildeten Auges, seine Abhänge, Weinspaliere sind an sich schon ein Vorbild für die architektonische Gartengestaltung. Sodann tritt die Blume gegen den Strauch und Baum zurück, und beide, die Ceder, Pinie, Palme, der Lorbeer, die Azalee, Kamellie, Myrte (im Norden die Eiche) stellen gleichsam das architektonische Element dar mit ihren scharfen Umrissen. Alle diese natürlichen Bedingungen wurden Ursache, daß es dem englischen landschaftlichen Garten nicht gelang, in Italien heimisch zu werden, und um so weniger, je weiter es nach Süden ging.

Italiens Gartenkünstler waren zugleich die Erbauer

ihrer Paläste und dazu Maler und Bildhauer in einer Person. Daher denn auch die große Einheitlichkeit zwischen Garten und Haus.

Das Rococo gewährte dem Garten abermals eine neue, glänzende Ausprägung. Wo aber die Renaissance noch der Natur wenigstens bedingten Spielraum gelassen, ist nunmehr Alles Zwang, Manier, trotz aller glänzenden Effekte.

Der französische Garten wurde durch den holländischen um mehrere Jahrzehnte zurückgehalten. Im Beginn des 17. Jahrhunderts stand Holland auf dem Gipfel seiner Macht. Auch sein Garten erlebte eine kurze Blüthe (1630 bis 1640). Derselbe ist kaum anders als ein Ausklang des mittelalterlichen anzusehen; freilich mußten Volksgeist und Bodenbeschaffenheit dazu beitragen, für Terrassen und Treppenbau gab es keinerlei Vorbild, noch begünstigte ihn das Klima. Auch die Neigung zum Altgewohnten widersprach ihm. So kam es, daß nur eine Gitterarchitektur geringe Abwechselung brachte und man dafür die Blumenzucht besonders kultivirte. In dieser Epoche wurde, wie bekannt, die Tulpenzwiebel Gegenstand der Spekulation, der holländische Garten beherrschte das ganze nördliche Europa bis zu den Alpen. Nicht immer war es ein Vortheil, denn es raubte manchem prächtigen Renaissancebau die landschaftlich volle Wirkung.

Als dieser Einfluß gebrochen war, ging man in Frankreich um so schneller vorwärts, wo schon Lenôtre seine Schaffenskraft entwickelte.

Von der Höhe aus, welche das Schloß oder Landhaus

krönte, gab Lenôtre eine Alles umfassende Uebersicht und ließ von hier aus eine dreifache Terrassengliederung folgen. Das großartig gedachte Mittelfeld diente der Teppichgärtnerei, für die er einen unerschöpflichen Reichthum an Mustern besaß, welche der Größe des Feldes entsprachen. Die kleinlichen Buschpartien verwandelte er in mit Hecken umgebene Baumfelder, welche kräftig in die Luft ragten. In diese obere Parthie verlegte er die in Frankreich beliebten Konzert-, Tanz- und Ballhäuser, sowie das Labyrinth. Das Mittelfeld wurde durch Baumreihen abgegrenzt, dazwischen öffneten sich Alleen mit weiten Fernsichten, denen nirgends ein Abschluß fehlte. Dahinter gestaltete er seine Anlage waldartig, soweit bei Lenôtre davon die Rede sein kann. Wie wenige andere Gartenkünstler verstand er sich auf die Vortheile der Verbindung von Wasser, Skulptur, Terrain, Vegetation und Architektur, vor Allem aber auf die Verwendung des Wassers, worin er, wie es heißt, ein Künstler war, wie ein Anderer in Marmor. Um seine Räume zu beleben, wie sie es forderten, erfüllte er sie mit Wasserkünsten, zu deren Belebung er wiederum die Skulptur heranzog.

Keine Kunst geht schneller zu Ende, als die des Gartens, in der Regel schon mit dem, der sie schuf. Hier zeigte sich der Verfall zuerst an den Seitenwänden, die mehr und mehr zum Schema wurden. Man verschnörkelte sie, machte Oeffnungen, ließ sie ein- und mehrstöckig, mit ganzen Fenstern erscheinen, als Portale, Nischen, stellte ganze Jagden selbst durch sie dar. Natürlich bedurften sie der Stütze und wurden äußerst unbehilflich. Wie an-

gedeutet, verflachte man die Gärten und raubte ihnen die Hauptwirkung: den Wechsel zwischen Licht und Schatten, wodurch Lenôtre seinen Schöpfungen den in jeder Beleuchtung magischen Reiz verlieh, weil man nunmehr auch die Hecken und Baumwände niedriger halten mußte.

Der nothwendige Rückschlag ging dann von England aus, wo man sich am stärksten nach der Natur sehnte, welche man längst vergessen hatte. So wurde die Naturnachahmung die ausschließliche Tendenz des englischen Gartens im vorigen Jahrhundert. Zur Vollendung der Täuschung pflanzte man sogar abgestorbene Bäume. Da war es ein Glück, in dem Landschaftsmaler Kent einen schöpferischen Leiter zu finden, dem eine bloße Uebereinstimmung von Garten und Landschaft nicht genügte. Es fehlte die landschaftlich volle Wirkung. Dieser Noth machte die englische Uebersetzung einer Beschreibung chinesischer Gärten ein Ende. Bald sprach man in Europa nur noch von englisch-chinesischen Gärten, deren Einfluß ein noch größerer, als der ihrer Vorgänger war.

Indem man jetzt aber dem Vorbilde gemäß die vollste Absichtlichkeit vorwalten ließ und die schärfsten und barocksten Kontraste, hatte man sich, ohne sich darüber klar zu sein, weit von der Naturnachahmung entfernt. Man errichtete Hügel, ließ Felsen aufragen, warf Berge auf, verwendete das Wasser auf scheinbar natürliche Weise als Quelle, Fluß, Kaskade. Die Wege führte man in der bisher nicht üblichen Bogenlinie. Mittel- oder Hintergrund des mit diesen Hilfsmitteln geschaffenen Einzelbildes, aus denen sich fortan der Park zusammensetzte, war ein Gebäude jeden Charak-

ters und jeden Styles, mit einer zu ihm passenden landschaftlichen Umgebung.

Kent's Nachfolger verfielen der Schablone. Mit dem Beginne dieses Jahrhunderts war der Garten wenig mehr als ein schmaler Waldgürtel mit Baumgruppen auf den Wiesenflächen, über die man spottete, wie zuvor über den französischen Garten. Repton begründete dann eine neue Schule, ohne aber mit dem Bisherigen gebrochen zu haben. Sein Verdienst ist die Aufstellung des noch immer giltigen Satzes, daß Naturnachahmung ohne eine läuternde Kunst der Berechtigung entbehre. Auch das einseitig Pittoreske duldete er nicht mehr, wenn es einen Widerspruch enthielt, wie z. B. das Wohnen oder Tanzen in einer Ruine. Der Garten, so lehrte er, müsse zwischen einer Wildniß und der Künstelei der französischen Gärten stehen. Aufgabe der Kunst war: Verhüllung der Mängel des Gartens und Hervorhebung seiner Vorzüge und über seine Ausdehnung im Dunkel zu lassen; dann leitete Repton die malerische Anwendung des Hell und Dunkel als Licht und Schatten ein.

In Deutschland gewann einige Jahrzehnte später Fürst Pückler-Muskau Bedeutung. Er hatte seinen Blick in England geschult, ohne ihn aber gegen die Mängel der englischen Gärten zu verschließen, denn ihm war die Monotonie in der Verbindung zwischen Wiesen und Bäumen nicht entgangen, welche lediglich den Thierstaffagen dienten. Letztere erachtete er im Park als unzulässig. Ihm galt der Park als eine Bildergallerie, deren ruhiger Wechsel sich dem Betrachtenden allmählig offenbare. Die Natur

gab hiefür die Mittel, die Kunst die Form, den Ausdruck, Farbe, Licht und Schatten, Alles mußte aus der Individualität des Schöpfers hervorgegangen scheinen. Diese Grundzüge gelten noch heute. Daneben ist Anderes aufgetaucht: die Vereinigung des landschaftlichen Gartens mit seinem Gegensatz, dem architektonischen. Auch darin ist England mit großen Vorbildern in Windsor und London vorangegangen.

So zeigt uns ein Rückblick auf die Geschichte des Gartens zahlreiche Wandlungen, die mit der Kulturstufe der Völker gleichen Schritt halten und genau den jeweiligen ästhetischen Bildungsgrad wiederspiegeln.

---

# Der Brand einer Weltstadt.

## Historische Skizze.

Von

P. Schwanfelder.

(Nachdruck verboten.)

Rom, die berühmteste Stadt des Alterthums, war zugleich in der Zeit ihrer Blüthe und noch während der Regierung der Kaiser die schönste Europa's. Zwar hatte sie namentlich in ihren älteren Theilen ein sehr unregelmäßiges Aussehen, die Straßen zogen sich in starken Krümmungen hin und waren meist sehr eng; auch mögen sich

die Häuserfronten mit ihren hohen Stockwerken und unregelmäßigen Fenstern nicht gerade elegant ausgenommen haben; allein der Gesammteindruck Roms, wie er dem Beschauer vom Kapitol oder von einem der sieben Hügel sich darstellte, das weite Häusermeer mit den daraus sich abhebenden Tempeln, Palästen, Theatern, Triumphbogen, Thoren und Säulengängen war trotzdem höchst großartig.

Man weiß, daß zur Zeit des Augustus die Bevölkerung ohne die Ritter und Senatoren, ohne die Frauen und Mädchen 320,000 Köpfe betrug; darnach läßt sich berechnen, daß die Zahl sämmtlicher freien Einwohner damals mindestens 650,000 betragen haben muß. Nimmt man dazu die Sklaven, welche jedenfalls weit zahlreicher waren als die Freien, so wird die Einwohnerzahl nicht viel hinter zwei Millionen zurückgeblieben sein. Aber von Augustus an war die Zahl der Bevölkerung Roms fortwährend im Steigen bis zu der Zeit des Trajanus (98 bis 117 n. Chr.), unter welchem sie ihre höchste Höhe erreicht zu haben scheint. Ein Schriftsteller jener Epoche sagt mit Rücksicht auf die vielen Stockwerke der römischen Wohnhäuser: „Wie ein starker Mann andere über sich in die Höhe hebt und trägt, so trägt Rom Städte auf Städten, die es über sich in die Höhe erhoben hat; könnte man sie auf dem Boden ausbreiten, so würde die ganze Breite Italiens bis zum adriatischen Meere davon wie von einer zusammenhängenden Stadt ausgefüllt werden."

So nahm sich das Bild von Rom aus, als Kaiser Nero den Thron inne hatte, dessen Ausschweifungen und Grausamkeiten ihn bis auf den heutigen Tag zu einer

sprichwörtlichen Gestalt des Abscheus gemacht haben. Durch eine Intrigue auf den Thron gelangt, der ihm eigentlich nicht zukam, ergab er sich dem zügellosesten Lebenswandel, ließ seine Mutter Agrippina wie seine Gemahlin Octavia ermorden, fröhnte den absonderlichsten Launen, den niedrigsten Leidenschaften, und gefiel sich darin, das unwürdigste Benehmen zur Schau zu tragen. Man kann sich nach alledem nicht wundern, wenn ihm die öffentliche Meinung auch die furchtbare Katastrophe zur Last legte, welche im Jahre 64 n. Chr. vernichtend über die schöne Siebenhügelstadt hereinbrach, und welche wir im Nachfolgenden etwas näher in's Auge fassen wollen.

Es war am 17. Juli dieses Jahres (dem zehnten der Regierung Nero's), an demselben Tage, an welchem vor mehreren Jahrhunderten Rom von den Galliern in Brand gesteckt worden war, als plötzlich während der Nacht an dem südöstlichen Ende des Cirkus Maximus eine Feuersbrunst ausbrach und mit rasender Schnelle um sich griff. Eine Menge hölzerner Buden und Magazine, vorzugsweise mit brennbaren Stoffen angefüllt, waren an die Mauern des Cirkus angebaut, und so kam es, daß die Flammen, durch einen starken Ostwind getrieben, die kräftigste Nahrung fanden und sich bald in zwei Richtungen ausbreiteten, zumal sie nirgends auf massives Mauerwerk trafen, das ihnen Widerstand hätte bieten können. Die Einrichtungen des Feuerlöschwesens aber waren damals noch ziemlich mangelhaft.

Der Cirkus war von dem einen Ende bis zum anderen mit hölzernen Gallerien umgeben, längs welcher das Feuer

mit einer Hast hinjagte, die allen menschlichen Gegenanstalten Trotz bot.

Der Brand durchstrich mit wachsender Heftigkeit zuerst die tiefer gelegenen Parthien, stieg dann in die höher liegenden Theile der Stadt und ergriff dann wieder die Niederungen, indem seine Schnelligkeit wegen der engen und unregelmäßig gewundenen Straßen und der hohen Stockwerke aller Gegenanstrengungen spottete. Unaufhaltsam rasten die Flammen fort, bis sie eine solche Gewalt erlangten, daß von der bloßen Hitze, die sie ausströmten, Ziegel und Steine wie Papier sich krümmten.

Die Flammen — schildert ein Geschichtsschreiber das schreckliche Unglück — fanden in den dichten Häusermassen, in dem dürren Holz und Gebälke der oberen Stockwerke eine furchtbare Nahrung und sprangen leicht über die engen Straßen von einem Hause zum anderen. Schreiend und heulend, unter Fluchen und Toben stürzten die Menschen, Männer und Greise, Frauen und Kinder aus den Häusern, eilten händeringend in dichten Schaaren durch die Straßen, ringsum von Tod und Verderben umgeben. Viele wurden in den Häusern vom Feuer überrascht und fanden kein Entrinnen mehr; sie riefen verzweifelnd von den Dächern, aus den Fenstern um Hilfe, bis der Rauch sie erstickte, die Flamme sie verschlang. Hier stürzen Mauern, dort die Stockwerke eines Hauses krachend in die Straße und überdeckten mit Schutt und brennenden Balken die wogende, kreischende Menge; wallender Dampf, mit Asche und sprühenden Funken vermischt, erfüllte die Gassen, so daß die Flüchtenden nicht wußten, wohin die Schritte wenden.

Die Verwirrung war allgemein und ungeheuer. Die Einen stehen starr und rathlos da und sehen schweigend zu, wie das Feuer ihre Wohnung und ihre Habe verschlingt, bis ein fallender Balken sie erschlägt; Andere flüchten aus ihrem brennenden Hause nach dem nächsten, das Sicherheit verspricht; auch hier bricht schon die Flamme hervor und treibt sie weiter, und immer weiter geht die Flucht. Einer stürzt über den Andern, Viele werden zu Boden getreten und stehen nicht mehr auf. Die Meisten sind froh, mit dem nackten Leben davon zu kommen. Dieser und Jener hat seine werthvollste Habe in ein Bündel zusammen gebunden und schleppt sie keuchend fort; die Last wird sein Tod, er stürzt erschöpft zusammen, oder ein Räuber haut ihn nieder und raubt die Last.

Tausende kamen so in dem Gewühle um, durch die stürzenden Trümmer, durch das Gedränge oder durch Räubers Hand; Manche auch warfen sich, an Allem verzweifelnd, in die Flammen. Zuletzt suchte Alles das Freie, denn in der Stadt war nirgends mehr Sicherheit; aber wie Manchem ward der Ausweg durch die Trümmer verbaut! Er hatte zu lange gezögert, er wollte seine Lieben retten und vermochte es nicht.

Draußen auf den Landstraßen und auf den Feldern lagerte man sich und sah von fern dem wüthenden Feuer zu. Gar Mancher büßte hier noch durch Hunger und Noth sein Leben ein.

Inmitten all' des Schreckens und der Verwirrung aber sah man, wie behauptet wird, nicht nur Soldaten und Wächter, welche jeden Löschversuch zu verhindern suchten,

sondern auch ruchlose Buben, welche in die noch unversehrten Gebäude Feuerbrände schleuderten und, wenn sie dabei betroffen und zur Rede gestellt wurden, behaupteten, daß sie auf höheren Befehl so handelten.

Darauf stützt sich die von verschiedenen Historikern verbreitete Behauptung, Kaiser Nero sei der Anstifter der Feuersbrunst und habe durch seine Diener den Brand anlegen und verbreiten lassen. — Warum dies? Aus bloßer Bosheit, aus bloßem Wohlgefallen am Gräßlichen? Einem so entarteten Menschen wie Nero konnte man auch das zutrauen und seine Unterthanen schienen ziemlich allgemein dieses Glaubens gewesen zu sein. Eine andere Ansicht war die, daß der Wütherich die Stadt nicht aus purem Muthwillen der Zerstörung preis gegeben habe, sondern in der Absicht, sie prachtvoller nach seinem Geschmack wieder aufzubauen und dem neuen Rom seinen eigenen Namen beizulegen. Indeß so verworfen dieses Staatsoberhaupt auch in Wirklichkeit war, diese Unthat scheint ihm doch mit Unrecht aufgebürdet worden zu sein. Fast alle neueren Geschichtsforscher sind darin einig, daß ihm der Brand Roms schwerlich zur Last gelegt werden könne. Es werden dafür verschiedene Gründe geltend gemacht, deren Stichhaltigkeit wir hier nicht weiter untersuchen wollen. Mit Sicherheit entschieden ist die Frage allerdings nicht.

Nero befand sich beim Ausbruch des Feuers nicht in Rom, sondern weilte auf seiner Villa zu Antium, etwa 68 Kilometer von der Stadt entfernt. Als er die Residenz erreichte, fand er sein eigenes Schloß bereits von den

Flammen ergriffen. Noch während der Nacht eilte er ohne Leibwache nach allen bedrohten Punkten, um die Rettungsarbeiten zu betreiben, und in den nächsten Tagen öffnete er der obdachlosen Menge eine Reihe leer stehender Bauten, sowie die ihm selbst gehörenden Gärten; auch ließ er in aller Eile für die Bedürftigen große Baracken errichten und aus Ostia und anderen Orten die nöthigen Geräthe herbeischaffen.

Es wird aber weiter berichtet, daß, während ganz Rom der Verzweiflung nahe war, ja, Viele aus Verzweiflung sich in die Flammen stürzten, Nero die höchste Zinne des Palatiums bestieg, von wo aus man den größten Theil der brennenden Stadttheile übersehen konnte und, als Harfenspieler kostümirt, ein selbst verfaßtes Gedicht auf die Zerstörung Iliums deklamirte. Solche komödiantenhafte Phantastereien gehörten zu den besonderen Liebhabereien dieses Kaisers, der es ja auch nicht unter seiner Würde hielt, als Sänger, Wettkämpfer und Schauspieler öffentlich aufzutreten und um das Beifallklatschen der Menge zu werben.

Nach sechstägigem Wüthen hatte sich das Feuer endlich gelegt und die unglücklichen Obdachlosen begannen bereits wieder Athem zu schöpfen und die Trümmer ihrer Wohnungen nach etwa noch erhalten gebliebenen Stücken ihrer Habe zu durchsuchen, als mit einem Male in einem anderen Stadtviertel ein zweiter Brand ausbrach. Die Gegend, in welcher dies geschah, lag etwas freier; auch hatte sich der Wind inzwischen so gedreht, daß man des Feuers diesmal eher Herr werden konnte. Nach drei Tagen

war diese zweite Feuersbrunst überwunden; es waren dabei weniger Menschen umgekommen und nicht so viele Häuser eingeäschert worden, wie beim ersten Male, dagegen aber um so werthvollere Gebäude, wie Tempel, Theater, Säulengänge u. s. w.

Die Wirkung der zwiefachen Feuersbrunst war eine furchtbare, und nahezu das ganze Rom wurde dabei in Mitleidenschaft gezogen. Von den vierzehn Bezirken, in welche die Stadt getheilt war, gingen drei völlig zu Grunde, während sieben andere mehr oder minder schwer betroffen wurden; nur vier von der gesammten Zahl kamen ganz unbeschädigt davon. Nach neueren Berechnungen war der Umfang der Brandstätte dreimal so groß als das Terrain der berühmten Londoner Feuersbrunst vom Jahre 1666, welche über 13,000 Gebäude zerstörte. Die Zahl der abgebrannten Häuser, Paläste und Tempel in Rom, sagt Tacitus, der ziemlich eingehend über die Katastrophe berichtet, dürfte schwerlich genau angegeben werden können, indeß befanden sich darunter die ältesten Heiligthümer, der von Servius Tullius geweihte Tempel der Luna, der Tempel der Diana, die Kapelle und der Altar des Herkules, der Romulische Tempel des Jupiter Stator, das Heiligthum der Vesta mit dem Palladium und dem ewig brennenden Herde des römischen Volkes u. s. w. Unzählige Kunstschätze, die Meisterstücke der griechischen Malerei und Bildhauerei, werthvolle Siegestrophäen der Heldenzeit, Schriften und Urkunden unersetzlicher Art wurden zugleich ein Raub der Flammen.

Der Verdacht, daß der Kaiser der Urheber des Un-

glücks sei, gewann im Volke immer mehr Boden und die daraus entspringende Mißstimmung gab sich bereits mehrfach ziemlich unzweideutig zu erkennen. Nero bemerkte dies gar bald. Um nun die aufgeregte Menge zu beschwichtigen und ihr einen Ableiter für ihren Groll zu geben, ließ er die Christen, welche damals in Rom lebten, als die Anstifter des Brandes bezeichnen. Und so warf man sich denn mit voller Wuth auf diese unglücklichen Opfer.

Nero zeigte sich dabei in seiner ganzen Abscheulichkeit. In raffinirtester Weise benutzte er die Gelegenheit, um dem verthierten Pöbel ein Schauspiel ganz absonderlicher Art zu bieten. Blutige Unterhaltungen, Kreuzigungen, Enthauptungen, Verbrennungen auf Scheiterhaufen und andere Greuel waren längst etwas Gewöhnliches. Nero wollte aber der barbarischen Schaulust des Pöbels einen ganz neuen Reiz darbieten und so hüllte er die armen Menschen in Thierfelle und gab sie so den Angriffen wüthender Hunde preis; Andere wurden mit Pech und Harz überzogen, an Pfähle gebunden und bei einbrechender Dunkelheit als „lebende Fackeln" zur Beleuchtung der Orgien in Brand gesetzt, noch Andere wurden zwischen Bretter gepackt und zersägt. Nero gab seine eigenen Gärten zu diesem entsetzlichen Schauspiel her.

Dies war die erste grausame Christenverfolgung, die uns die Geschichte überliefert hat, und die sich übrigens nicht, wie man sieht, auf religiöse Ursachen zurückführen läßt, denn religiöse Intoleranz war den alten Völkern überhaupt fremd. Kaiser Claudius hatte sich zwar schon früher feindselig gegen die Christen in Rom gezeigt, sich aber doch

damit begnügt, sie einfach aus der Stadt zu vertreiben. Auch der Apostel Paulus befand sich damals als Gefangener in Rom und es ist höchst wahrscheinlich, daß auch er nicht verschont blieb, sondern in das Strafgericht mit verwickelt wurde.

Das Feuer war übrigens kaum völlig erloschen und die Asche erkaltet, als auch schon auf Nero's Befehl viele Tausende von Arbeitern herzueilten, die Schutthaufen hinwegräumten und mit dem Wiederaufbau der Häuser begannen. Der Kaiser selbst hatte in Gemeinschaft mit einer Reihe von Baumeistern einen bestimmten Plan dazu entworfen. Die Straßen wurden jetzt breit und schnurgerade gehalten, die Häuser nur aus Stein und in einer mäßigen Höhe aufgeführt und auf ihrer Vorderseite mit schattenspendenden Säulenhallen versehen; auch wurden zum Schutze gegen etwaige künftige Feuersbrünste zahlreiche Wasserbehälter angebracht. Diejenigen Grundeigenthümer, welche ihre Häuser nicht aus eigenen Mitteln wieder herzustellen vermochten, erhielten das Geld dazu aus der Staatskasse; den übrigen wurde für den Fall, daß sie mit dem Bau bis zu einem bestimmten Zeitpunkt zu Ende kämen, eine Belohnung zugesichert.

Einen großen Theil der Brandstätte hatte sich Nero für seine eigenen Neubauten angeeignet. Hier legte er einen großartigen Palast an mit weiten Parks, welche selbst Kornfelder, Wiesen, große Weiher, Haine und namentlich kunstvoll angelegte Spazierwege mit weiten Fernsichten umschlossen. Dieses imposante Gebäude von der Ausdehnung einer ganzen Stadt war mit so unerhörtem, alle

Begriffe übersteigenden Luxus ausgestattet, daß es im Volksmunde den Namen „das goldene Haus" erhielt. Der Vorhof war in einer Länge von tausend Schritten von einer dreifachen Säulenhalle umgeben und enthielt den 120 Fuß hohen Bronze-Koloß des Kaisers selbst. Das Innere des Palastes war überall mit Gold überzogen; die Decken der Säle bestanden aus beweglichen Platten von Elfenbein und ließen durch schmale Oeffnungen die Wohlgerüche und Blumendüfte, welche die Gemächer erfüllten, in's Freie gelangen. Einer dieser Räume wurde Tag und Nacht in Bewegung erhalten und sollte, indem er sich um die eigene Axe drehte, die Bewegung des Weltalls nachahmen.

„Endlich," meinte Nero nach der Vollendung aller dieser Bauten, „werde ich wie ein Mensch wohnen können!"

Die reichen Römer, selbst die reichen Freigelassenen eiferten dem Kaiser in der Errichtung der luxuriösesten Gebäude nach und so entstand Rom verschönert aus der Asche, ja, man kann sagen, daß Rom, vorher eine große aber schlecht gebaute Stadt, erst nach dem großen Brande jene Pracht und Schönheit erlangte, welche bis zu seinem Untergange das Staunen des ganzen Erdkreises erregte.

Mit wie viel Jammer und Elend, vernichteten Existenzen und namenlosen Leiden freilich dieser äußere Glanz erkauft war, davon haben nur Diejenigen einen schwachen Begriff, die mit uns einen Blick auf den Brand der Weltstadt geworfen haben.

# Unsere Frühlingsboten.

## Beitrag zur Naturgeschichte der Schwalben.

Von

**L. Haschert.**

(Nachdruck verboten.)

Wenn die kalten Tage des Winters vorüber sind und wir bereits die Tag- und Nachtgleiche überschritten haben, wenn der Staar schon eingezogen ist in sein trautes Heim und mit kräftigen Brusttönen seine Ankunft uns meldet, so trägt doch der mißtrauische Mensch stets noch Bedenken, an die wirkliche Einkehr des Frühlings zu glauben, so lange er nicht den erklärten Boten dieser Jahreszeit mit seinem ausspähenden Auge geschaut hat.

Sobald aber der erste Ruf: „Die Schwalben sind da!" wie eine Freudenpost durch Dorf und Stadt sich verbreitet, und man bald die gewandten Vögel erblickt, wie sie in munteren Kreuz- und Querzügen die Luft durchsegeln, dann fühlen wir uns auch vom Lenz umgeben und begrüßen mit Freude die wiederum heimgekehrten treuen Thierchen.

Ohne Kompaß und ohne die geringste Kunde vom gestirnten Himmel wissen die Schwalben mit bewunderungswerther Sicherheit dieselbe Gegend wieder aufzufinden, wo sie im vorhergehenden Jahre genistet oder das Licht der Welt erblickt haben.

Nun beginnt ein neues reges Leben; der alte Koth wird aus dem Neste entfernt, die defekten Stellen werden einer gründlichen Reparatur unterworfen, und ein neues weiches Polster als Unterlage für die Eier zurecht gemacht. Ist jedoch das alte letztjährige Nest verunglückt, dann schreiten die Schwalben unverdrossen zu dem Aufbau eines neuen, womöglich aber an der alten beliebten Stelle oder wenigstens in der Nähe derselben.

Allein so ruhig und friedlich verläuft die neue Einrichtung nicht immer. Oft hat der freche Spatz ihr Nest in Besitz genommen, besonders wenn sie durch Witterungsverhältnisse genöthigt wurden, ihre Heimkehr zu verzögern. Da gibt es dann oft verzweifelte Kämpfe.

Wegen des späten Eintritts des Frühlings kamen die Schwalben in einem der letzten Jahre erst im Mai an. Indessen hatte sich ein Sperling in einem leerstehenden Schwalbenneste heimisch eingerichtet und brütete sorgenfrei auf seinen Eiern. Als die Schwalben bei ihrer Ankunft ihr altes Nest besetzt fanden, flogen sie anfangs ängstlich um dasselbe herum; dann nahmen sie den frechen Eindringling am Kragen und warfen ihn zum Neste hinaus. Er schrie dabei zwar ganz entsetzlich, kehrte aber sofort wieder zum Neste zurück. Nicht lange darauf kamen die Schwalben wieder, ergriffen den Sperling nochmals und behandelten ihn, nach seinem Geschrei zu schließen, diesmal noch unsanfter. Einen ganzen Tag hindurch währte dieser hartnäckige Kampf, ehe es den rechtmäßigen Eigenthümern gelang, ihre alte Wohnung wieder beziehen zu können.

Bisweilen jedoch dauern diese Kämpfe um den Besitz viel länger und man muß dann geradezu staunen über die Zähigkeit und Ausdauer dieser zarten Thierchen. „An den hervorstehenden Balkenköpfen meines elterlichen Hauses in dem Städtchen Horn im Teutoburger Walde“ — erzählt ein Mitarbeiter des naturwissenschaftlichen Journals ‚Aus der Heimath‘ vom Jahre 1859 — „bauten Jahr aus Jahr ein einige Hausschwalben ihr Nest. Im Frühling 1821 waren die Schwalben zu gewöhnlicher Zeit wieder zurückgekehrt und hatten ihre alten Nester aufgesucht. Ich sah, wie ein Paar seine Wohnung in Besitz nahm, dieselbe an der Mündung des Flugloches ausbesserte und sie inwendig mit einem neuen Bett versah. Eines Tages vernahm ich nun ein Geschrei von Schwalben und Spatzen aus der Gegend des Nestes; ich bemerkte mehrere Schwalben mit zornigem Geschrei vor dem Neste umherflattern, während ein oder mehrere Spatzen im Neste waren und die Angriffe tapfer abschlugen. Diese Scene wiederholte sich mehrere Tage lang und wurde stets durch gewaltiges Kriegsgeschrei von beiden Seiten angekündigt. Die Schwalben holten sich Beistand, denn ich sah öfter wohl ein halbes Dutzend von diesen Vögeln vor dem Neste herumflattern und erwartete nun, das Schauspiel zu erleben, daß die Schwalben versuchen würden, die Spatzen einzumauern. Indeß ich beobachtete keinen Versuch der Art. Die Angriffe der Schwalben wiederholten sich noch mehrere Tage mit großer Heftigkeit, wurden aber stets von der wachsamen Besatzung abgeschlagen, so daß sich schließlich die Sperlinge im Besitze des Nestes behaupteten. Die Schwal-

ben beschränkten sich von nun an nur auf Rekognoscirungen, denn es erschien von Zeit zu Zeit ein einzelner Vogel vor dem Neste, was immer durch ein Geschrei des wachthabenden Spatzes angekündigt wurde. Ich nahm lebhaften Antheil an diesem Streite und betrachtete mich schon von der Nemesis ausersehen, die Schwalben an den Spatzen zu rächen. Nur wollte ich noch eine kurze Zeit diesen Streit beobachten. Eines Tages, als ich im Erker meines Wohnzimmers stand und die Augen auf das streitige Nest gerichtet hatte, um zu erspähen, ob ich die alten Spatzen noch nicht füttern sehe, bemerkte ich auf einmal einige, die mit Geschrei und Gewalt vergeblich sich den Eingang in's Nest zu verschaffen suchten. Die Rollen hatten sich jetzt geändert; die Schwalben waren im Besitz des Nestes und vertheidigten dasselbe mit Erfolg gegen die Angriffe ihrer Feinde. Ich ahnte sogleich, was vorgefallen war. Ich begab mich vor die Thüre und fand unter dem Neste auf dem Pflaster der Straße einige nackte junge Sperlinge liegen, die vor Kurzem erst aus dem Ei geschlüpft waren. Die Schwalben hatten demnach den Augenblick abgewartet, wo die Spatzen nach Futter ausgeflogen waren, sich wieder ihres Eigenthums bemächtigt und die Kinder des Usurpators auf die Straße geworfen, wo sie elendiglich umkommen mußten. An den folgenden Tagen kehrten zwar die Sperlinge noch mehrmals zum Neste zurück und erneuerten den Streit, doch zeigten sie weder so viel Zähigkeit, noch so viel Corpsgeist wie die Schwalben, denn ich habe nicht bemerkt, daß sie mit fremder Hilfe wiedergekehrt wären. Auch ließen ihre feindlichen Besuche bald nach,

und die Schwalben brüteten dann in Frieden und zogen ihre Jungen im Neste groß."

Sind die Schwalben genöthigt, ein neues Nest anzulegen, so sieht man sie an freundlichen Morgen mit der Herbeischaffung des Materials beschäftigt, das sie an feuchten Stellen aufnehmen. Mit den hier zusammen geballten und mit ihrem Speichel überzogenen erbsengroßen Klümpchen fliegen sie dann empor nach der ausgewählten Niststätte, klammern sich mit den Füßchen an die Mauer, gebrauchen den Schwanz als Stützpunkt und kleben mit zitternder Bewegung des Kopfes ihren Mörtel fest. So reiht sich Klümpchen an Klümpchen, bis endlich nach mühevoller Arbeit das halbkugelförmige Nest in 10 bis 14 Tagen vollendet ist. Dann werden durch das enge Flugloch weiche Stoffe in's Innere geschafft, daraus ein Polster zur Unterlage für das Gelege bereitet, und bald sehen wir das Weibchen brütend auf ihren 4 bis 6 weißen Eierchen sitzen.

Allein es ist durchaus nicht genug, daß sich unsere Hausschwalbe überhaupt eine so hübsche Wohnung bereitet, sondern sie hat bei der Ortswahl vornehmlich darauf zu achten, sich und ihre Jungen vor den Nachstellungen ihrer Feinde zu schützen. Wie sie draußen im Freien den Verfolgungen verschiedener Falkenarten sich ausgesetzt sieht, so sind es daheim die Katzen, die Marder und Wiesel, die Ratten und Mäuse, welche ihr oder ihren noch ungeschickten Kleinen nachstellen. Auch die vorherrschende Windrichtung hat sie bei Anlegung eines Neubaues zu berücksichtigen, um ihre Brut vor der Unbill der Witterung möglichst sicher zu betten.

Jedermann kennt unsern lieben Hausfreund, die Mehl- oder Hausschwalbe, an seinem oberseits blauschwarzen und unterseits weißen Gefieder, und weiß auch, daß derselbe am liebsten an der Außenseite der menschlichen Wohnungen sich ansiedelt. Allein so wie viele andere Vögel bei ihrem Nestbau auf die sie umgebenden Verhältnisse Rücksicht nehmen, so zeigt auch unsere Hausschwalbe, daß sie recht wohl im Stande ist, auch im Innern der Gebäude sich heimisch nieder zu lassen. Wir haben zu wiederholten Malen beobachtet, daß dieser Vogel sein Nest an der Decke eines Hausflurs angebracht hatte, da er draußen fortwährend von Sperlingen beunruhigt wurde; ein offenstehendes Fensterchen und eine zerbrochene Fensterscheibe bot ihm Gelegenheit zum Ein- und Ausfliegen. Später fand ich einmal in einer Wagenremise zwei Nester dieses Vogels in geringer Entfernung von einander. Auch Doktor Landois hat nach einer Mittheilung des „Zoologischen Gartens“ vom Jahre 1882 bei dem Amtmann Brüning in Eminger auf der Tenne des nach westphälischer Bauart aufgeführten Wirthschaftsgebäudes eine enorme Menge Schwalbennester gefunden, unter denen sich mindestens zwanzig befanden, in welchen Hausschwalben nisteten, die nach Aussage des Besitzers noch wenige Jahre vorher außerhalb an dem Steingiebel des Hauses sich angesiedelt hatten.

Die Schwalben sind ungemein kluge und vorsichtige Thiere, und wenn es auch hier oder da einmal einen kleinen Strauß auszufechten gibt, so sind sie im Allgemeinen doch höchst friedliebend. Ihre Liebe zu den einzelnen Familiengliedern ist geradezu musterhaft. Toussenel hat beobachtet,

wie im Spätsommer die Schwälbchen einer früheren Brut, nachdem sie kaum dem Neste entwachsen waren, bereits den Eltern hilfreiche Hand bei der Erziehung und Fütterung der kleinen Geschwister boten, und zwar mit solchem Erfolge, daß von diesen jeder Einzelne gewissermaßen mit zwei Ammen versehen war. Allein so fest auch im Allgemeinen die ganze kleine Gesellschaft zusammenhält und sich gegenseitig beisteht, so gibt es doch auch hier, wie in jeder größeren Gemeinschaft, einzelne Individuen, welche die Gutmüthigkeit und das gegenseitige Vertrauen der Anderen in ihrem eigenen Interesse auszubeuten suchen. Ein Naturfreund in Paris hatte nach Bingley's Mittheilungen einst Gelegenheit, in dem Charakter der Schwalbe einen Zug zu entdecken, der wohl von ungemeiner Schlauheit Zeugniß gibt, im Allgemeinen aber ihr ganz fremd ist. Unter dem Portal des Collegiums der vier Nationen wurden zu gleicher Zeit zwei Schwalbennester in geringer Entfernung von einander gebaut. Eine von den Schwalben des einen Nestes flog immer in einem Kreise herum, bis sie sah, daß beide Baumeister des anderen Nestes davon flogen. Dann eilte sie schnell hinzu und holte von der frisch zubereiteten Erde, die jene soeben aufgetragen hatten, und verbaute sie an ihrem Gemäuer. Dieser Spitzbüberei sah der Beobachter über eine halbe Stunde zu.

Glücklicher Weise sind solche Fälle unter den Schwalben äußerst selten; oft aber können wir bemerken, wie beim Aufbau einer neuen Wohnung die Nachbarn und Freunde herbei kommen und Jeder ein Schnäbelchen Baumaterial auflegt. Als ich noch ein Schulknabe war, fiel einst ein

Schwalbennest mit fünf ziemlich flüggen Jungen vom Hause herunter auf den Weg. Die Alten flogen ängstlich klagend hin und her und es war eine Lust, die Freude zu sehen, die sie gegenseitig äußerten, als wir das Nest mit den Jungen in ein Körbchen thaten und in der Nähe der früheren Stelle wohl befestigten. Auch andere Schwalben aus der Nachbarschaft kamen herbeigeflogen, an dem Glück mit Theil zu nehmen. Am anderen Morgen aber waren sechzehn bis zwanzig dieser Thierchen beschäftigt, gerade an der alten Stelle einen Neubau in Angriff zu nehmen, und obgleich sie jeden Vormittag dieser Arbeit nur kurze Zeit widmeten, so war das hübsche Nest doch schon in acht oder zehn Tagen soweit fertig gestellt, daß es ausgepolstert und zu einem neuen Gelege wieder bezogen werden konnte.

So viele gute Eigenschaften die Hausschwalbe auch vor vielen anderen Vögeln auszeichnen, so wird sie doch in mancher Hinsicht von ihrer nächsten Verwandten, der Rauchschwalbe, mit der sie ja ziemlich denselben Aufenthaltsort theilt, bei Weitem übertroffen. Letztere erkennt man auf den ersten Blick an ihrem schlanken, langgestreckten Körper mit dem kurzen Halse und dem breiten, flachen Kopfe, an den langen Flügeln und dem tiefgegabelten Schwanze, an der hochkastanienbraunen Stirn und Kehle, sowie an dem lichtrostgelben Unterkörper. Die Rauchschwalbe ist ein Thier höchst edler Art und ihre leiblichen und geistigen Begabungen stellen sie hoch in Jedermanns Augen. Sie ist nach Naumann's Schilderung ein ungemein flinker, kühner und netter Vogel, der stets schmuck aussieht und dessen heitere Stimmung nur durch schlechtes

Wetter und dadurch eingetretenen Nahrungsmangel unterbrochen werden kann. Obgleich von einem zärtlichen und weichlichen Naturell, zeigt sie doch in mancher ihrer Handlungen viel Kraftfülle. Ihr Flug und ihr Betragen während desselben, die Neckereien mit Ihresgleichen, der Nachdruck, mit welchem sie Raubvögel und anderes feindliches Gethier verfolgt, beweisen dies. Sie fliegt am schnellsten, abwechselndsten und gewandtesten unter unseren Schwalben; sie schwimmt und schwebt, immer rasch dabei fortschießend, oder sie fliegt flatternd, schwenkt sich blitzschnell seit-, auf- oder abwärts, senkt sich in einem kurzen Bogen fast bis zur Erde oder bis auf den Wasserspiegel herab oder schwingt sich ebenso bis zu einer bedeutenden Höhe hinauf, und alles dies mit einer Fertigkeit, welche in Erstaunen setzt; ja, sie kann sich sogar im Fluge überschlagen. Mit großer Geschicklichkeit fliegt sie durch enge Oeffnungen, ohne anzustoßen, und versteht die Kunst, sich fliegend zu baden, wobei sie dicht über dem Wasserspiegel dahin schießt, sich schnell eintaucht, so einen Augenblick im Wasser verweilt und dann sich schüttelnd weiter fliegt.

„Kaum kündet ein grauer Streifen im Osten den kommenden Tag an, so hört man schon die ersten Vorspiele des Gesanges der von der Nachtruhe eben erwachten Rauchschwalben-Männchen. Alles Geflügel des Hofes ist noch schlaftrunken, keines läßt einen Laut hören, überall herrscht noch tiefe Stille, und die Gegenstände sind noch mit nebligem Grau umschleiert: da stimmt hier und da ein Schwalbenmännchen sein „Wirb, werb“ an, jetzt noch stammelnd, durch Pausen unterbrochen, bis erst nach und nach

ein zusammenhängendes Liedchen entsteht, welches der auf derselben Stelle sitzen bleibende Sänger mehrmals wiederholt, bis er endlich sich aufschwingt und nun fröhlich singend das Gehöft durchfliegt. Wer sich öfters an einem schönen Sommermorgen im ländlichen Gehöft erfreute, wird beistimmen müssen, daß diese Schwalben mit ihrem, obschon schlichten, doch fröhlichen, aufmunternden Gesange viel zu den Annehmlichkeiten eines solchen beiträgt."

Während die Hausschwalbe in der Regel an der Außenseite der Gebäude nistet und ihrem Neste fast die Gestalt einer Halbkugel gibt, finden wir die Rauchschwalbe nur im Innern der menschlichen Wohnungen, meist in warmen Ställen angesiedelt, wo sie ihr schüsselförmiges Nest am liebsten an einem alten Tragbalken befestigt. Die sonstige Lebensweise beider Schwalbenarten ist so ziemlich gleich; beide nähren sich von kleinen Insekten, wie Mücken und Fliegen, von Käfern und Schmetterlingen, die sie im Fluge erjagen, da beide unfähig scheinen, sitzend Beute aufzunehmen. Schöne heitere Witterung deckt ihren Tisch reichlich und erhöht ihren Muth; anhaltendes Regenwetter jedoch, welches die Insekten in sichere Schlupfwinkel bannt, bereitet ihnen oft große Noth und macht sie still und traurig. So wie aber die Rauchschwalbe vor jener durch eine größere Gewandtheit schon sich auszeichnet, so besitzt sie auch mehr Klugheit und List, mehr Muth und Entschlossenheit und eine größere Anhänglichkeit an den Menschen.

In dem Wohnzimmer eines Wirthes in Graz hatte sich im Jahre 1862 über dem Bette des Wirths in einem

Winkel ein Schwalbenpaar angebaut. In seltener Zutraulichkeit blieben die Vögel über Nacht im Zimmer bei geschlossenen Fenstern und warteten Morgens geduldig auf dem Fensterbrett sitzend und zwitschernd, bis ihnen dasselbe geöffnet wurde, während sie sich Abends regelmäßig rechtzeitig einfanden, um nicht ausgesperrt zu werden. Das Merkwürdigste jedoch dabei war, daß der Wirth im vorhergehenden Jahre in einer anderen Straße wohnte, wo sich ebenfalls ein Schwalbenpaar ein Nest über seinem Bette gebaut hatte. Als die Jungen flügge waren, zogen die Alten fort, der Wirth aber auch, und es ist nicht zu zweifeln, daß die Schwalben ihren Freund wieder aufgefunden haben, um unter seinem Schutze zu wohnen.

Den übrigen kleinen Vögeln ist die Rauchschwalbe eine vortreffliche Schildwache, indem sie ihnen die Annäherung von Raubvögeln anzeigt, denn sowie ein Habicht, ein Falke oder sonst einer von diesem Gelichter sichtbar wird, erhebt sie ein durchdringendes Geschrei, womit sie ihre Genossen auf die nahende Gefahr aufmerksam macht. Bisweilen stürzt sie sich auch mit einigen beherzten Kameraden dem mächtigen Feinde entgegen und neckt sich so lange mit ihm herum, bis sie ihn vertrieben hat. Denselben Muth beweist sie auch der Katze gegenüber. Sie kennt dieselbe genau und weiß sicher, was sie von ihr zu fürchten hat, so bald sie derselben in die Klauen gefallen ist. Setzt sich aber eine Katze unter ein Schwalbennest oder an den Eingang einer Stallthüre, durch welche die Schwalben ein- und ausfliegen, so ist es ein belustigendes Schauspiel, wenn man beobachtet, wie der schwache Vogel es wagt, dicht über

dem Kopfe und vor den Augen des listigen Raubthieres hin und her zu fliegen und dasselbe durch sein lautes Geschrei zu necken. Obgleich die Katze wohl Lust hätte, die leckere Beute zu erhaschen, wagt sie doch selten einen Sprung, sondern entfernt sich schon nach kurzer Zeit vom Schauplatze und gewiß nicht ohne inneren Groll über die Frechheit dieses Vogels.

Daß die Schwalben mit den Spatzen, die sich vor ihrer Rückkehr ihr Nest angeeignet haben, möglichst kurzen Prozeß machen, ist ja schon bekannt; weniger bekannt dürfte es sein, daß auch unter diesen kleinen Thieren gewisse Sympathien und Antipathien herrschen. „Ein Rauchschwalbenpaar," erzählt Doktor Böhme im „Hausfreund" vom Jahr 1874, „fand bei seiner Rückkehr sein altes Nest in einem Stalle von Rothschwänzchen besetzt. Es baute nun, ohne die Besitzer anzugreifen, dicht daneben ein neues Nest. Nachher brüteten beide Weibchen noch eine Zeit lang friedlich neben einander. Auch bei der Fütterung der Jungen fiel nie eine Störung vor. Als die Rothschwänzchen dann ihre Brut groß gezogen hatten, bauten sie in einem Schuppen ein eigenes Nest und siehe da, die Schwalben folgten später nach, besserten ein altes Nest aus, und beide Pärchen hielten auch hier gute Nachbarschaft."

Ueber die Gattenliebe der Schwalben und über die zärtliche Sorgfalt derselben für ihre Jungen liegen zahlreiche Beobachtungen vor; weniger hat man noch das Verhalten der Stiefeltern den Kleinen gegenüber zu beobachten Gelegenheit gehabt. Um so dankenswerther ist die Erzählung, welche Professor Kalm in seiner ‚Reise in Amerika'

mittheilt: „Ein Paar Rauchschwalben bauten in einem Stalle ihr Nest, in welches das Weibchen sodann seine Eier legte und dieselben bebrütete. Einige Tage darauf bemerkte das Hausgesinde, daß zwar das Weibchen noch auf den Eiern saß, das Männchen jedoch bisweilen ängstlich um das Nest herumflog, sich dann auf einen Nagel setzte und einen Laut von sich gab, der Besorgniß verrieth. Bei der Untersuchung des Nestes fand man, daß das Weibchen auf den Eiern todt war. Nach Beseitigung desselben flog das Männchen zum Neste und setzte sich eine Weile auf die Eier. Nachdem es daselbst einige Stunden gebrütet hatte, flog es weg und kam erst den Nachmittag mit einem neuen Weibchen zurück, das sich nicht nur auf die Eier setzte und sie ausbrütete, sondern die Jungen auch so lange mit ernähren half, bis sie groß genug waren, um sich selbst versorgen zu können."

Daß die im Frühjahr heimkehrenden Schwalben auch wirklich dieselben sind, die uns im Herbste verließen, ist durch zahlreiche Versuche festgestellt worden, indem man diesen so nützlichen, klugen und gutmüthigen Thierchen, die uns jeden Sommer von Milliarden lästiger Insekten befreien, vor ihrer Abreise leichte Bändchen mit eingestickten Namen um den Hals band oder einen goldenen Faden um ein Bein legte, welche Zeichen bei den Zurückgekehrten wieder vorgefunden wurden. — Im Herbste, wenn die stets weniger zahlreiche zweite Brut flügge geworden ist, sammeln sich die Schwalben in beträchtlichen Schaaren im Rohr der Gewässer, auf Dächern und Thürmen und ziehen plötzlich des Nachts von uns weg. Und sieht man dann

auch noch einige Nachzügler hin und her jagen, so verräth doch ihre Unruhe den unwiderstehlichen Trieb, den vorausgeeilten Brüdern und Schwestern baldmöglichst nachzusegeln.

---

# Mannigfaltiges.

**Eine Audienz bei Papst Leo XIII.** — Gelegentlich einer Reise nach Italien, die ich anzutreten im Begriff war, wollte ich nicht versäumen, den Versuch zu machen, eine Audienz beim Papst Leo XIII. zu erlangen. Um bei Seiner Heiligkeit Zutritt zu erhalten, ist mindestens die schriftliche Empfehlung eines Bischofs oder des Gesandten desjenigen Staates, dem man angehört, erforderlich. Diese Empfehlung zur Audienz erlangte ich auf die Weise, daß ich dem mir bekannten sehr freundlichen Bischof A. zu L. einen Besuch machte und ihn um Aushändigung eines Rekommandationsbriefes bat, welcher Bitte derselbe gerne willfahrte; außerdem erhielt ich noch ein Schreiben an Monsignore de W. zu Rom, welcher speziell gebeten wurde, mir zur Erreichung meiner Absicht behilflich zu sein. Sobald ich in Rom eingetroffen war, ging ich zu Monsignore de W. Dieser empfing mich zwar sehr freundlich, erklärte mir aber, ich käme zu spät, der Papst habe seit vielen Wochen keine Audienz mehr ertheilt, werde jedoch morgen wieder einmal mehrere Herren und Damen empfangen. Die Personenliste sei jedoch schon abgeschlossen. „Doch ich werde noch einen Versuch machen," fuhr der liebenswürdige Herr fort, „ich will mit Monsignore R. reden. Morgen früh werde ich Ihnen dann Bescheid sagen, ob Sie noch nachträglich auf die Liste gebracht werden können."

Am anderen Vormittag erklärte mir Herr de W., Monsignore R. habe mich noch nachtragen lassen, und ich möge mich nunmehr schleunigst in einen empfangsfähigen äußeren Zustand versetzen, was denn auch in der Weise erfolgte, daß ich mich in schwarze Kleidung warf; dann legte ich noch eine weiße Halsbinde an, meine Handschuhe aber fein säuberlich bei Seite, denn solche dürfen nicht angezogen werden, und begab mich zurück zu Monsignore de W., welcher mich bereits erwartete und um elf Uhr mit mir zum Vatikan ging.

An dem italienischen Polizeiposten vorbei, der dicht an der Grenze der großen Säulenhalle, mithin auch an derjenigen des Königreichs Italien steht, traten wir in die Halle und demnächst in den großen Eingangsflur, wo die deutsch redende Schweizerwache in der noch von Michel Angelo entworfenen farbigen Landsknechtuniform auf und ab schreitet. Wir befanden uns also jetzt auf dem Territorium des Papstes.

Nachdem wir die breite Freitreppe bis zum zweiten Stockwerk erstiegen hatten, gingen wir über einen großen inneren Hof, wo an den Ein- und Ausgängen päpstliche Gendarmen, welche fast ganz die Uniform der französischen Gendarmen tragen, die Wache halten. Eine dritte Marmortreppe führte uns an den Eingang des herrlichen Versammlungssaales, an dessen doppelflügeliger Thüre Garde-Hellebardiere Posten stehen. Als Passirschein zeigte Herr de W. mein Empfehlungsschreiben vor und so gelangten wir dann in den Saal, wo bereits mehrere Herren und Damen anwesend waren. Für Letztere ist als Anzug schwarzseidenes Kleid und schwarzer, nach hinten herabfallender Schleier nach römischer Art vorgeschrieben; Alle aber sind ohne Handschuhe. Rothgekleidete Kammerdiener gingen von Einem zum Anderen und sahen die Erlaubnißscheine oder Briefe durch. Nachdem der Zeitpunkt zum Eintritt in den anstoßenden Audienzsaal gekommen war, wurde die in der einen Ecke befindliche Flügelthüre geöffnet,

worauf wir uns in denselben begaben; hier luden Kammerherren zum Niedersitzen ein.

Der Audienzsaal ist ein langer Prachtraum, ungefähr 10 Meter breit und 20 Meter lang, mit wundervollen Malereien und reichen Vergoldungen. Auf dem Boden liegt ein grüner Teppich, während die Gardinen und Draperien von rother Farbe sind. An den beiden Langseiten stehen zwei Reihen Bänke, letztere mit grünem Wollstoff gepolstert. So warteten wir eine gute halbe Stunde, während welcher Zeit große Stille herrschte. Endlich erschien ein Herr in schwarzem Frack und weißer Halsbinde, welcher am Bande um den Hals einen Orden trug, durchschritt bedächtig den Saal und musterte die Anwesenden, wonach er sich wieder entfernte. Ungefähr fünf Minuten später wurde die Thüre, durch die wir eingetreten waren, geöffnet und es erschienen: drei Nobelgardisten, der Kommandant der vatikanischen Palasttruppen, der Papst in weißer Soutane und weißer Calotte, drei Kardinäle, zwei Herren vom päpstlichen Hofe in schwarzem Civilfrack, worunter Derjenige, welcher kurz vor dem Eintreten des Papstes den Saal durchschritten und die Anwesenden in Augenschein genommen hatte. Der Ceremonienmeister gab ein Zeichen mit der Hand und Alle knieten nieder. Der Papst ging sofort auf den Nächsten zu, reichte ihm die rechte Hand, deren Zeigefinger den großen goldenen Fischerring trägt, und fragte nach seinen Wünschen. So begab er sich weiter zum Zweiten, Dritten und endlich auch zu mir. Leo XIII. reichte mir gleichfalls, nach Art der souveränen weltlichen Fürsten, die Hand, welche ich ergriff und, dem Ceremoniell entsprechend, mit dem Fischerring an meine Lippen brachte. Auf die Frage Seiner Heiligkeit, woher ich komme, erwiederte ich: „Aus Belgien, Eure Heiligkeit!"

„Und welches ist der Zweck Ihrer Reise?"

„Studien, aber auch der Wunsch, Eurer Heiligkeit Segen

meiner Frau daheim zu überbringen, welche mir dies besonders an's Herz gelegt hat."

Der Papst legte leicht seine Rechte auf meine Schulter, sagte hiebei: „Ich gebe Ihnen meinen Segen für Ihre Frau," und schritt dann weiter. Sobald er sich zu den gegenüber befindlichen Herren und Damen wendete, richtete der schwarzbefrackte Ceremonienmeister an uns die Worte: „Bitte sich zu erheben."

Nachdem Leo von Einem zum Anderen gegangen war, wobei einer der ihm folgenden Kardinäle die Empfehlungsschreiben der einzelnen Audienzler einsammelte, durchschritt er mit seinem Gefolge die Mitte des Saales der Länge nach und begab sich zu dem am östlichen Ende aufgestellten Thronsessel, auf welchen er sich aber nicht niederließ, sondern auf dessen Podium er, mit dem Antlitz zur Versammlung gewendet, stehen blieb und mit erhobenen Händen in lateinischer Sprache den Segen ertheilte. Hierauf wendete er sich der in der oberen Saalecke befindlichen Flügelthüre zu, durch welche er mit sämmtlichen Würdenträgern unseren Blicken entschwand. Der Ceremonienmeister, der zurückgeblieben, trat vor den Thronsessel und sagte in italienischer Sprache: „Die Audienz ist beendet, die Versammelten können sich zurückziehen." —

Der Papst ist eine schlanke, hagere, leicht gebeugte Gestalt. Das scharf geschnittene Profil zeigt eine vorspringende Nase, die Gesichtsfarbe ist fahl und das Auge, aus dem große Klugheit und Entschlossenheit blitzt, dunkel. Der Gesammteindruck der Züge ist ein vornehmer und achtunggebietender, und es war mir, als könne Leo sehr liebenswürdig und milde, aber, wenn es gilt, auch strenge durchgreifend sein. Beim Sprechen mit mir bediente er sich der französischen Sprache, des einzigen fremden Idioms, welches er, dafür aber auch meisterhaft, beherrscht.

Am Tage nach vorgeschilderter Audienz war es mir noch vergönnt, in den Gärten des Vatikans zu lustwandeln und die in

denselben befindlichen Villen, Pavillons, Springbrunnen, Wasserfälle und Kunstpflanzungen zu bewundern. Diese Gärten werden für gewöhnlich immer geschlossen gehalten, und es bedarf einer besonderen Befürwortung, um den Zutritt zu erreichen. Als wir so dahinschritten, kam die Rede auch auf die gestrige Audienz, und mit Bezug darauf erzählte einer der Herren folgende Anekdote von Pius IX. Einige Jahre vor seinem Tode ertheilte Pius IX. einmal mehreren Personen, worunter ein hoch aufgeschossener junger Engländer, die nachgesuchte Audienz. Als der Zeitpunkt gekommen war, wo der Papst den Anwesenden seinen Segen ertheilt, welcher dem Ceremoniell entsprechend kniend entgegen zu nehmen ist, blieb der Engländer aufrecht stehen. Pius bemerkte dies, ging nach erfolgtem Segensspruch auf den Dastehenden zu und sagte zu ihm: „Mein Freund, warum erbitten Sie Audienz und beachten dennoch nicht die hier herrschenden Gebräuche?"

Unverschämt, wie viele Engländer auf dem Kontinent, erwiederte unser Held: „Ich bin Engländer und nicht Katholik."

„Nun, mein Sohn," erwiederte darauf der Papst dem Burschen milde, „der Segen eines Greises hat einem jungen Manne noch nie geschadet." S.-H.

**Ein braver Mann.** — John Cochrane, ein Schotte, war Steuermann des „Clydesdale", eines schönen Dampfers, der zwischen Clyde und dem westlichen Irland kursirte. Eines Abends, im Jahre 1827, nachdem das Schiff mit etwa achtzig Passagieren in See gegangen war, bemerkte Cochrane in den Schiffsräumen einen brandartigen Geruch. Aengstlich suchte der wackere Steuermann die Ursache dieser Wahrnehmung zu erforschen, fand aber keine Merkmale eines Brandes. Trotzdem fuhr er in Gemeinschaft mit dem Kapitän Turner fort, das Fahrzeug auf das Eingehendste zu durchsuchen. Endlich sprang der Kapitän mit dem Rufe auf Deck: „Cochrane, die Flammen schlagen aus dem Schaufelkasten heraus!"

Ruhig fragte John: „Soll ich das Schiff umlegen?“

„Ja, halte nach der nächsten Landecke!“ befahl Turner.

Cochrane übersah sofort die Gefahr und die Schwere seiner Pflicht. Er wußte, daß er sein Leben einsetzte, wenn er auf seinem Posten blieb, aber er war entschlossen, sich für die ihm anvertrauten Passagiere zu opfern, die unbedingt verloren waren, wenn das Schiff nicht stetig den nun eingeschlagenen Kurs beibehielt. Er stand mit einer solchen Ruhe am Steuerrade, als ob er die drohende Gefahr gar nicht kenne. Inzwischen griffen die Flammen um sich mit unbezähmbarer Wuth, so daß an ein Löschen gar nicht zu denken war, und in unglaublicher Schnelle flog das Schiff, das damals für einen der besten Segler galt, dahin. Am Bugspriet, dem von den Flammen und Rauch noch verschonten Theile des Schiffes, hatten sich die verzweifelnden und wehklagenden Passagiere zusammengedrängt, während die Gluthen und der Rauch dem Hintertheile zutrieben, wo Cochrane unentwegt auf seinem Posten verharrte, ein Märtyrer seiner Pflicht. Der Schiffer und seine Leute suchten allerdings jenen furchtbaren Platz, auf welchem der Held stand, mit Wasser zu überschwemmen und zu kühlen, mit jedem Augenblicke jedoch wurde dies schwieriger und John's Lage hoffnungsloser. Schon hatte die verzehrende Guth das Deck unter ihm ergriffen; aber er verließ den nahezu glühenden Punkt trotz der unsäglichen Qualen, denen sein Körper, vornehmlich seine Füße, ausgesetzt waren, nicht. Bisweilen verjagte der Wind auf Augenblicke die Rauchmassen und gewährte den auf dem Vordertheile des brennenden Schiffes Zusammengedrängten vorübergehend den Anblick des braven Mannes, der sein Leben für seine Mitmenschen ohne Klage auf's Spiel setzte. In der Dunkelheit der Nacht hatten Küstenbewohner das brennende Schiff wahrgenommen. Sie eilten auf der Höhe entlang zu einer Felsenöffnung und gaben mittelst geschwungener Fackeln der bedrängten Mannschaft Zeichen, hierher das brennende Schiff

zu leiten. Cochrane verstand ihre Signale inmitten der unsäglichsten Schmerzen, denn seine Füße brieten förmlich auf dem glühenden Deck. Standhaft blieb er indeß am Steuerrade, und es gelang ihm auch, in die Bucht einzulaufen und das brennende Schiff bei einer Felsenspalte anzulegen, so daß sämmtliche Passagiere und Mannschaften unversehrt das Ufer erreichten. Auch Cochrane gelang es, noch lebend, obwohl mit gräßlichen Wunden bedeckt, das Land zu erreichen. Lange und schwere körperliche Leiden waren die Folgen seiner Heldenthat für ihn, und es bedurfte der sorgsamsten Pflege und der geschicktesten ärztlichen Behandlung, ihn überhaupt am Leben zu erhalten. Seine Füße waren entsetzlich verbrannt; die Pelzmütze, der dicke Wachtrock zerbröckelten infolge der großen Hitze, der sie ausgesetzt gewesen waren, zu Pulver und Staub. Seine hohe und kräftige Gestalt war wie ausgedörrt, sein Haar und Bart ergraut, und sein sonst so schönes Antlitz trug die Spuren jener Schreckensnacht in Furchen, wie sie zehn Jahre des Lebens kaum tiefer einzugraben vermögen.

Belohnung hat der muthige und edle Mann nicht erhalten, das Bewußtsein, so vielen Mitmenschen das Leben gerettet zu haben, war die einzige Entschädigung für seine Aufopferung. Er lebte noch mehrere Jahre, konnte aber seinem Berufe, was ihn am meisten schmerzte, nicht mehr nachgehen. C. K.

**Wie sich die Wilden schmücken.** — Die meisten uns bekannten wilden Stämme beschränken sich nicht auf ihre oft sehr einfache Kleidung, sondern sie alle bemühen sich nach Kräften, ihren Körper irgendwie zu verschönern und zu schmücken. Die Australier und Hottentotten färben sich mit Ocker, Kalkerde oder Kohle, die Monbuttu bereiten sich aus gepulvertem Rothholz eine sehr beliebte rothe Schminke. Bei vielen südamerikanischen Indianerstämmen ist die Sitte des Bemalens außerordentlich verbreitet und nie wird eine dortige Schönheit es unterlassen,

ihr Gesicht roth zu bemalen, sobald ihr ein Besuch bevorsteht. Mit schwarzem Gardeniasaft verzieren die Monbuttufrauen ihren Körper und tragen eine Musterkarte der verschiedensten Figuren: Blumen und Fliegen neben schachbrettartigen Karrirungen und buntscheckigen Streifen zur Schau. Diese Verzierungen sind oft mit großem Kunstsinn, immer aber mit vieler Mühe erzeugt.

Bei vielen asiatischen Völkern halten es die Frauen für unumgänglich nöthig, beim Ausgehen Schminke als eine Art Maske aufzulegen und es gilt für geboten, die Farben stark aufzutragen. Die Bewohner der Kurilen färben ihre Lippen schwarz, die Beduinenfrauen dagegen blau, um so die Weiße der Zähne mehr zur Geltung zu bringen. Während die indianischen Frauen sich einen brennendrothen oder blauen Kreis um die Augen zeichnen und so deren schönes Aussehen zu heben wähnen, schwärzen sich die Mongolinnen die Wimpern und Augenlidränder, und die maurischen Frauen färben nicht nur die Augenbrauen, sondern selbst die innere Seite der Augenlider mit Antimon, so daß oberhalb und unterhalb des Auges zwei dünne schwarze Linien entstehen, die das Weiße des Auges um so glänzender hervortreten lassen.

Manche Afrikanerinnen und auch gewisse Insulanerinnen im stillen Meere finden einen großen rothen Klecks auf der Nasenspitze schön. Auch das Tättowiren, das sich vom Bemalen insofern unterscheidet, als die Farben nicht nur aufgetragen, sondern in die Haut eingestochen und so unverwischbar gemacht werden, ist bei den verschiedensten wilden Völkern aller Erdtheile im Schwange und zwar sind die Frauen meist mehr tättowirt als die Männer. Merkwürdig ist es immerhin, daß das sogenannte schwächere Geschlecht sich den schmerzhaftesten Operationen unterwirft, während das stärkere das oberflächliche Bemalen vorzieht: Die einzige Erklärung ist, daß die Eitelkeit, die nicht nur in Europa, sondern auch auf den anderen Erd-

theilen eine große Rolle spielt, die Schmerzen der fraglichen Verschönerungsmethode überwinden läßt. Allerlei Gegenstände werden in die verschiedensten Körpertheile eingeschnitten und mit den verschiedensten Farben dargestellt. Man muß hier oft die Sorgfalt und Schönheit der Zeichnungen geradezu bewundern.

Eine höchst sonderbare Art der Verschönerung ist die Durchbohrung und Erweiterung der Ohrläppchen. Zwar durchbohrt man dieselben auch bei uns, um der Ohrringe willen, was will das aber besagen gegen die Gewohnheit wilder Stämme, die Ohrläppchen derart auszudehnen und derart zu behängen, daß sie die Schultern berühren! Der berühmte Dichter und Erdumsegler A. v. Chamisso erzählt sogar, daß die Bewohner der Marschall-Inseln das Ohrläppchen über den Kopf zu ziehen vermochten. Derartige Abnormitäten entstehen schließlich im Laufe der Zeit. Und was man Alles als Zierrathen in die Ohröffnungen steckt! Da gibt es Holzpflöcke verschiedenster Größe, Kerzen, Metallstücke und sonst dergleichen. Die Kaffern betrachten ihre Ohren als Taschen, in denen sie ihre Schnupftabaksdosen und Pfeifen unterbringen können. Man erweitert bei diesen und anderen Stämmen den Ohrschlitz allmählig, bis man etliche Finger, bei einigen gar den ganzen Arm hindurchstecken kann.

Aehnlich wie man die Ohren zu Zwecken der „Verschönerung" mißhandelt, verunstaltet man auch Lippen und Nase. Wer hätte nicht von der Afrikanerin gehört, daß sie durch eine allmählige Erweiterung der Ober- oder Unterlippe, vielleicht auch aller beider, eine Oeffnung zu Stande bringt, in die ohne Mühe irgend ein Gegenstand von der Größe eines Fünfmarkstücks eingelegt werden kann. Auch die Nase muß sich gar viel gefallen lassen. So lieben viele wilde Stämme eine schmale und lange Nase und behandeln dieselbe danach, andere drücken sie platt, wie viele Südsee-Insulaner, die eine vorspringende Nase als verunstaltend ansehen und deshalb dem kleinen, wenige Tage oder

Wochen alten Kinde dieselbe nach und nach abplatten. Mancherorts durchbohrt man die Nase und steckt Stäbchen, Ringe und Zierrathen hinein. Und wie man sonst den Körper mit Schmuck belädt! Namentlich sind Ringe an Hals, Fuß, Fingern und Zehen beliebt. Stanley erzählt von den Frauen des Königs von Tschumbiri in Afrika, daß sie alle messingene Halsbänder von fünf bis acht Centimeter Stärke trugen, die den Hals völlig bedeckten und ein Gewicht von ungefähr 30 Pfund hatten. Dabei freuten sich die Frauen dieser Last. War sie doch ein Zeichen hohen Ranges und Reichthums!

Freilich erzeugen viele wilde Stämme auch manches Kleinod von edlem Metall und Gestein in Form von Halsschnüren, Ringen aller Art und Diademen, die selbst dem Sachkenner Wohlgefallen erregen können. Manches hübsche egyptische Mädchen mit dem Ksors-Schmuck am keck aufgesetzten Fez erscheint selbst dem verwöhnten Europäer schön, und manches Fellachen- und Maurenmädchen erhöht seinen persönlichen Reiz durch derartiges Geschmeide. Auch bei den Frauen und Mädchen der Kabylen fand ich gar Manche mit schönem und werthvollem Schmuck geziert. Hier muß auch der Glasperle gedacht werden, die, europäischen Ursprungs, die fernen Erdtheile überschwemmt und bei den meisten Naturvölkern zu Zierrathen verwendet wird. Es gibt deren in allen Größen und Formen, vom wallnußdicken Berred (Taubenei), wie die afrikanische Bezeichnung ist, bis zur kleinsten Stickperle. Gerade bei den Glasperlen macht die Mode ihre Macht am willkürlichsten geltend. Ein einziger Stamm hängt oft ganze Menschenalter hindurch an einer bestimmten Glasperlenart und läßt sich durch nichts davon abbringen. Die Bongofrauen dagegen ziehen Thierschwänze als Zierrathen vor, ja, sie fertigen sich solche sogar künstlich aus Bast und Baumwollfäden und befestigen sie an der Gürtelschnur, sie so gleich einem Roßschweif nachschleppend.

Eine große Rolle spielt das Haupthaar. Die Wilden formen und

verschönen es verschiedenfach; Viele pudern es mit Ruß, beizen es mit Kalk, bestreichen es mit Butter oder kleben es mit Gummisaft zusammen. Mancherorten wird es kurz abgeschnitten, anderswo läßt man einen Schopf stehen, meist aber liebt man das volle Haar. Die Frauen Kaschgars sind stolz auf dicke Haarflechten, die Tibbufrauen auf deren große Zahl, und die Bewohner der Neu-Hebriden bringen es auf etliche hundert geflochtene Zöpfchen. Auch die Sitte, die Haare über die Stirn hängen zu lassen, die in Europa jetzt so weit verbreitet ist, findet sich bei amerikanischen wie australischen Wilden. In Sachen des Haarputzes sind freilich die dunkelhäutigen Bewohner Afrika's Allen voran. Bei ihnen findet man die abenteuerlichsten Flechten, Raupen, Wülste, Strähnen und andere Arten von Haarfrisuren. Die Monbuttu decken ihre chignonartigen Touren mit federgezierten Korbhüten, und was soll man erst zu dem Strahlenkranz der Niam-niam sagen, oder zum hohen Toupet gewisser Westafrikaner, oder zu den Korkzieherlocken und Staffelgeflechten anderer Negerstämme?

Was den Bart angeht, so sind auch darüber die Ansichten widersprechend. Viele lieben ihn sehr, Andere wieder nicht und während Jene ihn pflegen, tragen Diese für dessen Entfernung Sorge. Bei den Ainos liebt man sogar das schöne Geschlecht in diesem Schmuck zu sehen und so sorgt denn die heirathslustige Schöne recht zeitig für einen solchen, indem sie sich denselben eintättowirt. Mit den Augenbrauen werden ebenfalls gar mancherlei Manipulationen vorgenommen. Viele entfernen dieselben, Andere verstärken sie durch Farbe. Die Wagogofrauen verbinden die Augenbrauen durch einen Streifen weißer Kuhhaut. Und nun erst die Zähne! Hier feilt man sie spitz nach oben oder unten, dort reißt man sie theilweise aus oder feilt sie bis zum Zahnfleisch ab, und auf Borneo gibt es sogar Menschen, die ihre Zähne durchbohren und in denselben kleine Metallstäbchen

mit kugeligen Enden anbringen. Von den vornehmen Igorroten erzählt man sich, daß sie ihre Zähne mit Goldblech bedecken. Die Fingernägel werden, zumal in Asien, gern lang getragen und drei bis vier Centimeter lange Nägel sind auch bei manchen Negerstämmen keine Seltenheit. Bei vielen wilden Völkern ist auch die abscheuliche Sitte der Schädeldeformation im Schwange. Dieselbe wird am noch weichen Kopfe des Kindes vorgenommen. Afrikanische Mädchen werden schon von frühester Jugend an einer systematischen Mästung unterworfen, und Mungo Park erzählt, daß bei den Mauren eine Frau nur dann für schön gehalten wird, wenn sie das Gewicht eines Kameels besitzt — Thatsachen, die unser ästhetisches Gefühl, unsere Ansichten über Körperschmückung und Körperschönheit allerdings nicht befriedigen können.

Ewald Paul.

**Die heutigen Pagen am preußischen Hof.** — Ein eigentliches Pagen-Corps gibt es am preußischen Hofe schon seit einem Jahrhundert nicht mehr; die Pagen werden vielmehr zu den großen Hoffestlichkeiten aus den Reihen der Kadetten gewählt. Die Ernennung zum Pagen wird in jedem Sommer bewirkt; vorgeschlagen werden nur solche, welche bereits die Fähnrichsprüfung bestanden haben, also Selectaner sind, und nur bei besonders zahlreichem Bedarf, bei außerordentlichen Festlichkeiten werden auch Primaner mit verwendet, in beiden Fällen aber ausschließlich junge Leute aus adeligen Familien, da die Ehre, Pagendienste zu leisten, noch eine der Vergünstigungen des Adels ist. Es gibt Leib- und Hofpagen. Erstere sind zum persönlichen Dienst bestimmt, letztere werden zu Spalierbildungen und zum Vortritt benutzt, auch zum Dienst fürstlicher Gäste kommandirt. Die Leibpagen werden von den Familiengliedern des preußischen Königshauses selbst nach einer ihnen zu dem Zwecke vorgelegten Liste gewählt. Der Kaiser pflegt meist Söhne ihm persönlich bekannter, verdienter Offiziere oder hochstehender Staatsbeamten zu wählen,

während die Kaiserin Werth auf die vornehmsten aristokratischen Namen der zu wählenden Pagen legt. So bekleideten früher beispielsweise die Prinzen Arenberg und Löwenstein, Graf Leiningen und ähnliche Träger von Namen alter Geschlechter diese Ehrenstelle bei derselben. Die Kostüme sind sehr prachtvoll und bestehen aus einem rothen Musketierrock mit Silberlitzen, weißer Weste, Spitzenjabot, weißen Kniebeinkleidern, seidenen Strümpfen, Lackschuhen, Federhut und Degen. Sie werden für die Hofpagen von der kaiserlichen Kammer geliefert, für die Leibpagen dagegen auf Kosten der betreffenden Fürstlichkeiten hergestellt. Von den früheren tollen Pagenstreichen kann bei den heutigen Einrichtungen kaum noch die Rede sein; denn sobald die jungen Leute im Schlosse ihren Dienst beendet haben, kehren sie in ihre Kaserne nach Lichterfelde zurück. Die Dienste der Leibpagen sind vornehmlich Schleppentragen und Serviren, welche beide Dienstverrichtungen immerhin einige Gewandtheit erfordern, da die pelzbesetzten und goldgestickten Schleppen so schwer sind, daß sie die fürstlichen Damen sofort am Weiterschreiten hindern, sobald sie das Parquet berühren, auch das Balanciren der silbernen Schüsseln auf der Hand will erlernt sein. Die gute Ausführung dieser Verrichtungen pflegt am Schlusse des Diners denn meist auch Anerkennung zu finden durch Verabreichung ganzer Schüsseln von Zuckerwerk an die Pagen. Bei Entlassung aus dem Pagendienste im Frühjahr erhalten die betreffenden jungen Herren von den fürstlichen Personen, die sie zu bedienen hatten, kostbare Andenken. E. K.

**Eine seltsame Petition.** — Daß die Engländer bisweilen Bittschriften von riesenhafter Länge und mit unzähligen Unterschriften versehen in's Parlament fahren, ist von Alters her bekannt, nicht minder, daß in Deutschland, Frankreich und anderen Ländern, die sich parlamentarischer Einrichtungen erfreuen, oft die sonderbarsten Petitionen vorkommen. Eine eigene Art, zu petitio-

niren, wendeten hin und wieder auch die Türken an, indem sie in Konstantinopel bisweilen Hunderte von Häusern anzündeten, um ihren Unwillen über Regierungsmaßregeln und zugleich den Wunsch nach Verbesserungen auszudrücken. Das Originellste im Petitioniren hat jedoch einmal der Geistliche einer Landgemeinde im B.'schen geleistet. Der geistliche Herr befand sich im Allgemeinen ganz wohl auf seiner Pfarre, nur sein Wohnhaus war höchst baufällig und drohte einzustürzen. Zur Erlangung einer unabweislich nothwendigen Wohnung wendete sich der Pfarrer zunächst an seine Gemeinde. Diese versprach bereitwillig einen ansehnlichen Beitrag zu dem Neubau herzugeben, erklärte jedoch, daß sie, ihn ganz zu bestreiten, beim besten Willen außer Stande sei. Dem Prediger blieb daher nichts Anderes übrig, als an das Konsistorium zu schreiben und um Gewährung des Fehlenden aus Staatsmitteln zu bitten. Er wurde jedoch mit dem Bescheide: „Dazu fehlen die Mittel!" abgewiesen. Gleichwohl verlor er den Muth nicht, ließ vielmehr eine lebhafte und kräftige Darstellung seiner Gefahr nebst einem unterthänigen Gesuche an das Staatsministerium abgehen. Allein auch hier fand er kein Gehör. Jetzt gab es für ihn nur noch einen Ausweg, eine Immediat-Vorstellung an den Landesherrn. Da, als er eben mit Abfassung derselben beschäftigt war, verlautete mit Bestimmtheit, daß der Herzog in der nächsten Nacht durch das Dorf reisen würde. Die baufällige Pfarre lag dicht an der Heerstraße. Zufällig erhob sich gegen Abend ein heftiger Wind, und dieses Naturereigniß klug benutzend, gerieth der Pastor auf den seltsamen Einfall, seine Bitte nicht mit Worten, sondern durch eine symbolische Handlung, welche der Aufmerksamkeit des reisenden Landesherrn nicht entgehen konnte, auszudrücken. Er legte zu dem Ende um sein Haus ein dickes Seil, zog dasselbe quer über die Landstraße, so daß dadurch der Weg versperrt wurde, und band es jenseit derselben an einigen Bäumen fest. Als nun

der Wagen des Herzogs auf der Straße daher rollte, scheuten die Pferde vor dem Seil und blieben stehen. Der Herzog fragte betroffen: „Was gibt es denn?“ und die zahlreich versammelten Bauern entgegneten: „Euer Durchlaucht, der Herr Pfarrer hat sein Haus angebunden, damit es der Sturm nicht einreißt.“ Voll Erstaunen fragte der Herzog von Neuem: „Was soll das heißen? Ein Haus angebunden? Wo ist der Pfarrer? Man rufe ihn herbei!“ Der kluge Geistliche befand sich bereits in der Nähe. Sogleich kam er herbei, trat unter tiefen Verbeugungen an den Wagen, gab den nöthigen Aufschluß und bat allerunterthänigst und dringendst um Abstellung seines Nothstandes. Der Herzog fand nun zwar die gewählte Art der Bittstellung etwas sonderbar, ließ jedoch im nächsten Sommer dem Pfarrer ein ansehnliches und recht bequemes Wohnhaus aufführen. E. K.

**Von den Spielhöllen** in den Minendistrikten Nordamerika's, besonders Kaliforniens und Colorado's, entwirft ein neuerer Reisender eine höchst anschauliche Schilderung. „Dem Amerikaner gewöhnlichen Schlages gilt das Spiel als Zeichen der Prosperität einer Minenstadt. Treten wir in solch' ein Lokal, so erschallen uns die Töne einer Geige und eines Piano's in beharrlicher Disharmonie entgegen. Am Eingang befindet sich links ein kleiner Modewaaren- und Spezereiladen, rechts ein Cigarrenstand und Comptoir, und ein paar Schritte weiter ein etwas erhöhtes Podium, auf welchem der Geiger und die Pianistin sich gegen die Musik versündigen. Dann folgen an beiden Seiten die Spieltische, einer für die sehr wenig beliebte Roulette, ein Kartentisch, eine große Drehscheibe mit 32 Nummern, ein Pharaotisch und ganz im Hintergrunde ein Keno- oder Lottospiel, welches mit seinem umfangreichen Apparat am meisten Raum einnimmt. Obgleich beim Spielen fast gar nicht gesprochen wird, so verursacht doch das Ausrufen der Nummern zusammen mit der Musik und dem Aus- und Eingehen der Besucher einen betäubenden Lärm.

Eine aristokratische Ruhe herrscht dagegen in dem nächsten, dem feinsten Spielhause des Städtchens, dessen Anlage eine Viertelmillion Dollars gekostet haben soll. Das Spielzimmer, welches von der eleganten „Bar“ (Schenktisch) durch einen Vorhang halb getrennt ist, enthält ein „Englisch Hazard“ (eine Art Würfelspiel), eine Roulette und zwei Pharaotische. Man findet hier ein gewählteres Publikum, die eigentliche feine Welt aber spielt in den oberen Zimmern, zu denen nicht ein Jeder Zutritt hat. Die Summen, die in diesen Spielhöllen allnächtlich umgesetzt werden, sind wahrhaft erstaunlich, denn die Gold- und Silbergräber pflegen regelmäßig — mit wenigen Ausnahmen — ihre ganze Beute dort zu verspielen.“ F. v. H.

**Die Gefahren der Ehelosigkeit.** — Der berühmte mittelalterliche Prediger „Bruder Berthold von Regensburg“ hat uns eine beträchtliche Anzahl von Predigten hinterlassen, die zu seiner Zeit sehr wirksam waren und viel Verbreitung fanden. In einem sehr berühmten Sermon über die zehn Gebote spricht er sich sehr ausführlich über die Gefahren der Ehelosigkeit aus und fährt folgendermaßen fort: „Darum, Du junge Welt, geh' schleunig in starker Buße in Dich und zur Ehe oder mit der Ehelosigkeit auf den Grund der Hölle!“ ‚Aber, Bruder Berthold,‘ sagt da Einer, ‚ich bin noch ein junger Knabe, und die mich gern nähme, die will ich nicht, und die ich gern nähme, die will mich nicht‘. — „Nun so nimm aus aller Welt eine zur Ehe, mit der Du recht und gesetzlich lebest,“ antwortete darauf Bruder Berthold. „Willst Du die eine nicht, so nimm die andere; willst Du die kurze nicht, so nimm die lange; willst Du die lange nicht, so nimm die kurze; willst Du die weiße nicht, so nimm die schwarze; willst Du die schlanke nicht, so nimm die dicke. Nimm Dir nur eine Ehefrau aus aller Welt.“ — ‚Bruder Berthold,‘ sagt er weiter, ‚ich bin arm und habe nichts.‘ — „Es ist weit besser, daß Du arm zum Himmelreich fahrest, als reich zur Hölle. Du wirst